

# **ARBEITSBERICHTE**



**Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin**

**Olaf Schnur (Hrsg.)**

**Nachbarschaft, Sozialkapital & Bürgerengagement:  
Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung?**

**Heft 48**

**Berlin 2000**

---

# Humboldt-Universität zu Berlin

## Geographisches Institut

Arbeitsberichte

# 48

Olaf Schnur (Hrsg.):

### **Nachbarschaft, Sozialkapital & Bürgerengagement: Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung?**

Eine Analyse am Beispiel von vier Wohnquartieren  
des Stadtteils Moabit (Berlin-Tiergarten).

*Abschlussbericht zum Projektseminar*

*Wintersemester 1999/2000 und Sommersemester 2000*

*Berlin 2000*

*ISSN 0947 - 0360*

---

**Geographisches Institut**  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Sitz: Chausseestraße 86  
Unter den Linden 6 ! D-10099 Berlin

<http://www2.rz.hu-berlin.de/geo/index.html>

---



## Inhalt

<b>1</b>	<b>VORWORT .....</b>	<b>7</b>
<b>2</b>	<b>ALLGEMEINE HINWEISE.....</b>	<b>9</b>
2.1	DAS PROJEKTTEAM.....	9
2.2	AUFBAU DES BERICHTS: EINE LESEHILFE.....	9
<b>3</b>	<b>QUARTIERSENTWICKLUNG IN DER GROßSTADT: EINE THEORETISCHE ANNÄHERUNG .....</b>	<b>11</b>
3.1	DIE REGULATIONSTHEORIE: EIN BEZUGSRAHMEN FÜR AKTUELLE PROZESSE DER STADTENTWICKLUNG .....	11
3.1.1	<i>Eine Einführung</i> .....	11
3.1.2	<i>Stadt- und Quartiersentwicklung aus regulationstheoretischer Perspektive</i> .....	15
3.2	STICHWORT ZIVILGESELLSCHAFT: ‘EMPOWERMENT’ – ANFANG VOM ENDE DES SOZIALSTAATS? .....	20
3.2.1	<i>Was ist Zivilgesellschaft? Versuch einer Definition</i> .....	20
3.2.2	<i>Zivilgesellschaft im Kontext der Großstadt</i> .....	23
3.2.3	<i>Sozialstaat und Zivilgesellschaft: Komplementäre oder konträre Interessen?</i> ..25	
3.2.4	<i>Fallbeispiel 1: Die Städtische Öffentlichkeit als Aktionsraum – Das Stadtforum Berlin</i> .....	30
3.2.5	<i>Fallbeispiel 2: Volksgärten in New York City</i> .....	32
3.3	IDENTIFIKATION UND ORTSBINDUNG - RELEVANZ FÜR STADTTEILENTWICKLUNG UND INSTRUMENTALISIERUNG? .....	38
3.3.1	<i>Heimat</i> .....	38
3.3.2	<i>Kevin Lynch: „Das Bild der Stadt“</i> .....	39
3.3.3	<i>Ortsbindung in der Großstadt</i> .....	42
3.3.4	<i>Medien und Images</i> .....	45
3.4	NACHBARSCHAFT: EIN ALTER HUT? .....	47
3.4.1	<i>Zum Begriff der „Nachbarschaft“</i> .....	47
3.4.2	<i>Aspekte der Nachbarschaftstheorie von B. HAMM</i> .....	47
3.4.3	<i>Tratsch an der Mülltonne? Definition nachbarschaftlicher Beziehungen</i> .....	49
3.4.4	<i>„Mobile Lifestyle-Individualisten“ vs. „familienbezogene Herdentiere“: Wodurch wird der Wunsch nach Nachbarschaft beeinflusst?</i> .....	50
3.4.5	<i>Aktuelle problematische Tendenzen in Stadtquartieren</i> .....	52
3.4.6	<i>Lösungen nach Plan – Nachbarschaft vom Reißbrett?</i> .....	52
3.4.7	<i>Homogenität vs. Heterogenität: Der Schlüssel zum Nachbarschaftsglück?</i> .....	54
3.4.8	<i>Erwartungen an Nachbarschaft – Fazit</i> .....	55
3.5	SOZIALKAPITAL: EIN PRAKTISCH VERWERTBARES THEORIEKONZEPT? .....	57
3.5.1	<i>Gemeinsam sind wir stark? Der aktuelle Diskurs</i> .....	57
3.5.2	<i>Pierre BOURDIEU</i> .....	58
3.5.3	<i>James S. COLEMAN</i> .....	61
3.5.4	<i>Robert D. PUTNAM</i> .....	62
3.5.5	<i>Zusammenfassung</i> .....	64
<b>4</b>	<b>DER UNTERSUCHUNGSRAUM: STADTTEILSTRUKTUR UND AKTUELLE TRENDS .....</b>	<b>67</b>
4.1	MOABIT IM ZEITRAFFER: STADTTEILGESCHICHTE – EIN ÜBERBLICK .....	67
4.1.1	<i>Die Zeit vor 1800</i> .....	67
4.1.2	<i>Die Zeit vor Beginn der Industrialisierung: Moabit als beliebtes Ausflugsziel vor den Toren Berlins</i> .....	68
4.1.3	<i>Das 19. Jahrhundert: Die Entwicklung Moabits zum Industriestandort</i> .....	69
4.2	MOABIT UND SEINE KIEZE .....	73
4.2.1	<i>Erste Annäherung an den Stadtteil Moabit</i> .....	73
4.2.2	<i>Die kleinräumliche Gliederung Moabits</i> .....	75
4.2.3	<i>Planerische Regulationsformen in städtischen Quartieren</i> .....	89

---

<b>5</b>	<b>BEWOHNERBEFRAGUNG MOABIT 2000: DIE UNTERSUCHUNGSERGEBNISSE .....</b>	<b>101</b>
5.1	IDENTIFIKATION MIT KIEZ ODER STADTTEIL .....	101
5.1.1	„Heimweh“ nach Moabit? .....	101
5.1.2	Zufriedenheit mit der Wohnsituation .....	105
5.1.3	Soziales Vertrauen und Sicherheitsempfinden im Kiez .....	110
5.2	SOZIALKAPITAL IN MOABIT .....	115
5.2.1	Soziale Netzwerke .....	115
5.2.2	Intensität sozialer Normen .....	129
5.2.3	Fazit .....	130
5.3	ZIVILITÄT DER BEWOHNERINNEN .....	132
5.3.1	Zivilgesellschaftliches Engagement - eine Bestandsaufnahme .....	132
5.3.2	Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement in Moabit .....	143
5.3.3	Nachbarschaftsaktivitäten .....	148
5.3.4	Vertrauen zu Institutionen .....	156
<b>6</b>	<b>KURZFASSUNG MIT SCHLUSSFOLGERUNGEN .....</b>	<b>163</b>
<b>7</b>	<b>ANHANG .....</b>	<b>169</b>
7.1	HINWEISE ZUR ERHEBUNGSMETHODIK .....	169
7.1.1	Grundgesamtheit, Teilerhebung und Auswahl der Stichprobe .....	169
7.1.2	Konzeption des Fragebogens .....	169
7.1.3	Die Befragung .....	171
7.1.4	Datenqualität .....	172
7.1.5	Fazit .....	174
7.2	PROTOKOLL DER MOABIT-EXKURSION AM 27.11.1999 .....	175
7.2.1	Rundgang durch Moabit .....	175
7.2.2	Exploration dreier Moabiter Wohnquartiere .....	177
7.2.3	Fazit .....	178
<b>8</b>	<b>LITERATUR .....</b>	<b>179</b>

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Das System der Regulationstheorie.....	14
Abbildung 2: Das Netzwerk der Kommunikation.....	25
Abbildung 3: Der intermediäre Bereich.....	27
Abbildung 4: Community Gardens in New York City.....	34
Abbildung 5: Organisationsmodell der Public Garden-Bewegung.....	35
Abbildung 6: Pharus-Plan von Berlin 1903 (Ausschnitt Moabit).....	71
Abbildung 7: Spreebogen mit Freiburger-Komplex und Bolle-Meierei sowie Focus Teleport.....	76
Abbildung 8: Elberfelder Straße mit Cafés/Restaurants.....	77
Abbildung 9: AEG-Turbinenhalle von 1908.....	78
Abbildung 10: Alte Industriegebäude im Huttenkiez.....	79
Abbildung 11: Beusselstraße.....	80
Abbildung 12: Rathenower Straße um 1925, an der Kreuzung Stendaler/ Perleberger Straße.....	82
Abbildung 13: Die Wilsnacker Straße um 1910.....	83
Abbildung 14: Ansicht des Wohnhauses Lehrter Straße 36, 1926.....	86
Abbildung 15: Westtangentenplanung (FNP-Ausschnitt von 1965).....	87
Abbildung 16: Auswirkung des Alters auf die Ortsbindung.....	103
Abbildung 17: Einfluss der Wohndauer auf Ortsbindung in Moabit.....	103
Abbildung 18: Probleme in Moabit nach Ansicht der BewohnerInnen.....	107
Abbildung 19: „Das Leben in Ihrem Kiez“ – Einschätzungen und Einstellungen der BewohnerInnen.....	110
Abbildung 20: Nachbarschaftsverhältnisse.....	112
Abbildung 21: Furcht vor Verbrechen im Kiez.....	113
Abbildung 22: Kontaktintensität mit Nachbarn.....	116
Abbildung 23: Wohndauer in der jetzigen Wohnung pro Kiez.....	118
Abbildung 24: Altersverteilung der befragten Personen pro Kiez (in %)......	120
Abbildung 25: Reziprozität nachbarschaftlicher Hilfeleistungen.....	121
Abbildung 26: Intensität nachbarschaftlicher Hilfeleistungen.....	122
Abbildung 27: Wohnort der wichtigsten Bezugsperson pro Kiez und gesamtem Befragungsgebiet (in %).....	124
Abbildung 28: Lokale soziale Netzwerke über den Freundeskreis.....	126
Abbildung 29: Haushaltsgröße.....	127
Abbildung 30: Gewünschte Schulabschlüsse für Kinder.....	128
Abbildung 31: Altersstruktur der engagierten Personen.....	143
Abbildung 32: Altersstruktur der Personen, die schon einmal eine Aktion initiiert haben (alle Kieze).....	152
Abbildung 33: Die Untersuchungsgebiete.....	170
Abbildung 34: Stichprobenqualität - Schulabschlüsse.....	173
Abbildung 35: Moabit-Exkursion 1999.....	175



## Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Hauptfragen der Regulationstheorie .....	12
Tabelle 2: Vollzeit-äquivalente Beschäftigung im Non-Profit-Sektor (1990).....	28
Tabelle 3: Territorien und charakteristische Tätigkeitsmerkmale .....	48
Tabelle 4: Hauptaspekte der Konzepte zu „Sozialkapital“ von Bourdieu, Coleman und Putnam.....	64
Tabelle 5: Ausgangssituation für das Berliner Quartiersmanagement.....	93
Tabelle 6: Anforderungsprofil für einen Quartiersmanager .....	97
Tabelle 7: „Heimweh nach Moabit“ .....	102
Tabelle 8: Ausländische Bevölkerung – ein Problem in Moabit? .....	108
Tabelle 9: Sicherheitsempfinden und erlebte reale Bedrohungen .....	113
Tabelle 10: Wohndauer.....	117
Tabelle 11: Wichtigste Bezugsperson nach Wohnort in der Nachbarschaft und in Moabit.....	124
Tabelle 12: Beteiligung an den Kommunalwahlen 1999.....	132
Tabelle 13: Erwerbstätige und Nichtwähler in den einzelnen Kiezen.....	133
Tabelle 14: Bildungsgrad und Nichtwähler in den einzelnen Kiezen.....	133
Tabelle 15: Gegenüberstellung von Vereinsmitgliedschaften Personen mit Hochschulreife und Ausländeranteil in den Kiezen....	134
Tabelle 16: Vereinsmitgliedschaft und Bildungsgrad.....	134
Tabelle 17: Vergleich der Kieze in Bezug auf ehrenamtlich Tätige und Vereinsmitglieder.....	135
Tabelle 18: Vereinsmitgliedschaft und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr für Gesamt-Moabit.....	135
Tabelle 19: Kontaktintensität mit Nachbarn und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr für Gesamt-Moabit .....	136
Tabelle 20: Schulabschluss und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr .....	136
Tabelle 21: Erwerbstätigkeit und Ausübung eines Ehrenamtes für Gesamt-Moabit.....	137
Tabelle 22: Barrieren gegen freiwillige Tätigkeiten.....	138
Tabelle 23: Problemlösungsverhalten der Kiezbewohner .....	139
Tabelle 24: Vergleich der Kieze in Bezug auf von Bewohnern initiierte Nachbarschaftsaktionen .....	140
Tabelle 25: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und „Heimweh“ nach Moabit .....	140
Tabelle 26: Durchgeführte Nachbarschaftsaktionen und Kontaktintensität für Gesamt-Moabit .....	140
Tabelle 27: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und Erwerbstätigkeit für Gesamt-Moabit .....	141
Tabelle 28: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und Schulabschluss für Gesamt-Moabit .....	142
Tabelle 29: Familienstatus und Berufstätigkeit der im vergangenen Jahr tatsächlich ehrenamtlich tätig gewordenen Befragten .....	144
Tabelle 30: Bereitschaft, eine freiwillige Aufgabe im Kiez zu übernehmen.....	144
Tabelle 31: Berufstätigkeit der zu Ehrenämtern bereiten Personen.....	145
Tabelle 32: Alter der zu Ehrenämtern bereiten Personen.....	145
Tabelle 33: Engagement-Barrieren.....	147
Tabelle 34: Nachbarschaft als Handlungspotenzial.....	149
Tabelle 35: Kontaktintensität und mögliche Aktivierung der Nachbarn (Westfälisches Viertel).....	149

---

Tabelle 36: Kontaktintensität und mögliche Aktivierung der Nachbarn (Beusselkiez).....	150
Tabelle 37: Tatsächlich bereits durchgeführte Nachbarschaftsaktivitäten.....	151
Tabelle 38: Wohndauer in Moabit (nur in der Nachbarschaft aktive Personen)...	152
Tabelle 39: Erfolgreiche Nachbarschaftsaktion und Bildungsgrad .....	153
Tabelle 40: Nachbarschaftsinitiative und professionelle Unterstützung – Unterschiede in den Kiezen.....	154
Tabelle 41: Nachbarschaftsinitiative und professionelle Unterstützung - Verhältnis deutsche/ausländische Bewohner .....	155
Tabelle 42: Vertrauen zu Institutionen .....	156
Tabelle 43: Gründe für das Misstrauen gegenüber Institutionen .....	158
Tabelle 44: „Profii“ als Hilfe für Nachbarschaftsaktionen – wer könnte das aus Sicht der BewohnerInnen sein? .....	159
Tabelle 45: Vertrauen in Institutionen am fiktiven Beispiel.....	160
Tabelle 46: Stichprobenqualität - Amtliche Strukturdaten und Erhebungsstatistik für die Untersuchungsgebiete .....	171
Tabelle 47: Stichprobenqualität - Verteilung der Bevölkerung von Moabit nach Altersgruppen.....	172
Tabelle 48: Stichprobenqualität - Staatsangehörigkeiten der nichtdeutschen Einwohner .....	173

# 1 Vorwort

Von Oktober 1999 bis Juli 2000 fand am Geographischen Institut das zweisemestriges Projektseminar „Empirische Quartiersanalyse am Beispiel Berlin-Moabit“ statt.

Diese Veranstaltung für fortgeschrittene Studierende hatte einen doppelten Anspruch: Zum einen sollte die Chance genutzt werden, ohne ökonomische und zeitliche Zwänge (und ohne die Bindung an einen Auftraggeber) zunächst über eine theoretische Herangehensweise an das Thema eine tragfähige und aktuelle empirische Fragestellung zu entwickeln. Zum anderen sollte das Projekt weitgehend „realitätsnah“ gestaltet werden. Dies betraf die Arbeitsorganisation in wechselnden Projektteams, aber auch die straffe Terminplanung, die es notwendig machte, die Qualität des eigenen „Outputs“ in Relation zur gegebenen Zeit zu bewerten. Nicht alles war also im Rahmen des Projekts machbar. Darüber hinaus sollte die Arbeit einen praktischen Nutzwert bekommen.

Der Stadtteil Moabit wurde dabei nicht ohne Grund ausgewählt: Die Auswirkungen des innerstädtischen Wandels in West-Berlin wurden bisher häufig ignoriert, wohl auch, weil die Restrukturierung als buchstäblicher „Stadtumbau“ im Osten viel deutlicher wahrgenommen werden kann. Die Realität ist aber deutlich differenzierter: Gerade einige Stadtviertel und Wohnquartiere im Westen können als Verlierer des vereinten Berlins gelten. Angesichts dieser Diskrepanzen sollte hier ein im Rahmen der Umgestaltungsdebatte bisher wenig beachteter West-Berliner Stadtteil untersucht werden: Der Stadtteil Moabit, Wohn- und altes Industriequartier, ehemals in Mauerrandlage, heute am Cityrand und im Einzugsbereich des neuen Regierungsviertels gelegen, Sinnbild für die alten Industrien und für die Berliner Justiz. Wenig im Bewusstsein der Öffentlichkeit ist, dass Moabit eine ausgeprägte innere Differenzierung und Kiezkultur, ein spezifisches Milieu und Identifikationspotenzial besitzt. Moabit galt in den Augen vieler bereits vor 1990 pauschal als Problemzone und ist es bis heute - nach dem Mauerfall - geblieben, obwohl der Stadtteil in eine neue, sehr zentrale Lage gerückt wurde: Moabit, quo vadis?

Der theoretische Hintergrund unserer Überlegungen bezog sich auf Prozesse städtischer Restrukturierung, die sowohl auf Internationalisierung und Globalisierung als auch auf die spezielle Situation im wiedervereinigten Berlin zurückgehen. Die Beschränkung auf einen konkreten Raum innerhalb der Stadt erfolgte dabei bewusst: Da die sozioökonomischen und politischen Entwicklungsbedingungen zunehmend komplexer werden, lassen sie sich als „Überblicksempirie“ immer weniger darstellen und erfassen. Aspekte, die aus der Distanz nur schwer erfassbar sind (wie z.B. endogene Potenziale und lokale Milieus), werden für Stadt- und Quartiersentwicklungsstrategien in der Praxis immer bedeutender. Medienwirksame politische Programme wie das „Armutsbekämpfungsprogramm“ in Hamburg oder das „Quartiersmanagement“ in einigen Berliner Wohnquartieren verdeutlichen die Problematik und die Notwendigkeit neuer Herangehensweisen. Ziel der empirischen Arbeiten im Seminar sollte es sein, mehr über die Situation der Menschen in ausgewählten Wohnquartieren (z.B. über vorhandene Nachbarschaftspotenziale, soziale Netzwerke etc.), ihre Probleme (z.B. als Planungsbetroffene) und mögliche Auswege (z.B. über Partizipation) herauszufinden.

Der Projektkurs fand in zwei Stufen statt: Die erste Stufe (Wintersemester 1999/2000) diente der Einarbeitung in relevante Theorieansätze (Regulationstheorie, soziale Netze, Sozialkapital etc.) und Methoden sowie als Einstieg in den Untersuchungsraum Moabit (Abgrenzung und Geschichte, Quartiersstruktur, aktuelle Problemfelder). Darauf aufbauend wurde gegen Ende des Semesters ein Untersuchungs- und Befragungsdesign konzipiert. Die zweite Stufe im Sommersemester 2000 beinhaltete die eigentliche Erhebung sowie die Datenaufbereitung und -analyse.

Obwohl der Herausgeber als Projektleiter in die Konzeption und Redaktion der Texte kontinuierlich eingebunden war, bleibt der Abschlussbericht ein Produkt der Seminarteilnehmer. Deshalb sind die Beiträge durchaus heterogen – sowohl im Stil, als auch in der Ausreifung und in der Herangehensweise an wissenschaftliche Fragestellungen. Für eine kompakte Veröffentlichung würde man dies noch vereinheitlichen und straffen. Dies war aber nicht das Ziel. Die Vielfalt der Ideen und Argumentationslinien von insgesamt siebzehn Studentinnen und Studenten sollten nach wie vor erkennbar sein. Diese Struktur ist durchaus auch eine der Stärken des Berichts.

Am Schluss sei noch eine Bemerkung in eigener Sache erlaubt: Zwar markiert der vorliegende Bericht das Ende dieses Seminars, jedoch nicht das Ende des Gesamtprojektes. Im Rahmen eines größeren Forschungsvorhabens sollen die erhobenen Informationen intensiver ausgewertet und weitere empirische Forschungen (Experteninterviews, qualitative Bewohnerinterviews) integriert werden. Dafür, dass sie mit ihrem besonderen Engagement im Rahmen einer Lehrveranstaltung mitgeholfen haben, das empirische Fundament dieses Vorhabens zu bereiten, gilt den SeminarteilnehmerInnen mein herzlicher Dank!

Berlin, im Juli 2000

Olaf Schnur

## 2 Allgemeine Hinweise

### 2.1 Das Projektteam

Folgende StudentInnen haben an diesem Projekt in wechselnden Gruppen mitgearbeitet (in alphabetischer Reihenfolge):

Bartuschies, Sandra ( <i>nur WiSe</i> )	Naumann, Matthias**
Bylund, Jonas* ( <i>nur SoSe</i> )	Oestreich, Katrin*
Essenfelder, Petra**	Pasewaldt, Andreas*
Friemel, Silke**	Pernack, Juro**
Helle, Nina*	Utz, Judith*
Höfs, Björn**	Wagner, Bärbel ( <i>nur WiSe</i> )
Hoorn, Alexandra**	Walter, Nadine*
Janeczek, Ulrich**	Wolf, Benjamin**
Klein-Hitpaß, Anne*	

\* Datenteam

\*\* Redaktionsteam

Die Verfasserinnen und Verfasser der einzelnen Kapitel sind im laufenden Text vermerkt. Der Name markiert den Beginn eines Textbeitrages, der jeweils „bis zum/r nächsten Autor/in“ reicht. Weitere Dinge, die zum Teil im Hintergrund verrietet wurden und deren Verantwortlichkeiten nicht unberücksichtigt bleiben sollen:

- Katrin Oestreich, Andreas Pasewaldt, Nadine Walter: *Exkursionsvorbereitung und -durchführung*
- Anne Klein-Hitpaß, Alexandra Hoorn, Judith Utz: *Videobefragung*
- Matthias Naumann: *Endredaktion Theorieteil*
- Petra Essenfelder, Alexandra Hoorn: *Mitarbeit Kurzfassung/Presseinfo*
- Olaf Schnur: *Endredaktion Gesamtext, Layout, Kummerkasten ;-)*

### 2.2 Aufbau des Berichts: Eine Lesehilfe

Der Bericht besteht analog zum beschriebenen Forschungsablauf aus drei Teilen. Während sich der erste Teil (Kapitel 3) mit theoretischen Fragestellungen zur Quartiersentwicklung in Großstädten auseinandersetzt, beschäftigt sich der darauf folgende Abschnitt mit dem Untersuchungsraum Moabit (Kapitel 4). Leser mit Ortskenntnis werden hier nur wenig neue Informationen vorfinden, anderen dagegen sollten hier die für das Fallbeispiel Moabit nötigen Basisinformationen abrufen können. Im dritten Teil (Kapitel 5) werden die Untersuchungsergebnisse der Befragung vorgestellt und einer Analyse unterzogen. Dies geschieht anhand thematischer Schwerpunkte, die auch selektiv gelesen werden können. Schließlich finden sich nach einer Zusammenfassung noch Hinweise zu Literatur und Methodik am Ende des Bandes.



### 3 Quartiersentwicklung in der Großstadt: Eine theoretische Annäherung

Der folgende Abschnitt beginnt mit einer Betrachtung des Regulationsansatzes in der Stadtforschung. Eine Auseinandersetzung mit einer eher strukturalistisch motivierten Theorie erscheint vor dem Hintergrund eher deterministisch geführter Globalisierungsdebatten als sinnvoll. In diesem Kontext drängen sich jedoch Fragen zur demokratischen Legitimation neuer Regulationsformen, zur Bedeutung lokaler Akteure und zur Perspektive der zivilgesellschaftlichen Ebene allgemein geradezu auf. Das vor allem in der Politikwissenschaft verankerte Thema „Zivilgesellschaft“ führt zu weiteren, stärker sozialwissenschaftlich ausgerichteten Überlegungen: Identifikation, Nachbarschaft und Sozialkapital – allesamt „weiche“ Faktoren, die als Ressourcen interpretiert und vor allem auf der lokalen Ebene (hier: des großstädtischen Wohnquartiers) – eine entscheidende Rolle spielen.

#### 3.1 Die Regulationstheorie: Ein Bezugsrahmen für aktuelle Prozesse der Stadtentwicklung

Björn Höfs

##### 3.1.1 Eine Einführung

Die Mitte der 70er Jahre von dem Franzosen Michel AGLIETTA entwickelte Regulationstheorie steht in einer Reihe mit anderen Regulierungstheorien, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Unter anderem zählen hierzu die klassischen Theorien. Diese gehen von natürlichen Preisen aus, die durch das Verhältnis von Produktion und Reproduktion entstehen und sich durch Konkurrenzwirkung langfristig durchsetzen. Des Weiteren sollen die neoklassische und die marxistische Theorie genannt werden. Erstere beinhaltet den Gedanken, dass Marktpreise sich aus dem System von Angebot und Nachfrage ergeben. Die zweite sieht die Marktpreise als Produktionspreise.

Die ursprüngliche Regulationstheorie wies starke neo-marxistische Züge auf. Diese Ausrichtung wurde jedoch im Laufe ihrer Rezeption immer weiter auf die Analysepunkte Fordismus und Postfordismus reduziert. Dieser Fakt kann als Theorierezeption und -weiterentwicklung interpretiert werden, scheint jedoch eher aus einer „Verdünnung“ der ursprünglichen Theorie zu stammen (vgl. HÜBNER 1990, S. 13).

Hauptzweck der Betrachtung ist die Analyse der Entwicklungs- und Transformationsdynamik kapitalistischer Gesellschaften. Hierbei wird ein großer Teil der Aufmerksamkeit der Erklärung des krisenhaften Wandels der gesellschaftlichen Integrationsbedingungen durch eine ökonomische Analyse gewidmet. Dies geschieht unter der Einbeziehung institutioneller und kulturell-normativer Muster des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses in die Untersuchung. Die Analyse ist demzufolge sehr umfassend, es werden System- und Sozialintegration erfasst (vgl. HÜBNER, S. 16f)

Um diese Ziele zu erreichen wird ein auf makroökonomische und institutionelle Strukturen zielendes Analyseinstrumentarium genutzt. Hierdurch entsteht am Ende ein entwicklungs- und strukturtheoretisches Wandlungskonzept. Die ursprüngliche Idee des Begründers, welche Erkenntnisse durch seine Theorie erfasst werden

sollten, demonstriert sich am klarsten in den fünf Hauptfragen der Regulationstheorie. (vgl. Tabelle 1)

**Tabelle 1: Hauptfragen der Regulationstheorie**

- 1) Welche Kräfte transformieren ein gesellschaftliches System und garantieren seinen langfristigen Zusammenhang ?
- 2) Sind die Bedingungen und Modalitäten dieses Zusammenhangs fähig zur Evolution?
- 3) Unter welchen Bedingungen und durch welche Prozesse ist qualitativer Wandel in den Produktionsbeziehungen induziert ?
- 4) Ist es möglich, Phasen der Entwicklung des Kapitalismus zu identifizieren und kann eine solche Identifizierung die strukturellen Krisen dieser Produktionsweise erklären ?
- 5) Ist die gegenwärtige Krise eine Folgeerscheinung anderer historischer Wandlungen innerhalb des Kapitalismus und liefert sie eine Argumentationsbasis für Hypothesen über zukünftige Klassenkämpfe ?

Quelle: AGLIETTA 1976, nach der englischen Ausgabe 1979, übersetzt in: HÜBNER 1990, S. 17

Das Hauptaugenmerk gilt der Produktion und der Verteilung von Gütern und den sie regelnden Gesetzmäßigkeiten. Ziel ist des weiteren die Identifizierung von Merkmalen, die das Phänomen eines länderübergreifenden Bruchs in den Wachstumsraten der Akkumulation erklären. Um die Analyse zu vervollkommen, wird zudem der Bruch der relativen Kohärenz von Löhnen, Produktivität, Profiten, Preisen und Produktion untersucht. Die Theorie bemüht sich um den Nachweis gelungener oder fehlgeschlagener Anpassungen makroökonomischer Verläufe. Hierzu beschreibt sie die Gesamtheit der Prozesse, die zur Abstimmung von Produktion und gesellschaftlicher Nachfrage beitragen und mit einem bestimmten Zustand ökonomischer und nichtökonomischer Organisationsformen und Produktionsstrukturen korrespondieren.

Um diese Prozesse zu analysieren und zu beschreiben, bedient sich die Theorie verschiedener grundlegender Elemente. Dazu gehören das *Akkumulationsregime*, die *Regulationsweise* und die *Formation* (vgl. HÜBNER 1990, S. 23f).

### 3.1.1.1 Das Akkumulationsregime

Der Begriff Akkumulationsregime beschreibt die Wachstumsperioden kapitalistischer Entwicklung mit einer Kohärenz zwischen Transformation, Produktions- und Konsumtionsnormen und ökonomischer, institutioneller Organisation einer Gesellschaft. Die bekanntesten Beispiele hierfür sind die Regime der fordistischen und der postfordistischen Formation.

## Fordismus

Der in der kapitalistischen Welt als Fordismus bekannte Zeitraum, zeichnet sich durch spezielle Formen der Arbeitsorganisation (Massenproduktion), eine zunehmende Produktivität und Kaufkraft sowie zunehmenden Konsum und Wohlstand aus.

Der direkte Zusammenhang von zunehmender Produktion und zunehmendem Konsum erzeugt, durch die vorherrschende Massenproduktion, ein standardisiertes Konsumentenbild. Vor allem in Westeuropa werden mit dem Begriff Fordismus unweigerlich die Bilder der „Sozialen Marktwirtschaft“ und des „Wohlfahrtsstaates“ verbunden. Diese regulierungsintensiven Gebilde können als die Fundamente der gesellschaftlichen Organisation während der Ära des Fordismus betrachtet werden (vgl. OSSENBRÜGGE 1992, S. 123).

Durch die Krise dieses Modells gesellschaftlicher Organisation gewann im folgenden Zeitraum der Postfordismus immer stärker an Bedeutung.

### **Postfordismus**

Diese Form des Akkumulationsregimes ist gekennzeichnet durch wesentlich flexiblere Produktions- und Arbeitsbedingungen bei fortschreitender Internationalisierung. Das oft gezeichnete Bild des Verschwindens der Massenproduktion als Kennzeichen für den Postfordismus, gilt so nur für die sogenannten entwickelten Industrienationen und auch dort nicht immer. Die Internationalisierung des Wirtschaftswesens führt speziell in diesen Staaten zu einem Bedeutungsverlust des sekundären Sektors und zur Umlagerung der Produktion in sogenannte „weniger entwickelte“ Regionen.

Hier, in den „postfordistischen“ Staaten, kommt es in Folge des Bedeutungsgewinnes der Beschäftigung in tertiären Sektor zu einer Umgestaltung des aus der Zeit des Fordismus stammenden Organisationsprinzips der Gesellschaft. Durch fehlende Massenproduktion, fällt auch die oben beschriebene Kohärenz von Produktionswachstum und Lohnzunahme weg. Im Gegensatz zum Fordismus sind die Konsummodelle jetzt hochdifferenziert. Die typische Familie der Massenproduktionsära verliert mehr und mehr ihre Existenzberechtigung.

Im Gegenzug werden die alten Fundamente „Soziale Marktwirtschaft“ und „Wohlfahrtsstaat“ brüchig und Prozesse des Umbaus und der Deregulierung setzen ein (vgl. OSSENBRÜGGE 1992, S. 123).

#### *3.1.1.2 Die Regulation*

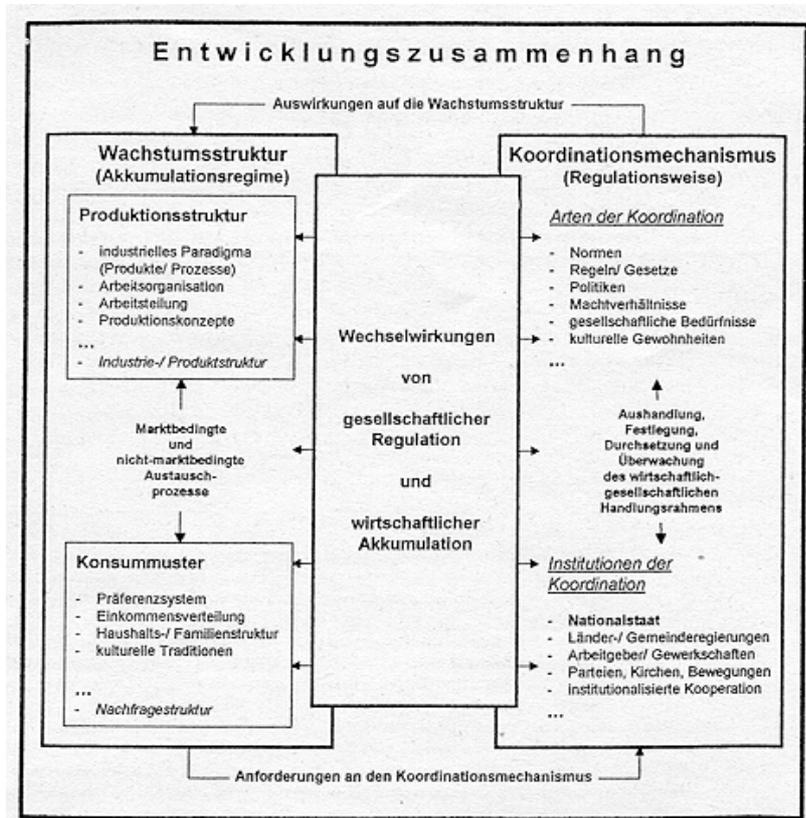
Jedes Akkumulationsregime ist mit einer eigenen Regulationsweise verknüpft. Aus Disproportionen zwischen diesen können sich Regulationsungleichgewichte bilden, welche zu Krisen führen und eine Anpassung der Regulationsweise verlangen. Gelingt dies nicht, gewinnt die Krise an Brisanz und führt zu gesellschaftlicher Umstrukturierung und/oder institutioneller Machtlosigkeit und Instabilität. Ein Beispiel hierfür ist der Übergang vom Fordismus zum Postfordismus. Die Regulation beschreibt also das Verhältnis und die Art von Reaktion und Aktion zwischen Wirtschaft, Politik und sozialen Prozessen. Dieses Verhältnis ist die Grundlage der Reaktionen auf gesellschaftliche Bedürfnisse und Veränderungen.

### **Die Regulation im Fordismus**

Die Regulation erfolgt hier unter anderem durch Tarifvereinbarungen und sozialstaatliche Umverteilung. Der steigende Bedarf nach Konsumgütern wird durch die Massenproduktion und den folgenden Massenkonsum gestillt. Letzterer führt zu einer materiell standardisierten privaten Lebenswelt. Die Massenproduktion steht demnach in direkter Wechselwirkung zum Konsum der Massen und deren materieller Lebensgestaltung. Diese Koppelung von Lohn- und Produktivitätszuwachs führt zu einer ständigen Notwendigkeit von Wachstum. Da dieser Zustand kein unendlicher ist, muss die Regulationsweise fähig sein entstehende Ungleichheiten zu beseitigen .

Um das Produktionsprinzip am Leben zu erhalten, wird also staatlicherseits auf starke Regulationsmechanismen (Versicherungen, soziale Sicherungsmaßnahmen) zurückgegriffen, da diese Nachteile der Produktionsweise aufgefangen werden müssen.

**Abbildung 1: Das System der Regulationstheorie**



Quelle: BATHELT 1994

### Die Regulation im Postfordismus

Der Bedeutungsgewinn neuer Haushaltstypen und Lebensstile erfordert eine flexible Regulation z.B. durch „*Public Private Partnership*“. Die im Fordismus übliche Regulation durch direkten Eingriff in den Markt, weicht flexibleren Maßnahmen (vgl. OSSENBRÜGGE 1992, S. 124). Der bisher fast ausschließlich mit Steuerungsmaßnahmen betraute Staat wird zum Unternehmen. Die deutliche Trennung zwischen Staat und Industrie ist nicht mehr ohne weiteres möglich (vgl. HARTWICH 1998, S.183ff).

Andere Formen der Arbeitsorganisation gewinnen an Bedeutung. Auch die Konsumvarianten unterliegen einer Flexibilisierung, der Massenkonsum wird durch individualisierte Formen abgelöst. Die Produktion geht weg von der Herstellung des Massenbedarfs, hin zu individualisierter Bedürfnisbefriedigung.

#### 3.1.1.3 Die Formation

Dieses, bis hierher beschriebene Gebilde aus sich gegenseitig beeinflussenden Faktoren wird als Formation bezeichnet. Sich gegenseitig bedingende und beeinflussende Akkumulationsregime und Regulationsweisen ergeben ein komplexes Bündel an Faktoren und Institutionen, welche durch die Regulationstheorie erklärt

werden sollen. Fordismus und Postfordismus sind hiernach Formationen, die sich durch die Untersuchung und Bezeichnung einer Gesamtheit von Bestandteilen im Akkumulationsregime und der Regulationsweise erklären lassen. Zusammenfassend lässt sich das Wesen der Regulation gut in Abbildung 1 erkennen. Das Wechselspiel zwischen Anforderung an die Regulationsweise und Auswirkung auf das Regulationsregime sowie die daraus resultierenden Wirkungen sind anschaulich beschrieben.

Wie sich die Regulationstheorie zur Analyse urbaner Prozesse anwenden lässt, wird im nächsten Kapitel dargestellt.

Juro Pernack

### 3.1.2 Stadt- und Quartiersentwicklung aus regulationstheoretischer Perspektive

#### 3.1.2.1 Auswirkungen eines Formationswechsels: Vom Fordismus zum Postfordismus

Im Laufe der 70er Jahre begann der Niedergang des Fordismus, der mit der gleichzeitigen Entwicklung von Massenproduktion und Massenkonsum verbunden war. In den kapitalistischen Ländern geriet der Fordismus in eine Formationskrise, die durch „rückläufiges Produktivitätswachstum der Massenproduktionstechnologien, eine zunehmende Marktsättigung bei den maßgeblichen Warengruppen der fordistischen Massenproduktion (...) und durch eine Restrukturierung der internationalen Arbeitsteilung mit der Folge verschärfter Weltmarktkonkurrenz ausgelöst worden ist“ (KRÄTKE 1991, S. 23).

Durch folgende Kausalkette lässt sich dieser Zusammenhang darstellen: Durch Internationalisierung der Produktion und Arbeitsteilung in Verbindung mit der Tatsache, dass das Spektrum der durch den Massenkonsum noch nicht befriedigten Bedürfnisse immer schmaler wird, sind die Unternehmen einer stärker werdenden Weltmarktkonkurrenz ausgesetzt. Dies führt zu sinkenden Preisen und zu rückläufigem Produktivitätswachstum der Massenproduktionstechnologien. Dadurch wird auf die produzierenden Unternehmen ein enormer Effektivitätsdruck ausgeübt, um konkurrenzfähig bleiben zu können. Die Unternehmen sind gezwungen, Produktionskosten zu senken, wobei Personalkosten den höchsten Kostenfaktor darstellen. Dies führt zum Ersatz von Personal durch Technologie. Die Entwicklung der mikroprozessorgesteuerten Fertigung und neuer Kommunikationssysteme ermöglichte eine enorme Flexibilisierung der Produktion, was bis zur flexiblen Fertigung von Kleinserien ohne Produktivitätseinbußen reicht. Durch die massenhafte Freisetzung von Arbeitskräften wird der Arbeitsmarkt in Arbeitslose und Beschäftigte gespalten. Die Beschäftigungsverhältnisse werden zunehmend dereguliert und flexibilisiert (z.B. Zeitarbeit, 620-Mark-Jobs, Abrufkräfte). Auf der einen Seite gibt es hochbezahlte Arbeitsplätze in der Unternehmensorganisation, Rechts- und Unternehmensberatung, Finanzen und Versicherungen, Marketing, EDV-Dienste etc., und auf der anderen Seite entstehen Niedriglohnverhältnisse wie Reinigungs- und Botendienste, Sicherheitsdienste, Bürohilfstätigkeiten, Servicetätigkeiten in Gastronomie und Freizeiteinrichtungen (vgl. KRÄTKE 1991, S. 86f.). Auch der amerikanische Geograph David Harvey beschreibt die Neustrukturierung des Arbeitsmarktes, die mit dem Übergang vom Fordismus zu flexiblen Formen der Akkumulation verbunden ist. Die Flexibilisierung des Produktionsprozesses trug zu einem Verlust der Einflussmöglichkeiten der Gewerkschaften bei. Durch den Wandel zur „Dienstleistungs- und Freizeitgesellschaft“ findet außerdem ein Deindustrialisierungsprozess statt, wodurch die Beschäftigungssituation für den Facharbeiter mit mittlerem Einkommen immer schwieriger wird.

Das den Fordismus bestimmende Prinzip der Arbeitsteilung in Verbindung mit intensiver Mechanisierung ermöglichte hohe Produktivitätsgewinne. Durch die fordistische Regulationsweise, d.h. politische Regelungen zwischen Gewerkschaften, Unternehmerverbänden und staatlichen Institutionen, wurde eine Kopplung der Produktivitätsgewinne mit Lohnsteigerungen ermöglicht. Das Aufkommen des Massenkonsums ermöglichte durch Nachfrageeffekte wiederum eine Produktivitätssteigerung und damit die Erhöhung der Produktivitätsgewinne, die dann wiederum Lohnsteigerungen bewirkten. Während im Fordismus die Zunahme der Produktivität direkt an den Anstieg der Kaufkraft der Lohnempfänger gekoppelt war, ist jetzt die Produktivitätsentwicklung von der Einkommensentwicklung entkoppelt: Wachsende Einkommensunterschiede und eine sich verstärkende soziale Polarisierung sind die Folge. Durch die unterschiedlichen Einkommen werden auch die Konsummodelle stark differenziert: Der standardisierte Massenkonsum wird ersetzt durch stark hierarchisierte Konsummuster mit exklusiven Warenangeboten und spezialisierten gehobenen Dienstleistungen auf der einen Seite und Billiganbietern für einen reduzierten Lebensstandard auf der anderen Seite (vgl. KRÄTKE 1991, S. 25).

### 3.1.2.2 *Formationswechsel in der Stadtentwicklung*

Diese Arbeitsmarktsplaltung wird durch die besonderen Bedingungen der Wiedervereinigung in West-Berlin besonders deutlich: Bereits 1990 pendelten täglich bis zu 100.000 Personen aus Ost-Berlin und dem Umland zur Arbeit nach West-Berlin. Hauptgrund war die Lohndifferenz zwischen beiden Stadthälften: Einerseits waren Ost-Berliner auf der Suche nach besser bezahlten „West-Arbeitsplätzen“, andererseits wurden von West-Berliner Unternehmen neue Stellen zu 50% mit Ost-Pendlern besetzt. Dies führte zu einer extremen Verschärfung der Arbeitsmarktkonkurrenz für ehemalige West-Berliner (vgl. KRÄTKE 1991, S. 84). Die Struktur der Städte war gekennzeichnet durch den Gegensatz von Stadtzentrum mit Kontroll-, Leitungs- und Finanzfunktionen und dem suburbanisierten Raum mit Eigenheim- und Reihenhaussiedlungen. Innenstadtnahe Wohngebiete wurden vielfach für Bürofunktionen umgenutzt und „Kahlschlag-Sanierung von Altbauwohngebieten zugunsten eines großflächigen standardisierten Wohnungsneubaus“ betrieben (KRÄTKE 1991, S. 21). Durch diese Standardisierung von städtischen Räumen wurden die Lebensbedingungen und Lebensstile breiter Bevölkerungsschichten angeglichen.

Wie wirkt sich nun das neue Akkumulationsregime der flexiblen Akkumulation und Differenzierung der Konsummodelle auf die Stadtentwicklung aus? Es lässt sich sagen, dass ein Restrukturierungsprozess in Gang kommt, der räumliche Ungleichheiten entstehen lässt: Die Kapitalverwertung ist nicht mehr von der Produktion abhängig, sondern hat sich vollkommen verselbständigt, so dass in Verbindung mit einer zunehmenden Internationalisierung der Produktion und Kapitalverwertung die Unternehmen sich immer weiter funktional aufgliedern und die räumliche Mobilität des Kapitals immer weiter zunimmt. Auf der Basis allgemein zunehmender Mobilität - ermöglicht durch neue Logistik- und Kommunikationstechnologien - kommt es zu einer hochgradigen Flexibilisierung der Standortwahl.

Durch die sogenannte Deindustrialisierung von Altindustrieregionen und den Aufstieg von wenigen ausgewählten Gebieten zu neuen Wachstumszentren findet eine starke Polarisierung von Beschäftigungs- und Sozialstrukturen statt, die sich unter anderem in der Hierarchisierung von Konsum- und Freizeitgestaltungsmustern bemerkbar macht.

In Berlin fand infolge des wirtschaftlichen Strukturwandels der BRD ein Prozess starker Deindustrialisierung statt. Zwischen 1960 und 1984 wurden in West-Berlin

148.000 Industriearbeitsplätze abgebaut (vgl. KRÄTKE 1991, S. 82). Diese Entwicklung macht sich im Stadtbild bemerkbar: Die Stadtplanung orientiert sich an den Bedürfnissen der einkommensstarken Schicht: durch Gentrifizierung bzw. ästhetische Aufwertung innerstädtischer Quartiere werden die niederen Konsum- und Wohnfunktionen in andere Bereiche verdrängt.

„Die Stadt ist dreigeteilt: In eine Stadt der `Glanz- und Höhepunkte`, (...) in eine `normale Arbeits-, Versorgungs- und Wohnstadt für die Mittelschicht mit Funktionen eines regionalen Oberzentrums` und in eine `marginalisierte Stadt der Randgruppen, der Ausgegrenzten, der dauerhaft Arbeitslosen, der Ausländer, der Drogenabhängigen und Armen`“ (HÄUSSERMANN und SIEBEL 1987, S. 139, zit. bei KONTER 1997, S. 304).

### 3.1.2.3 Die neue Konkurrenz der Städte

Das neue Akkumulationsregime geht einher mit einer neuen Regulationsweise, die durch Deregulierung, Flexibilisierung, Dynamisierung und Marktsteuerung gekennzeichnet ist. Der öffentliche Sektor wird zunehmend durchkapitalisiert und die Formen der Staatsaktivität werden immer mehr mit denen flexibler Unternehmen vergleichbar. Dabei wird die enge Verflechtung von Staat und Industrie immer unüberschaubarer.

Räumlich macht sich diese Entwicklung folgendermaßen bemerkbar: Ganz bestimmte Städte bzw. Stadtteile ziehen Wachstumspotenziale auf sich, während andere vom Niedergang betroffen werden. Im heutigen Entwicklungsstadium der Gesellschaft werden die Kommunen als konkurrierende Einheiten aufgefasst. Sie verhalten sich unter Konkurrenzdruck ähnlich wie privatwirtschaftliche Unternehmen: „Technologische und gesellschaftliche Entwicklungen haben eine solche Internationalisierung und Mobilität des Kapitals ermöglicht, dass es so aussieht, als habe zunehmende Standortunabhängigkeit von Produktion und Management sozialräumliche und lokale Faktoren überflüssig gemacht. (...) Folglich werden überall `endogene Potenziale` kultiviert und eine Politik entwickelt, die Differenzen zu markieren sucht“ (MAYER 1990, S. 191). Dies betrifft in erster Linie die Wirtschaftspolitik. Es ist zu unterscheiden zwischen Konkurrenz um Produktionspotenziale und Konsumpotenziale:

- **Konkurrenz um Produktionspotenziale:** Innerhalb der internationalen Arbeitsteilung versuchen die Kommunen, sich „ihren Anteil“ zu sichern. Sie versuchen, dies durch die Förderung der Ansiedlung wachstumsstarker High-Tech-Unternehmen durch Subventionen, Bereitstellung der entsprechenden Infrastruktur etc. zu erreichen. Gängige Mittel hierfür sind die Gründung von privatwirtschaftlich organisierten Wirtschaftsförderungsgesellschaften und die Errichtung von Gründerzentren und Technologieparks. „(...) Auf der Ebene der neuen internationalen Arbeitsteilung betonen Städte ihre besonderen, `natürlichen` oder historische gewachsenen Eigenschaften (...). Wo möglich konkurrieren sie um die Ansiedlung von dispositiven Management- und Kontrollfunktionen durch Investitionen ins überregionale Verkehrsnetz, in Kommunikationstechnologien und durch Bereitstellung von Büroräumen und Dienstleistungen“ (MAYER 1990, S. 200).
- **Konkurrenz um Konsumpotenziale:** Die Kommunen versuchen, das Kaufkraftpotenzial der besserverdienenden Bevölkerungsgruppen anzuziehen, „indem sie Investitionen in die `Lebensqualität` der Stadt vornehmen“ (MAYER 1990, S. 200). „Dazu gehört die Förderung von Gentrifizierungsprozessen durch `Stadterneuerungsprogramme` und die Subventionierung der baulichen Aufwertung innerstädtischer Wohngebiete, ihres Umbaus zu `gehobenen`

Wohnquartieren, die Schaffung von 'Konsumenten-Palästen' für den gehobenen Bedarf (...) u.s.w. (KRÄTKE 1991, S. 98). Um in der Konkurrenz zwischen den Städten bzw. Stadtteilen eine bessere Position zu erlangen, werden außerdem attraktive Kulturangebote geschaffen: „Um in der Konkurrenz um (...) Konsumströme Profil zu gewinnen, werden natur- und kulturräumliche Eigenschaften des jeweiligen Ortes betont oder sogar produziert“ (MAYER 1990, S. 195). KRÄTKE merkt dazu an: „Die Mobilisierung von Unterhaltungs- und Kulturspektakeln dient ebenso zur Einbindung der wachsenden Masse von Verarmten und sozial ausgegrenzten in eine illusionäre Gemeinschaftlichkeit“ (KRÄTKE 1991, S. 99).

#### 3.1.2.4 Lokalpolitik und Urban Management in Berlin

Durch die verschärfte Konkurrenz untereinander sind die Kommunen zu einer unternehmerischen Stadtpolitik übergegangen, die sich in der Entstehung von vielfältigen „public/private partnerships“ ausdrückt. Diese privatwirtschaftlichen Organisationsformen sind der öffentlichen Kontrolle weitgehend entzogen und können durch Wahlen nicht direkt beeinflusst werden. KRÄTKE befürchtet deshalb eine „Entdemokratisierung des lokalen Staates“ (KRÄTKE 1991, S. 100).

Durch den Umbau Berlins zum Regierungssitz wird darüber hinaus eine gewisse Anziehungskraft auf die standortsuchende Privatwirtschaft ausgeübt, was u.a. eine Restrukturierung des Berliner Wohnungsmarktes zur Folge hat: Durch Zuwanderung hochbezahlter Fach- und Führungskräfte, die bevorzugt in der Innenstadt wohnen, wird ein Gentrifizierungsschub in begehrten innenstadtnahen Quartieren ausgelöst. Dabei werden einkommensschwache Haushalte durch die Besserverdienenden verdrängt. Es werden sich in Berlin Inseln der Gentrifizierung vor allem in citynahen Altbau-Wohnquartieren in Mitte, Prenzlauer Berg und Kreuzberg herausbilden. KRÄTKE (1991, S. 102) vertritt folgende Auffassung: „Die Politik der Unternehmerischen Stadt ist mit einer Entdemokratisierung auf der gesamtstädtischen Ebene verbunden: Das Beispiel Potsdamer Platz war ein frühes Signal an die nach Berlin drängenden Großinvestoren, dass die zur Metropolenbildung erwünschten Projekte nötigenfalls ohne Rücksicht auf öffentlichen Diskussionsbedarf und ohne sorgfältige planerische Vorbereitung 'durchgepeitscht' werden. (...) Im Frühjahr 1991 wurde vom Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz eine große Planungskommission mit Namen 'Berliner Stadtforum' eingerichtet, bei der Vertreter von Behörden, Verbänden und der Fachöffentlichkeit auf regelmäßigen Treffen Schwerpunkte der Stadtentwicklung diskutieren sollen. Das neue Diskussionsgremium ist der flexiblen stadtpolitischen Strategie einer symbolischen Problembearbeitung zuzurechnen. Forderungen aus der Bevölkerung werden dabei mit neuen Verfahrensformen und Organisationsapparaten oder neuen Gremien beantwortet, die die Unzufriedenheit von denjenigen Instanzen ablenken, die über die entscheidenden Weichenstellungen bestimmen“ (vgl. Kapitel 3.2).

Diese Entwicklung wurde ausgelöst durch die chronische kommunale Finanzkrise: Seit Jahrzehnten schon sinkt die kommunale Eigenfinanzierung, während der Schuldenberg steigt. Ursachen sind wachsende Zinslast durch die immer größer werdende Neuverschuldung, eine Kostenlawine durch neue Bundes- und Landesgesetze (z.B. Änderung des Sozialhilfegesetzes, Verschärfung des Bundesimmisssionsschutzgesetzes, neue Geldleistungsgesetze), steigende Ausgaben für technische und soziale Infrastruktur, Abwälzung der Ausgaben für den ÖPNV auf die Kommunen im Rahmen des Regionalisierungsgesetzes etc. (vgl. KONTER 1997, S. 290). Die Kommunen sehen sich also gezwungen, sich in Konkurrenz um steuerstarke, wachstumsträchtige Unternehmen, Investoren und einkommensstarke Schichten (Zuwachs an Gewerbe-, Mehrwert- und Einkommenssteuern) gegen

andere Kommunen durchzusetzen. „Wesentliche Auslöser der interkommunalen Konkurrenz und deren zunehmender Verschärfung sind die wachsenden Ansprüche der überlokal orientierten privaten Unternehmen an die infrastrukturelle Ausstattung ihres Standortes, die steigende kommunale Vorleistungen erfordern, die wachsende Unabhängigkeit wachstumsträchtiger Industrien von besonderen Standortfaktoren und die damit gegebene Möglichkeit, die Standortentscheidung nach den 'Angeboten' der Kommunen zu treffen (...)“ (KONTER 1997, S. 295). Dadurch sind für die Kommunen die einkommensstarken Schichten für deren Politik interessanter geworden. Der interkommunale Konkurrenzkampf zwingt die Kommunen, zu Kosten-Nutzen-Vergleichen zu greifen. Die Kommunen sind daher nicht mehr in der Lage, dem Prinzip des Disparitätenausgleichs zu folgen. „Die Interventionen und Investitionen sind auf die aus politischer und fiskalischer Sicht vorteilhaft erscheinenden Aktivposten kommunaler Entwicklung, z.B. auf die Ansprüche wachstumsträchtiger und steuerstarker Wirtschaftseinheiten und einkommensstarker Gesellschaftsgruppen, ausgerichtet. Die Optimierung der Interventionen und Investitionen für diese Zwecke (...) geht meistens zu Lasten derjenigen Ausgaben und Maßnahmen, die zur Absicherung und Entwicklung des Lebensraumes der Mehrheit der BewohnerInnen notwendig sind“ (KONTER 1997, S. 296).

Angesichts der knappen finanziellen Mittel greifen die Kommunen zu neuen politischen Instrumenten: Beispiele sind die bereits erwähnte Gründung von privatwirtschaftlich organisierten Wirtschaftsförderungsgesellschaften, Zusammenlegungen verschiedener Behörden in Verbindung mit Personalabbau, Delegation kommunalstaatlicher Aufgaben an private Träger wie Stadterneuerungsgesellschaften (z.B. die S.T.E.R.N GmbH in Berlin), Privatisierung von kommunalen Einrichtungen und Leistungen wie Stadtwerke, Verkehrsbetriebe, Müllabfuhr. Dieses „Outsourcing“ zielt hauptsächlich auf die städtebauliche Aufwertung und die Herstellung eines „positiven Wirtschaftsklimas“ mit erhoffter Außenwirkung auf weitere Investoren ab. „Lösungen für städtische Problemgebiete oder benachteiligte soziale Gruppen sind von solchen Projekten jedoch nicht zu erwarten“ (KONTER 1997, S. 299).

Die Regulationstheorie liefert Erklärungsansätze für die politisch-ökonomische Transformation moderner Gesellschaften. Mit den folgenden Erläuterungen zum Konzept „Zivilgesellschaft“ soll es darum gehen, die gesellschaftlichen Auswirkungen dieses Wandels zu beschreiben.

## 3.2 Stichwort Zivilgesellschaft: 'Empowerment' – Anfang vom Ende des Sozialstaats?

### 3.2.1 Was ist Zivilgesellschaft? Versuch einer Definition

Silke Friemel

Das Wort „zivil“ ist ein seit dem 16. Jahrhundert verwendetes Adjektiv, das „bürgerlich“ meint. Etymologisch stammt es aus dem Lateinischen. „civilis“, das bedeutet „öffentlich, den Bürger betreffend“. Von der aus dem Französischen übernommenen Bedeutung „bürgerlich“ geht auch die heute veraltete Verwendung von „zivil“ im Sinne von kultiviert, gesittet, höflich, aber ebenso von annehmbar, entgegenkommend (bei Preisen), hervor (vgl. DUDEN: Das Herkunftswörterbuch). Im angelsächsischen Bereich wird zur Beschreibung der bürgerlichen Gesellschaft der Begriff „civil society“ verwendet.

Definieren könnte man „Zivilgesellschaft“ folgendermaßen: „Zivilgesellschaft ist die Gemeinschaft nicht - staatlicher Zusammenschlüsse und Assoziationen auf freiwilliger Basis, deren Zweck die Vermittlung von Interessen zwischen Markt, Staat und Privatsphäre ist.“<sup>1</sup>

#### 3.2.1.1 *Von der „bürgerlichen Gesellschaft“ des 18. Jahrhunderts zur „Zivilgesellschaft“ am Ende des 20. Jahrhunderts. Ein geschichtlicher Rückblick*

Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland war die Französische Revolution der Auslöser eines Politisierungsschubes der Öffentlichkeit: „Der [...] Aufstieg der Meinungspresse, der Kampf gegen Zensur und für Meinungsfreiheit kennzeichnen den Funktionswandel des expandierenden Netzes öffentlicher Kommunikation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“ (HABERMAS 1990: S. 14). Diese frühliberale Öffentlichkeit war zunächst literarisch und kunstkritisch geprägt, bevor sie zu einer von Massenmedien und Massenkultur beherrschten Gesellschaft wurde (vgl. HABERMAS 1990: S. 15). HABERMAS (1990: S. 16f) beschreibt weiterhin die traditionellen Formen der „repräsentativen Öffentlichkeit“, in der das Volk die Kulisse bildete, vor der die herrschende Klasse sich selbst darstellte. Somit gehörte „das Volk, indem es von der repräsentierten Herrschaft ausgeschlossen wurde, zu den Konstitutionsbedingungen dieser repräsentativen Öffentlichkeit“ (HABERMAS 1990: S. 17). Seiner Meinung nach markiert eben dieser Typus einer Öffentlichkeit den geschichtlichen Hintergrund für die moderne Forschung zu öffentlicher Kommunikation und die Wiederentdeckung der Zivilgesellschaft.

#### 3.2.1.2 *Der Strukturwandel der Öffentlichkeit*

Ende des 19. Jahrhunderts bildete sich ein Gegenüberstehen von Staat und Gesellschaft heraus, da der Staat den Individuen zwar die bürgerliche Freiheit, nicht aber die politische Freiheit bot, d.h. der Einzelne hatte keinen Anteil an der politischen Entscheidungsgewalt und keine „institutionalisierte Möglichkeit der aktiven Einflussnahme auf sie“ (BÖCKENFÖRDE 1976, zitiert in HABERMAS 1990: S. 22). Laut HABERMAS bildete dies den Hintergrund für das Interesse der Staatsbürger,

<sup>1</sup> Hier handelt es sich um eine Definition, die unsere Arbeitsgruppe auf der Basis der angegebenen Literatur zusammengestellt hat.

ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen gegenüber dem Staat geltend zu machen, was eine „Vergesellschaftung des Staates“ bzw. eine „Verstaatlichung der Gesellschaft“ förderte (HABERMAS 1990: S. 22f). Das Potenzial zur gesellschaftlichen Selbstorganisation, das zu einem komplexen Sozialstaat und einem organisierten Kapitalismus in den westlichen Gesellschaften führte, hatte Auswirkungen auf verschiedene Sphären der Gesellschaft und zwar insbesondere auf die Privatsphäre der Individuen und auf Struktur und Verhalten der Öffentlichkeit (vgl. HABERMAS 1990: S. 23f).

Der durch informelle Beziehungen gestaltete private Lebensbereich des Einzelnen veränderte sich stetig im Zuge von Verstädterung, Bürokratisierung, betrieblicher Konzentration und der Umstellung auf Massenkonsum bei zunehmender arbeitsfreier Zeit.

Laut Ulrich BECK (1986: S. 116) bedeutete dieser Individualisierungsschub nach dem Zweiten Weltkrieg die Freisetzung des Individuums aus sozialen Klassenbindungen und aus Geschlechtslagen von Männern und Frauen. Daraus ergab sich eine ambivalente Situation sozialer Ungleichheit: zwar gab es die Aufhebung der traditionellen Kategorien von Großgruppengesellschaften hin zu individualisierten Existenzformen, aber mit einer anhaltenden sozialen Ungleichheit. Exemplarisch dafür war die Verteilung der Massenarbeitslosigkeit, die keinen „klassenkulturellen Lebenszusammenhängen“ mehr entsprach. Diese Tatsache erzeugte für den Einzelnen eine neue „Unmittelbarkeit“ von Krisen. Aber die Individualisierungsspirale drängte sich noch tiefer in den familiären Bereich, da sich Ambitionen und Ansprüche änderten, und dies beeinflusste in großem Maße die Lage der Frauen (vgl. BECK 1986: S. 116f).

In Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg war dieser gesellschaftliche Individualisierungsschub besonders stark. Er stand im Zusammenhang mit der Zerstörung wesentlicher Elemente ziviler Gesellschaften in der Zeit des Nationalsozialismus. Erforderlich war eine „Umerziehung“ zu demokratischen Verhältnissen und „Entwicklung einer fordistischen Industriegesellschaft im Rahmen wohlfahrts- und rechtsstaatlicher Regulationsformen“ (SCHMALS 1997: S. 9). Das darauffolgende deutsche „Wirtschaftswunder“ stand in einer Reihe mit der „technokratischen Produktionsweise, der keynesianischen Sozialpolitik, konservativer Familienpolitik sowie einer umweltzerstörenden Siedlungs- und Infrastrukturplanung vor dem Leitbild der ‘Charta von Athen’“ (SCHMALS 1997: S. 9). Anfang der 1970er Jahre, zur Regierungszeit Willy Brandts, wurden die Weichen gestellt für mehr Mitbestimmung der Bürgerschaft im Rahmen einer gesellschaftlichen Reformpolitik. „Mehr Demokratie wagen“ war das Schlagwort. Der Demokratisierungsprozess fand aber nicht nur durch staatliche Politik auf verschiedenen Ebenen, wie z.B. einer Strafrechtsreform, einer demokratisierten Ehe- und Familiengesetzgebung, des Bundessozialhilfegesetzes oder einem Mitbestimmungsrecht beim Städtebau statt. Besonders aus der Gesellschaft heraus sollte das Leitbild umgesetzt werden: demokratische Protestformen, bürgerschaftliche Initiativen, soziale Projekte und Bewegungen waren die Mittel dafür (vgl. SCHMALS 1997: S. 10). Diese „Phase gesellschaftlicher Zivilisierung“ (SCHMALS 1997: S. 10) markierte den Höhepunkt dieser Bewegungen in der Bundesrepublik, deren Errungenschaften mit Beginn der liberal - konservativen Koalition Anfang der 1980er Jahre mehr und mehr zurückgenommen wurden.

### *3.2.1.3 Die zivilgesellschaftlichen Theorieansätze und ihre wichtigsten Vertreter*

In der deutschen Theorietradition wurde der Staat als Gegenpol zur Gesellschaft begriffen, im Gegensatz zum angelsächsischen Bereich. Trotz eines schrittweisen

Aufweichens dieser „Dualität“ ist die gedankliche „Aussonderung“ des Staates geblieben, eine Tatsache, die „konzeptionell Raum für Gesellschaft als einen Bereich freiwilliger Assoziationen für wirtschaftliche, kulturelle, politische, religiöse oder andere Ziele schafft, der zwischen dem Bereich der Intimbeziehungen (Familie, Freundschaften) und dem Bereich der Staatsorganisation liegt: ‘civil society’” (PETERS 1993, zitiert nach SCHMALS 1997: S. 11).

In den Konzepten der „Linken“ wie z.B. bei Karl Marx herrschte der Wunsch vor, den Staat in eine „politisierte, in sich selbst verwaltende Gesellschaft“ (PETERS 1993, zitiert nach SCHMALS 1997: S. 12) zurückzuholen und ihn so absterben zu lassen. Zu erwähnen ist hier der italienische Theoretiker Antonio GRAMSCI der den Begriff Zivilgesellschaft als eine Form von Überbau begreift. Die Zivilgesellschaft ist dabei mit dem Staat eng verschränkt (KEBIR 1997).

Demgegenüber betonen die neueren Konzeptionen der ‘civil society’, dass es nicht um das Sterben des Staates gehe, sondern um eine „Bündelung und Stärkung jener emanzipatorischen Potenziale der Gesellschaft, die vom kapitalistischen Geist noch nicht erfasst sind“ (SCHMALS 1997: S. 12). Der Staat verbleibt somit als eine Instanz jenseits der Gesellschaft, der unter Umständen zivilgesellschaftliche Organisationen Kompetenzen und Aufgaben abnehmen müssen. Damit wird die Dualität von Staat und Gesellschaft abgelöst durch die drei Bereiche Staat, „Marktgesellschaft“ und Zivilgesellschaft (vgl. SCHMALS 1997: S. 12), wobei in solch einer Zivilgesellschaft soziale Bewegungen, freie Assoziationen und Initiativen die Basis bilden.

Für einen „Einstellungswandel“ der Öffentlichkeit hin zu einer „besseren moralischen, sozialen und politischen Umwelt“ (ETZIONI 1988: S. 277) plädiert die sog. Kommunitaristische Bewegung. Für den gedanklichen Vorreiter des Kommunitarismus Amitai ETZIONI besteht der Dreh- und Angelpunkt einer Reform des öffentlichen Lebens aus der Stärkung der Moral und der Wiederbesinnung auf Werte (ETZIONI 1988: S. 277). Nur mit einer gestärkten moralischen Basis könnten Staat und Markt funktionieren. Doch es bleibt nicht bei der Stärkung der Moral in der Familie, den Schulen und Universitäten sowie den sozialen Netzwerken; parallel müsste auch die „zivile Ordnung“ gestärkt werden. ETZIONI propagiert das ehrenamtliche Engagement, das er als „Sozialpflicht“ des Einzelnen ansieht, in allen Bereichen des öffentlichen Lebens (ETZIONI 1988: S. 278f). Seiner Meinung nach kann nur eine aktive zivile Öffentlichkeit zu „ausgewogenen Verhältnissen zwischen Individuen und Gruppen und Rechten und Pflichten, zwischen den Institutionen des Staates, des Marktes und der Zivilgesellschaft“ führen (ETZIONI 1988: S. 283).

Vor diesem Hintergrund existieren nun zwei grundlegende Positionen zivilgesellschaftlicher Theorieansätze: der leitbildorientierte Ansatz und der vermittlungsorientierte Ansatz.

#### 3.2.1.4 *Der leitbildorientierte Ansatz: Zivilgesellschaft als theoretisches und normatives Leitbild*

Wichtigster Vertreter dieser Position, die ‘civil society’ hauptsächlich als politisches Projekt begreift, das bislang nur auf der theoretischen Ebene existiert, ist Jürgen HABERMAS. Als leitbildhafter Ansatz wird seine Position deshalb bezeichnet, weil „das Konzept der Zivilgesellschaft an zentraler Stelle mit der normativen Idee diskursiver Öffentlichkeit verkoppelt ist, in der sich ‘kommunikative Macht’ formiert, durch die Wirkungen sozialer Macht zu brechen sind“ (SCHMALS 1997: S. 13). HABERMAS beschreibt das Wesen von Zivilgesellschaft folgendermaßen: „*Den institutionellen Kern der Zivilgesellschaft bilden*

*jedenfalls nicht-staatliche, nicht-ökonomische Zusammenschlüsse auf freiwilliger Basis, die, um nur unsystematisch einige Beispiele zu nennen, von Kirchen, kulturellen Vereinigungen und Akademien über unabhängige Medien, Sport- und Freizeitvereine, Debattierclubs, Bürgerforen und Bürgerinitiativen bis zu Berufsverbänden, politischen Parteien, Gewerkschaften und alternativen Einrichtungen reichen*” (HABERMAS 1990: S. 46). Diese eher spontan entstandenen Organisationen und Zusammenschlüsse leiten dann gesellschaftliche Problemlagen an die politische Öffentlichkeit weiter; d.h. im Kern ist es das „Assoziationswesen“, das Diskussionen zu Fragen allgemeinen Interesses im Rahmen veranstalteter Öffentlichkeiten institutionalisiert (vgl. SCHMALS 1997: S. 13). In dem von Peters entwickelten und von HABERMAS übernommenen „Strukturmodell der Zivilgesellschaft“ umlagert die zivilgesellschaftliche Infrastruktur des Assoziationswesens als „peripherer Kontext“ den „Kernbereich des politischen Systems“ (SCHMALS 1997: S. 13). Um wirksam zu sein, benötigt die Zivilgesellschaft die Ausbildung einer „egalitären Bildungsgesellschaft“, in der die ökonomischen Voraussetzungen keine Wirkung mehr auf Einstellungen oder die Meinungsbildung haben (vgl. SCHMALS 1997: S. 14).

### 3.2.1.5 *Der vermittlungsorientierte Ansatz: Zivilgesellschaft und Intermediarität*

Dieser Ansatz geht, im Gegensatz zur leitbildorientierten Position, davon aus, dass Zivilgesellschaft ein „bereits existierendes Struktur- und Handlungsmerkmal der Gesellschaft“ ist (vgl. SCHMALS 1997: S. 14). Damit seien die Grundlagen vorgegeben, die dann weiterzuentwickeln seien, um mehr politische Gestaltungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten zu schaffen. Als wichtigster Punkt wird hier die sogenannte „intermediäre Sphäre“ zwischen Staat, Markt und dem Privatbereich betrachtet. Diese bietet eine Fülle unterschiedlichster Vermittlungsformen zwischen den drei Bereichen und „manifestiert sich nicht nur in der Vermittlung unterschiedlicher Interessen, sondern auch darin, dass sich in einem Spannungsfeld Wirkungen verschiedener Funktionsprinzipien zur Geltung bringen“ (SCHMALS 1997: S. 15). Die verschiedenen Organisationen, Assoziationen und Interessensverbände sind zusätzlich durch organisatorische Eigenheiten gekennzeichnet, wie das Beispiel der „public-private-partnerships“ zeigt, die einen „hybriden Charakter“ besitzen (vgl. SCHMALS 1997: S. 15). Die intermediäre Sphäre verhält sich gleichzeitig zu den anderen Bereichen komplementär und enthält keine „Eigenlogik“, wie es die Anhänger des leitbildorientierten Ansatzes glauben. Sie wird als die Summe von „Brückeninstanzen“ gesehen, die sowohl die Chance bieten, neue Partizipationsmöglichkeiten innerhalb der Gesellschaft zu schaffen, als auch das Risiko birgt, die gesellschaftlichen Kräfte zu „atomisieren“, d.h. durch eine Aufteilung in winzige Zusammenschlüsse die Handlungsfähigkeit zu verlieren.

Doch wie spiegeln sich nun die zivilgesellschaftlichen Theorien in der gesellschaftlichen Realität der Stadt wider bzw. welche neue Partizipationsformen der zivilen Gesellschaft gibt es aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse?

Nina Helle

## 3.2.2 Zivilgesellschaft im Kontext der Großstadt

### 3.2.2.1 *Einführung*

Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen, tiefgreifenden Wandlungsprozesse in den gesellschaftlichen Verhältnissen hat sich auch das Verständnis von Urbanität verändert. Im Mittelpunkt der nun einsetzenden Debatte steht das Bemühen, „Urbanität

tät“ unter den heutigen Voraussetzungen neu zu erfassen. Dabei versteht man unter Urbanität die Gesamtheit der Qualitäten, die großstädtisches Leben und somit den Geist und die Wesensart einer größeren Stadt ausmachen. Dies gilt insbesondere in kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht (vgl. LESER 1997). Doch was bedeutet Urbanität in einer Zeit, in der die fortschreitende Globalisierung einen veränderten Umgang mit gebautem Raum bewirkt? Allein in der Europäischen Union hat der Abbau der Grenzen zwischen den einzelnen Mitgliedsstaaten den Wettbewerbsdruck enorm gesteigert. Dies zeigt sich beispielsweise in dem Ausbau der Bahnhöfe der größeren Metropolen zu multifunktionalen Knotenpunkten im europäischen Städtesystem (vgl. SCHMALS 1997, S. 399). Die Stadtplanung steht unter einem immensen Entwicklungsdruck. Die Veränderungen sind kaum aufzuhalten, insbesondere weil offenbar kein gesellschaftlicher Konsens darüber zu erzielen ist (vgl. Kapitel 3.1). In diesem Zusammenhang gewinnt das Konzept der Zivilgesellschaft immer mehr an Bedeutung.

### 3.2.2.2 *Zivile Urbanität*

Die Bedeutung des Begriffs der Urbanität hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts entscheidend gewandelt. In den 20er und 30er Jahren ist mit der „Charta von Athen“ ein Verständnis von Urbanität geprägt worden, welches als funktional zu bezeichnen ist. Das Leitbild der Stadtplanung war eine räumliche Trennung der einzelnen Funktionen einer Stadt, d.h. eine Einteilung der Stadt in städtische Nutzungszonen wie Arbeiten, Wohnen und Freizeit. Die Umsetzung dieses Leitbildes lässt sich beim Wiederaufbau vieler deutscher Innenstädte wie z.B. in Hannover oder in Berlin-Mitte um den Alexanderplatz sowie auch bei der Errichtung ganzer Stadtviertel wie beispielsweise in Berlin das Märkische Viertel oder Marzahn (vgl. SCHMALS 1997, S. 404) beobachten. Eine derart strukturierte Stadt ist das Spiegelbild einer fordistisch geprägten Gesellschaft (vgl. Kapitel 3.1). Auffallend ist jedoch, dass in diesem Verständnis von Urbanität jegliche Mitwirkungs- und Gestaltungsrechte bürgerlicherseits nicht vorgesehen sind. Sie wurden bewusst durch die verantwortlichen Architekten, wie etwa Le Corbusier aber auch durch die politischen Machthaber und Parteien unterbunden.

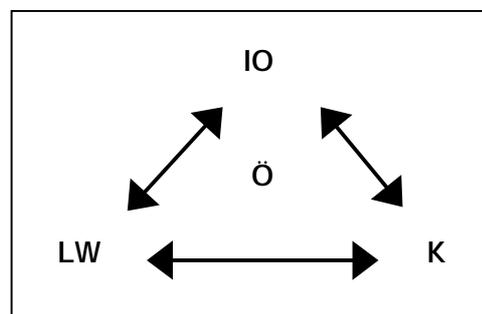
In den 60er und 70er Jahren beginnt ein Suchprozess nach einer neuen Urbanität. Diese Suche wird verstärkt auch von unten, d.h. von der Bevölkerung mitgetragen. Die „funktionale Urbanität“ wird mehr und mehr als eine „unwirtliche Urbanität“ empfunden. Die Städte sollen wieder lebenswerter gestaltet werden. Dabei besinnt man sich wieder auf die Ursprünge, welche in Kombination mit den heutigen technischen Möglichkeiten den Städten zu einer neuen Lebendigkeit und Attraktivität verhelfen sollen. „Intensiviert wurde der Suchprozess nach ‚neuer Urbanität‘ durch den Aufbruch der Gesellschaft zu mehr Demokratie, zu mehr lokaler Identität, zu mehr Unverwechselbarkeit und zur ‚Stilisierung des Selbst‘ auch im Städtebau.“ (SCHMALS 1997, S. 404). Dieser Prozess wird durch den Umbruch vom Fordismus zum Postfordismus, der sich auch in den Gesellschaftsstrukturen bemerkbar macht, noch verstärkt.

Die postfordistischen Gesellschaftsstrukturen schaffen Raum für „zivile Urbanität“, welche auf dem Konzept der Zivilgesellschaft basiert. Hier stehen nun im Gegensatz zur „funktionalen Urbanität“ die Bürger bzw. die Gesellschaft und ihre Interessensvertretung im Mittelpunkt. Das Konzept der Zivilgesellschaft ist ein Eckpfeiler des demokratischen Verfassungsstaates und somit sind auch die Ideen die der „zivilen Urbanität“ zugrunde liegen nicht völlig neu.

Beim Konzept der „zivilen Urbanität“ geht es um die Gewinnung öffentlicher Räume, in denen bürgerliche Gruppen meinungsbildende Diskurse führen und Konflikte austragen können. Öffentlichkeit ist bei der Gestaltung sozialräumlicher

Strukturen unverzichtbar. SCHMALS bezeichnet sie sogar als „Atemluft“ der Zivilgesellschaft (1997, S. 412). Dabei gibt es aber nicht „die Öffentlichkeit“, sondern sie setzt sich immer aus einer Vielzahl verschiedener Milieus zusammen. Öffentlichkeit kann als Netzwerk der Kommunikation beschrieben werden (vgl. Abbildung 2). Hier begegnen sich Angehörige der zivilgesellschaftlichen Lebenswelt (Einzelpersonen), intermediäre Organisationen und Institutionen, die eine vermittelnde Rolle einnehmen und Vertreter des sog. Kernbereichs demokratisch verfasster Gesellschaften, wie z.B. Verfassungsorgane oder Verwaltungseinrichtungen. So entsteht eine bunte Mischung an gemeinsamen, sich ergänzenden und zum Teil sogar ausschließenden Interessen und Bedürfnissen. Öffentlichkeit ist durch ein Wechselspiel von Konflikt und Konsens geprägt. Die Artikulation, der Austausch, die Anerkennung und die Realisierung dieser unterschiedlichen Interessen bilden den „Kontext ziviler Urbanität“.

**Abbildung 2: Das Netzwerk der Kommunikation**



**Ö** → Öffentlichkeit

**LW** → Zivilgesellschaftliche Lebenswelt

**IO** → Intermediäre Organisationen und Institutionen

**K** → Kernbereich demokratisch verfasster Gesellschaften

Quelle: SCHMALS 1997, S. 413 (Ausschnitt, verändert)

Nachdem die Bedeutung des öffentlichen Raums für die Zivilgesellschaft herausgearbeitet wurde, soll nun dem Verhältnis zwischen Sozialstaat und Zivilgesellschaft nachgegangen werden. Eine besondere Bedeutung fällt hierbei den intermediären Instanzen zu, denn sie bilden in ihrer Funktion als Verbindungsglied zwischen der zivilgesellschaftlichen Lebenswelt und dem Staat den Kern der Zivilgesellschaft. Im Folgenden werden die Chancen und Risiken, die mit einem Erstarren dieser intermediären Organisationen verbunden sind, diskutiert.

Juro Pernack

### 3.2.3 Sozialstaat und Zivilgesellschaft: Komplementäre oder kontingente Interessen?

Durch die stark gestiegene Arbeitslosigkeit der letzten Jahre, die damit verbundene Kostenexplosion bei den Sozialleistungen und sinkende Steuereinnahmen ist ein Schuldenberg entstanden, der durch wachsende Zinsbelastungen immer größer wird. Dadurch sind die Kommunen einem enormen Effektivitätsdruck ausgesetzt, der sie dazu veranlasst hat, ehemals staatliche Aufgabenträger zu privatisieren und mit anderen Kommunen um Steuereinnahmen in Konkurrenz zu treten. Heftig diskutiert wurden Überlegungen seitens der Kommunen, sich in Teilbereichen aus

sozialer Verantwortung zurückzuziehen. An dieser Stelle soll versucht werden, diese Entwicklung aus der Sichtweise der Ökonomie zu beleuchten.

### 3.2.3.1 Marktversagen und staatliche Intervention

Die Theorie des Marktversagens besagt folgendes: „Allein ist die Marktwirtschaft außerstande, ihr eigenes Ordnungsprinzip zu erhalten“ (HEINZE 1993, S. 1). Die Marktwirtschaft tendiert nämlich zur Selbstzerstörung durch Marktmacht, Krisen und soziale Spaltung. „Auf die Befriedigung individueller Bedürfnisse durch private Güter gerichtet, ist die außerstande, die Güter (wie Freiheit, Sicherheit, sozialer Konsens...) selbst zu produzieren, die zur Systemerhaltung notwendig sind. Die Planungsperspektive der Marktwirtschaft ist kurzfristig und punktuell“ (HEINZE 1993, S. 1). Es gibt nach HEINZE (1993) folgende systembedingte Fehlsteuerungstendenzen der Marktwirtschaft:

- Natürliche Monopole
- Ruinöse Konkurrenz
- Öffentliche Güter
- Externe Effekte
- Das Verteilungsproblem

Jede dieser fünf Fehlsteuerungstendenzen stellt eine „Marktunvollkommenheit“ dar. Um einen funktionsfähigen Wettbewerb zu ermöglichen, muss der Staat gemäß der Theorie in diesen Bereichen durch „Marktregulation“ eingreifen. Hierfür stehen ihm nach HEINZE (1993) folgende Instrumente zur Verfügung:

- Staatliche Erlaubnis privater Absprachen (Kartelle)
- Direkte Preiseingriffe (Mindest- und Höchstpreise, Festpreise)
- Mengenzuteilungen (Quoten)

### 3.2.3.2 Staatsversagen

Folgende Zitate umreißen in Kürze die Logik staatlichen Versagens (HEINZE 1993, S. 5):

- „Es ist ein politisches Problem, die Folgenbeseitigung wirtschaftlicher Akteure in wachsendem Maße zu übernehmen. Der Staat aber reagiert wirtschaftlich, indem er die Einkommensbildung in diesen Problembereichen fördert“.
- „Je mehr Geld in die Folgenbeseitigung fließt, desto größer wird das wirtschaftliche Interesse an den negativen Folgen und desto geringer das signalisierte Interesse an weiterer Problemvermeidung“.
- „Je weniger der Staat präventiv handelt, desto abhängiger wird er vom Wachstum der Wirtschaft (um seinen Folgenbeseitigungsbedarf finanzieren zu können) und desto geringer wird seine Interventionsneigung“.

Diese Thesen lassen sich auch anhand von Beispielen untermauern: Überlastete Straßen werden z.B. häufig ausgebaut, wodurch sie nach kurzer Zeit durch aufgrund dieser Verbesserung neu induzierten Verkehrs wieder überlastet sind. Ein weiteres von unzähligen weiteren denkbaren Beispielen ist der Abfall: Der immer größer werdende Müllberg führt zu einem Boom in der Entsorgungswirtschaft.

Durch die wirtschaftliche Liberalisierung steigt der Konkurrenzdruck, was einen steigenden Effektivitätsdruck auf die Unternehmen zur Folge hat. Dies führt zwangsweise zum Abbau von Arbeitsplätzen. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist

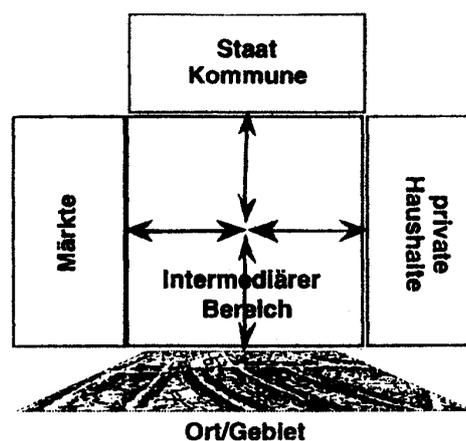
eine Konzentration des Kapitals auf der einen Seite und steigende Arbeitslosigkeit mit einer damit verbundenen Kostenexplosion bei den Sozialleistungen auf der anderen Seite. Durch das immer größer werdende staatliche Ausgabevolumen bei sinkenden Steuereinnahmen ist der Staat gezwungen, sich immer weiter zu verschulden. Durch die steigende Zinslast ist er finanziell auf die nächsten Ausgaben schlechter vorbereitet; damit sinkt sein Handlungsspielraum in der Umwelt-, Wirtschafts- und Finanzpolitik. Dem Staat kommt neben seiner Infrastruktur- und Ordnungsfunktion also immer mehr eine „Entsorgungsfunktion“ zu.

### 3.2.3.3 Non-Profit-Sektor und Intermediarität: Ein Ausweg?

Staatliche Wohlfahrtsmaßnahmen unterliegen dem sogenannten **Subsidiaritätsprinzip**, d.h. sie werden öffentlich finanziert und durch private Wohlfahrtsträger ausgeführt. Diese nicht auf Gewinnerzielung ausgerichteten, gemeinnützigen Organisationen werden als **Non-Profit-Sektor (NPS)** bezeichnet. Der NPS ist zu 2/3 auf öffentliche Mittel angewiesen, der Rest wird durch Mitgliedsbeiträge, Gebühren etc. gedeckt. Beispiele für den NPS sind das Stiftungswesen, Wohlfahrtsverbände, private Einrichtungen im Freizeit- und Kulturbereich, Entwicklungshilfe- und Umweltorganisationen, Interessenverbände, Genossenschaften, Vereine etc. Die Bedeutung des NPS macht folgendes Zitat deutlich: „Von den (netto) 2.575.334 zwischen 1970 und 1987 in Westdeutschland neu geschaffenen Arbeitsplätzen befanden sich 579.860 im Non-Profit-Sektor, das entspricht 22,5%“ (ANHEIER 1999, S. 152). In Tabelle 2 sind Beschäftigtenzahlen im NPS für Westdeutschland dargestellt.

Der NPS lässt sich als intermediärer Bereich auffassen, weil er als Vermittler zwischen den bürokratisch-formellen Sektoren Staat und Markt und der persönlichen Welt der Einzelindividuen auftritt. Der intermediäre Bereich darf allerdings nicht mit dem Begriff „zivile Gesellschaft“ verwechselt werden, die sich aus „Vereinigungen von privaten Haushalten und deren Netzen zusammensetzt, die sich um der Familie, des Glaubens, der jeweiligen Interessen und einer bestimmten Ideologie willen bilden“ (WALZER 1994, S. 7, zit. bei SELLE 1997, S. 36). NPS und „zivile Gesellschaft“ sind als Teilmengen des intermediären Bereiches zu verstehen.

**Abbildung 3: Der intermediäre Bereich**



Quelle: Selle 1997, S. 37

Tabelle 2: Vollzeit-äquivalente Beschäftigung im Non-Profit-Sektor (1990)

Untergruppen (ICNPO)	Beschäftigung	In %
<b>KULTUR UND ERHOLUNG</b>	<b>64.346</b>	<b>6,3%</b>
Kunst & Kultur	5.320	0,5%
Sport, Freizeit & Erholung	59.017	5,8%
Sonstige Klubs	9	0,0%
<b>BILDUNG UND FORSCHUNG</b>	<b>131.451</b>	<b>12,9%</b>
Schulen, Primar- und Sekundarstufe	34.339	3,4%
Universitäten und Hochschulen	2.150	0,2%
Sonst. Organisationen des Bildungswesens	63.044	6,2%
Forschung	31.917	3,1%
<b>GESUNDHEITSWESEN</b>	<b>364.056</b>	<b>35,8%</b>
Krankenhäuser	237.920	23,4%
Pflegeheime	74.807	7,3%
Psychiatrische Krankenhäuser	20.824	2,0%
Sonst. Org. des Gesundheitswesens	30.505	3,0%
<b>SOZIALE DIENSTE</b>	<b>328.733</b>	<b>32,3%</b>
Soziale Dienste	324.245	31,8%
Katastrophenschutz und -hilfe	4.488	0,4%
<b>UMWELT UND NATURSCHUTZ</b>	<b>2.462</b>	<b>0,2%</b>
Umwelt und Naturschutz	1.361	0,1%
Tierschutz und Tierheime	1.102	0,1%
<b>WOHNUNGSWESEN &amp; BESCHÄFTIGUNG</b>	<b>60.592</b>	<b>6,0%</b>
Entwicklung & Gemeinwesenarbeit	16.539	1,6%
Wohnungswesen	37.611	3,7%
Beschäftigung und berufliche Fortbildung	6.443	0,6%
<b>BÜRGER- &amp; VERBRAUCHERINTERESSEN</b>	<b>13.677</b>	<b>1,3%</b>
<b>STIFTUNGS- UND SPENDENWESEN</b>	<b>2.686</b>	<b>0,3%</b>
<b>INTERNATIONALE AKTIVITÄTEN</b>	<b>5.138</b>	<b>0,5%</b>
<b>WIRTSCHAFTS- &amp; BERUFSVERBÄNDE</b>	<b>44.803</b>	<b>4,4%</b>
<b>GESAMT</b>	<b>1.017.945</b>	<b>100%</b>

Untergruppe (ICNPO)	Beschäftigung			Vollzeit- äquivalente Beschäftigung Gesamt
	Nonprofit- Sektor %	Öffentl. Sektor %	Markt- Sektor %	
<b>KULTUR &amp; FREIZEIT</b>	<b>10,7</b>	<b>44,9</b>	<b>44,4</b>	<b>175.158</b>
Theater und Opernhäuser	4,5	72,7	22,9	31.602
Orchester, Chöre, etc.	9,5	19,0	71,5	5.915
Museen, Ausstellungshäuser	9,2	71,7	19,2	17.490
Allgemeine Bibliotheken	2,7	38,1	59,2	30.559
Erholungsheime	65,2	10,1	24,7	15.207
Ferienheime	22,2	2,6	75,3	10.977
Sporteinrichtungen	2,3	45,2	52,6	62.603
Sportschulen	68,3	31,7	-	805
<b>BILDUNG &amp; FORSCHUNG</b>	<b>10,9</b>	<b>83,3</b>	<b>5,7</b>	<b>1.144.216</b>
Schulen	6,0	92,2	1,7	632.106
Hochschulen	1,2	98,6	0,2	198.042
Erziehungsheime	76,2	12,1	11,7	9.136
Berufsausbildung	21,5	60,9	17,6	202.898
Erwachsenenbildung	100,0	-	-	9.559
Forschungsarchive und -bibliotheken	5,7	88,7	5,6	7.779
Forschungseinrichtungen	34,8	59,8	5,4	49.984
<b>GESUNDHEITSWESEN</b>	<b>34,4</b>	<b>48,8</b>	<b>16,8</b>	<b>1.050.222</b>
Krankenhäuser	29,7	57,4	12,9	830.126
Pflegeheime	63,0	16,8	20,2	128.510
Sonst. Einricht. des Gesundheitswesens	36,2	16,2	47,6	91.586
<b>SOZIALE DIENSTE</b>	<b>61,2</b>	<b>22,1</b>	<b>16,7</b>	<b>428.766</b>
Kantinen, Suppenküchen	8,5	6,8	84,7	38.220
Jugend- Studenten- Arbeiterwohnheime	34,5	8,5	57,0	23.571
Altenwohnheime	67,6	14,7	17,7	67.140
Jugendheime	73,0	17,6	9,4	17.388
Behindertenhilfe	83,6	6,9	9,5	96.171
Tagesheime	46,4	48,1	5,4	22.766
Kindertagesstätten	62,3	36,7	1,0	155.874
Humanitäre und Flüchtlingshilfen	63,1	30,1	6,8	7.636

Quelle: John Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project

Somit sind die Einzelindividuen nicht mehr unmittelbare Objekte von Staat und Markt, sondern der NPS übernimmt durch seine Vermittlungsfunktion die ursprünglichen Funktionen von Staat und Markt und überträgt diese auf die mehr oder weniger „freiwilligen“ Mitglieder im öffentlichen Raum. Der NPS ist somit sowohl an der staatlichen Macht beteiligt als auch am Wirtschaftsgeschehen. Damit werden Staat und Markt mit Hilfe des NPS davon befreit, sich unmittelbar vor der Öffentlichkeit rechtfertigen zu müssen.

### **Risiken: Übergabe sozialer Verantwortlichkeit an marktwirtschaftliche Akteure**

Aufgrund der Finanzknappheit der Kommunen sind diese zu einer unternehmerischen Stadtpolitik übergegangen, bei der vielfältige sogenannte „public/private partnerships“ (PPP) neu entstanden sind. Hierbei werden Handlungsformen der Privatwirtschaft und der administrativen Verwaltung in einem hybriden System miteinander verknüpft. Die große Gefahr liegt dabei in der Ausgrenzung bestimmter Gruppen (z.B. betroffene Bürger). „Wer Projekte erfolgreich entwickeln will, wird nur die notwendigen Akteure beteiligen.“ (SELLE 1997, S. 40). Damit besteht eine Tendenz zur Verfestigung von Kooperationen aus Unternehmen, PolitikerInnen, Fachleuten, Bewohnerorganisationen und Trägern der Wohlfahrtspflege. Diese Verbünde sind von politischer Kontrolle befreit und grenzen schwächere, weniger artikulationsfähige Akteure aus, wie SELLE konstatiert: „Diese wahren ihre Interessen und blockieren so notwendige Weiterentwicklungen. Im krassen Fall entwickeln sie sich zu `Selbstbedienungseinrichtungen` (SELLE 1997, S. 53).

KRÄTKE (1991) vertritt die Auffassung, dass die PPP der öffentlichen Kontrolle weitgehend entzogen seien und damit ebenso durch Wahlen nicht beeinflusst werden könnten. Damit findet eine Entdemokratisierung des lokalen Staates statt (vgl. KRÄTKE 1991, S. 100). Die Gestaltung des Potsdamer Platzes in Berlin ist dafür ein Paradebeispiel.

### **Chancen: Aktivierung endogener Potenziale durch ehrenamtliche Tätigkeiten**

Hierbei geht es nicht mehr darum, wie etwa in den 60er Jahren üblich, dass die Raumentwicklung systematisch „am grünen Tisch“ von Experten analysiert und beschlossen wird. Vielmehr soll sie sich „von unten“ entwickeln: Bürger sollen als Beteiligte und Kooperanden in den Planungsprozess einbezogen werden. Dazu muss die Motivation der Bürger vorhanden sein oder geweckt werden.

In diesem Kontext erscheint der NPS als ungeeignet. Da die Leistungserstellung des NPS hauptsächlich durch öffentliche Gelder erfolgt, wurde das Ehrenamt kaum benötigt, und daher auch von Seiten des NPS auch kaum gefördert, wie auch ANHEIER feststellt: „Die geringe Ehrenamtlichkeit in Deutschland ist eine Folge der staatlichen Alimentierung des Dritten Sektors“ (ANHEIER 1999, S. 160). Wie kann also durch bürgerliches Engagement eine erfolgreiche Bewohnerbeteiligung erreicht werden? Das „bürgerliche Engagement“ soll hier mit dem Begriff „Ehrenamt“ gleichgesetzt werden. Es gibt generell zwei Formen bürgerlichen Engagements:

- 1) Eigenarbeit, z.B. als bauliche Selbsthilfe, in der Mit- und Selbstverwaltung
- 2) Beteiligung an der Planung und Gestaltung öffentlicher Maßnahmen im Quartier

Es stellt sich hierbei die Frage, was die BewohnerInnen für ehrenamtliche Tätigkeiten motiviert. Hierbei sind ebenso zwei Formen der Motivation denkbar:

- 1) **Motivation als Produkt von Austauschbeziehungen:** „Engagement ist eine Form des Austausches und der interessegeleiteten Beziehung auf Gegenseitigkeit, bei der es mittelfristig um den Ausgleich von Leistungsbilanzen geht“ (HEINZE und OLK 1999, S. 82). Die Handlungsbereitschaft erfolgt hierbei aus der Erwartung, etwas zurückzubekommen (vgl. Kapitel 3.5).
- 2) **Motivation als sinnstiftendes Bedürfnis:** „Die zweite Argumentationsfigur (...) hebt darauf ab, dass Engagement Sinn und Befriedigung vermittelt“ (HEINZE und OLK 1999, S. 82). Voraussetzung ist, dass die Tätigkeit im Einklang mit Interessen und Bedürfnissen steht.

Gemeinsam ist beiden Formen, dass die Handlungsbereiten ihre Motivation aus der Erwartung konkreter Veränderungen bzw. der Lösung eines Problems gewinnen. „Die von einem Problem (...) Betroffenen schließen sich mit anderen, Gleichbetroffenen mit dem Zweck zusammen, sich selbst zu helfen. Die Solidarität mit dem anderen ist also klug kalkuliert: Indem ich dem anderen helfe, sich selbst zu helfen, helfe ich gleichzeitig auch mir selbst“ (HEINZE und OLK 1999, S. 83).

Bei entsprechenden engagementorientierten Entwicklungsstrategien muss der Nutzen allerdings greifbar und darf nicht zu abstrakt sein oder erst in großer zeitlicher Distanz liegen. In Deutschland ist die Arbeit der Ehrenamtlichen hauptsächlich in der Hand von Kirchen und Wohlfahrtsverbänden. Diese sind stark verpflichtend und weltanschaulich geprägt: In anderen Bereichen dürften eher Freiwillige zu gewinnen sein, wenn diese nicht auf Dauer verpflichtet und thematisch bzw. projektbezogen eingesetzt werden. In den USA wurde das freiwillige Engagement z.B. „professionalisiert“. HEINZE und OLK (1999, S. 94) haben diese Professionalisierung wie folgt typisiert:

- „Hauptamtliche werden sofort miteinbezogen“
- „Tätigkeitsprofile für Freiwillige werden entworfen“
- „Einstellungsgespräche mit Freiwilligen werden geführt“
- „Freiwillige werden gezielt ausgewählt und weitervermittelt“
- „Die Freiwilligen werden nicht dauerverpflichtet“
- „Es werden zahlreiche Möglichkeiten geschaffen, Freiwillige zu ehren“

Wie und ob sich Probleme und Perspektiven dieser Art auch in praktischen Bereichen abzeichnen, wird in den anschließenden Kapiteln näher beleuchtet (vgl. auch Kapitel 5.3).

### 3.2.4 Fallbeispiel 1: Die Städtische Öffentlichkeit als Aktionsraum – Das Stadtforum Berlin

Nina Helle

Im Folgenden soll das Stadtforum Berlin als ein Beispiel für eine innovative Form der Kommunikation in der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Nach der Wiedervereinigung ergaben sich neue Möglichkeiten und Notwendigkeiten hinsichtlich des Zusammenwachsens der bis dato geteilten Stadt. StadtplanerInnen und PolitikerInnen standen unter einem enormen Zeitdruck. Vor diesem Hintergrund wurde 1991 das Stadtforum Berlin ins Leben gerufen, welches auf eine Bürgerinitiative zurück geht. Es ist „ein breites, stadtweit arbeitendes Forum zur öffentlichen Diskussion der Berliner Stadtentwicklung“ (FASSBINDER 1997,

S. 207)<sup>2</sup>. Innerhalb dieses Forums sollen Vertreter aller wesentlichen städtischen Gruppen, d.h. Bürger, traditionell auftretende Akteure wie Investoren, Hauseigentümer und Fachleute sowie die politisch Verantwortlichen in einer Diskussions- und Abstimmungsrunde zusammenfinden. Dabei geht es um die gemeinsame Entwicklung von Zielen und Prinzipien der Planung im Bereich der Stadtentwicklung. Ziel ist es, gemeinsame Empfehlungen für die zukünftige Stadtgestaltung auszusprechen, um so die politische Ebene zumindest moralisch zu beeinflussen.

Die Idee eines stadtweit arbeitenden Forums war in Deutschland noch neu und so ergaben sich zahlreiche Anfangsschwierigkeiten. Das größte Problem war die fehlende Unterstützung eines hochangesehenen und vor allem unparteiischen Trägers wie z.B. des Bürgermeisters, um dem Forum in der Öffentlichkeit den notwendigen Nachdruck zu verleihen. Das Konzept des Stadtforums wurde allerdings nur von einem Senator, dem Senator für Stadtentwicklung, aufgegriffen und unterstützt. Auch wenn es der Senator mit dem „richtigen“ Ressort war, blieben jedoch wichtige Bereiche wie Bauen, Wohnen und Verkehr außen vor, d.h. hier wurde das Konzept nicht adoptiert.

Von großer Bedeutung für die Effektivität eines solchen Forums ist die Auswahl der Teilnehmer. Der Senator, der sich des Projekts des Stadtforums angenommen hatte, stellte ein Gremium aus 60 unabhängigen Persönlichkeiten zusammen, welche jeweils ein hohes Ansehen und Unterstützung in den eigenen Reihen<sup>3</sup> genossen. Eine besondere Bedeutung fällt den „Außenseitern“ dieses Gremiums zu. In der Regel sind dies orts- oder fachfremde Personen, deren Aufgabe es ist, eventuell Denkschablonen zu durchbrechen. Die einzelnen Sitzungen werden von einer Lenkungsgruppe, die sich aus Fachleuten mit unterschiedlichen Erfahrungen und Auffassungen zusammensetzt, vorbereitet. Eine rasche Folge der einzelnen Sitzungen garantiert die Dynamik des Forums. In den beiden ersten Jahren seiner Laufzeit fanden die Sitzungen in einem 14tägigen Rhythmus statt, später dann nur noch monatlich. Eine Gruppe von Fachleuten befasst sich im Anschluss der Sitzungen nochmals gezielt mit den Fragen, die in der Diskussionsrunde noch nicht abschließend geklärt werden konnten. Die einzelnen Aktivitäten des Forums werden von einer zentralen Geschäftsstelle koordiniert und organisiert. Sie ist von essentieller Bedeutung für die Funktionsfähigkeit des Forums.

In seiner Arbeit befasst sich das Stadtforum mit allen aktuellen und anstehenden Fragen der Stadtentwicklung und -planung. So beteiligt es sich beispielsweise an der Entwicklung von Leitbildern der Berliner Stadtentwicklung, diskutiert Aspekte der Verkehrsführung oder beschäftigt sich mit Fragen der Stadterneuerung in den östlichen Bezirken (vgl. FASSBINDER 1997, S. 210). Wie bereits erwähnt sieht das Stadtforum seine Aufgaben darin, in den Diskussions- und Abstimmungsrunden Empfehlungen an den Senator für Stadtentwicklung zu entwickeln. Hier liegt aber die entscheidende Schwachstelle des Forums. Aufgrund der knappen zur Verfügung stehenden Zeit gelingt es dem Forum kaum, einstimmige Empfehlungen zu formulieren. Dies wird noch weiterhin erschwert, da sich der Senator nicht nur als Zuhörer, sondern auch als Akteur versteht. Weitere Schwierigkeiten zeigen sich im Bereich der Erfolgskontrolle und in der Zusammenarbeit mit der Verwaltung, die anfangs in dem Forum einen Konkurrenten sah.

<sup>2</sup> Ein Forum schafft einen Rahmen zur gemeinsamen Informations- und Problembearbeitung. Ziel ist ein Austausch zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Interessensgruppen sowie eine gemeinsame Entwicklung von Planungen.

<sup>3</sup> z.B. Mietervereine; Investoren; Fachvereine wie z.B. StadtplanerInnen oder VerkehrsplanerInnen; politische Parteien; Kirchen; „Querdenker“

Im Laufe ihrer Arbeit gelangten die Akteure des Forums zu der Einsicht, dass es, um die Effektivität ihrer Arbeit zu gewährleisten, einer Ergänzung auf kleinmaßstäblicher Ebene bedurfte. Es hatte sich gezeigt, dass alle von ihnen diskutierten Fragen einen konkreten Raumbezug in den Bezirken hatten. In diesem Zusammenhang kam es zu der Einrichtung von Bezirksforen, Stadtteilforen und auch Nachbarschaftsausschüssen, um das Verfahren der öffentlichen Diskussions- und Abstimmungsrunden auf kleinmaßstäblicher Ebene zu ergänzen. Diese Foren bieten die Gelegenheit, Entscheidungen von großer Tragweite aus der Sicht der greifbaren Alltagswelt der Menschen zu diskutieren und zu überprüfen (vgl. FASSBINDER 1997, S. 212).

Die Arbeit des Stadtforums Berlin ist über die Grenzen Berlins hinaus bekannt geworden und findet vielerorts seine Nachahmer. Die Abstimmungs- und Diskussionsrunden haben die Fragen und Probleme der Stadtentwicklung in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gerückt, mit dem Erfolg, dass sich Einzelinteressen nicht mehr so einfach gegen das Wohl der Allgemeinheit durchsetzen können. Es ist ein geeigneter Weg, die Kompromissfähigkeit und die Zusammenarbeit zwischen den Akteuren aus unterschiedlichen Bereichen zu steigern. Dass es trotz dieses überwiegend positiven Echos Reformbedarf gibt, zeigte sich bereits 1995 als auf die gemeinsame Einladung der Kiezzzeitung Steinschlag und eines Vertreters der Forums Stadterneuerung 300 Interessierte zur ersten Sitzung des „Stadtforums von unten“ zusammen kamen. Der Anlass dieses neue Stadtforum ins Leben zu rufen war die Verweigerung eines Mitspracherechts der Betroffenen. Trotz alledem ist das Stadtforum Berlin grundsätzlich als ein gelungenes Beispiel der Zivilgesellschaft zu werten. Es ist zu einer festen Institution in Berlin geworden.

Auch in anderen entwickelten Industrieländern sind ähnliche Erscheinungen zu beobachten. Im weiteren Verlauf wird ziviles Engagement im urbanen Kontext noch einmal näher betrachtet.

### 3.2.5 Fallbeispiel 2: Volksgärten in New York City

Björn Höfs

Um die direkte Wirkung zivilgesellschaftlichen Engagements auf die Entwicklungspotenziale eines Stadtviertels besser einschätzen zu können, soll ein Beispiel aus den USA herangezogen und näher betrachtet werden, die „*public garden*“-Bewegung. Im weiteren wird die Übertragbarkeit auf das Untersuchungsgebiet in Berlin geprüft. Speziell soll im letzten Teil kurz auf die Unterschiede der Sozialstruktur in den Großstädten der USA und der BRD und die daraus resultierenden Interpretationsschwierigkeiten hingewiesen werden.

#### 3.2.5.1 „*public gardens*“ in New York City

Unter „*public garden*“ ist ein in Eigeninitiative angelegter Garten auf einem leerstehenden Grundstück zu verstehen. Dieser steht dann allen Beteiligten zur Nutzung offen.

#### **Entstehung der „gardens“**

Anfang der 1970er Jahre waren umfangreiche Flächen in den Innengebieten US-amerikanischer Großstädte durch soziale und bauliche Notlagen gekennzeichnet. Als Reaktion auf den Verfall reagierte ein Teil der Bewohnerinnen und Bewohner mit der Besetzung leerstehender Grundstücke. Im folgenden wurden auf diesen Flächen erste Gärten angelegt, die der Erholung und der Subsistenzwirtschaft dienten. Die zunehmende Zahl der Gärten und der Bedarf an noch zu schaffenden erforderten bald eine Koordinierung. Bald gründeten sich die „Green Guerillas“.

Sie sahen es als ihre Aufgabe, die *gardener* zu unterstützen, indem sie Samen und Pflanzen bereitstellten. Eine eigene Zeitung dient der Verbreitung von Know-how und der Idee der *public gardens*.

Bald nahm die Zahl der Gärten zu<sup>4</sup> und führte zu Verhandlungsbedarf mit der Stadt. Der bis dahin illegale Status sollte durch Pachtverträge aufgehoben werden. Um dies zu erreichen gründete sich 1978 ein Kontaktbüro der Stadt mit dem Namen „*Operation Green Thumb*“. An dieser Stelle ist erstmals eine Rückkopplung mit den städtischen Institutionen zu erkennen. Alle zuvor gegründeten Initiativen und Gruppen waren, soweit es möglich war, unabhängig von Stadt und Staat. Bis heute wuchs das Gärtnerverwesen zu einer großen Bewegung an.

### Von der Brache zum Garten

Grundsätzlich ist bei allen Gärten ein ähnliches Vorgehen nötig. Zuerst wird ein leerstehendes Grundstück gewählt, auf welchem der Garten angelegt werden soll. Danach wird die Stadtteilverwaltung benachrichtigt, welche die zukünftigen *gardener* an „*Green Thumb*“ verweist. Diese staatlich finanzierte intermediäre Einrichtung veranlasst dann meist die Ausstellung eines einjährigen Pachtvertrages. Zusätzlich wird eine Grundausstattung zur Verfügung gestellt.

Die nächsten Schritte sind die Räumung und Sicherung des Geländes, um Vandalismus vorzubeugen. Zuletzt werden Beete und Anlagen errichtet, die eigentliche Gartenarbeit beginnt. Um diese umfangreichen Aufgaben und Prozeduren zu bewältigen, bedarf es tatkräftiger Unterstützung. Diese wird vom Netzwerk der Gärten gewährleistet. Gruppen wie die oben schon erwähnte „*Green Guerillas*“ und diverse andere werden ausschließlich über Spenden und Mitgliedsbeiträge finanziert. Sie bieten außer praktischer Hilfe und Anleitung auch Workshops an, in denen die *gardener* vorbereitet werden.

#### 3.2.5.2 „*Public gardens*“: Soziale Katalysatoren in marginalisierten Stadtteilen?

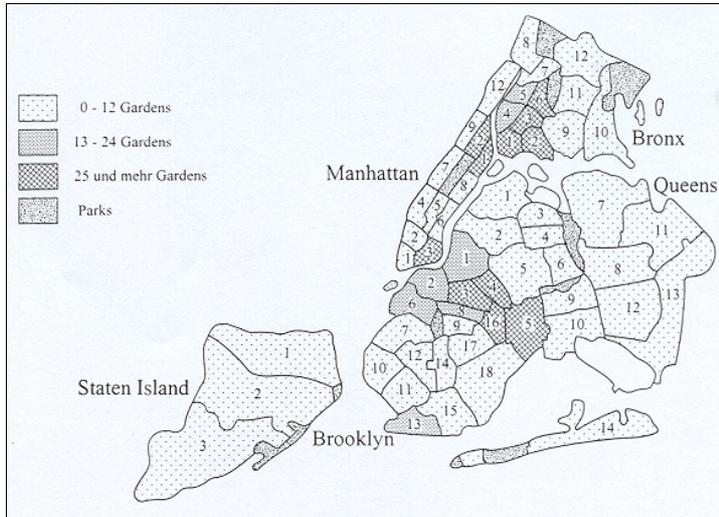
Die Gärten weisen eine hohe Konzentration in armen Stadtteilen US-amerikanischer Großstädte auf, da dort der Anteil an Grünflächen gering ist (vgl. Abbildung 4). Allerdings verfügen diese Stadtteile über eine erhebliche Anzahl an Brachen. Die Initiative geht gleichzeitig meist von sozial schwachen Personengruppen aus, die nicht über die nötige Mobilität verfügen um zum Beispiel Erholungsgebiete im Umland aufzusuchen. Zusätzlich spielt der weiter unten angesprochene Faktor der Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln eine Rolle.

Die Ergebnisse der Gründung eines solchen Gartens liegen auf der Hand. Der *gemeinsame* und *eigenverantwortliche* Aufbau eines angenehmen Treffpunktes in ansonsten unwirtlicher Umgebung führt zu einer Belebung der sozialen Kontakte der Anwohnerinnen und Anwohner. So können wieder Netzwerke entstehen, die zuvor gefehlt haben. Die zurückeroberten Nischen bieten gleichzeitig Rückzugsraum und Subsistenzgrundlage. Letzteres scheint auf den ersten Blick aus bundesdeutschen Augen eher ein Nebeneffekt zu sein. Das lückenhafte Netzwerk der sozialen Sicherung in den USA hebt den Anbau eigener Nahrungsmittel jedoch auf eine hohe Position. Weiterhin bringt das Eigenengagement eine große Zahl positiver Erfahrungen mit sich, wenn es zum gewünschten Ergebnis führt. Die wiederentstehende soziale Kontrolle führt zuletzt auch zu einer Aufwertung der Wohnumgebung.

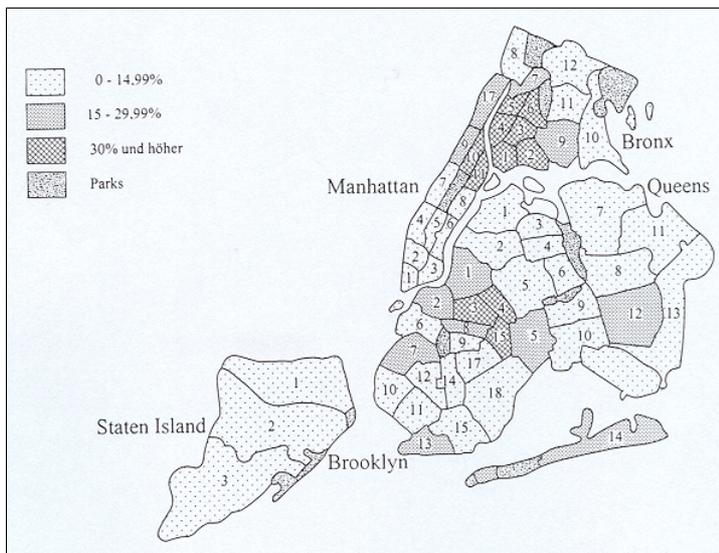
<sup>4</sup> Heute gibt es mehr als 700 Gärten in NYC. (Quelle: [www.greenguerillas.org](http://www.greenguerillas.org))

#### Abbildung 4: Community Gardens in New York City

##### a) Zahl der Green Thumb Gardens in New Yorks Community Districts



##### b) Anteil der Bevölkerung mit staatlichen Wohlfahrtszahlungen



Quelle: GRÜNSTEIDEL und SCHNEIDER-SLIWA 1999, S. 204f

#### 3.2.5.3 „Public gardens“ im Kontext kapitalistischer Grundstücksverwertung

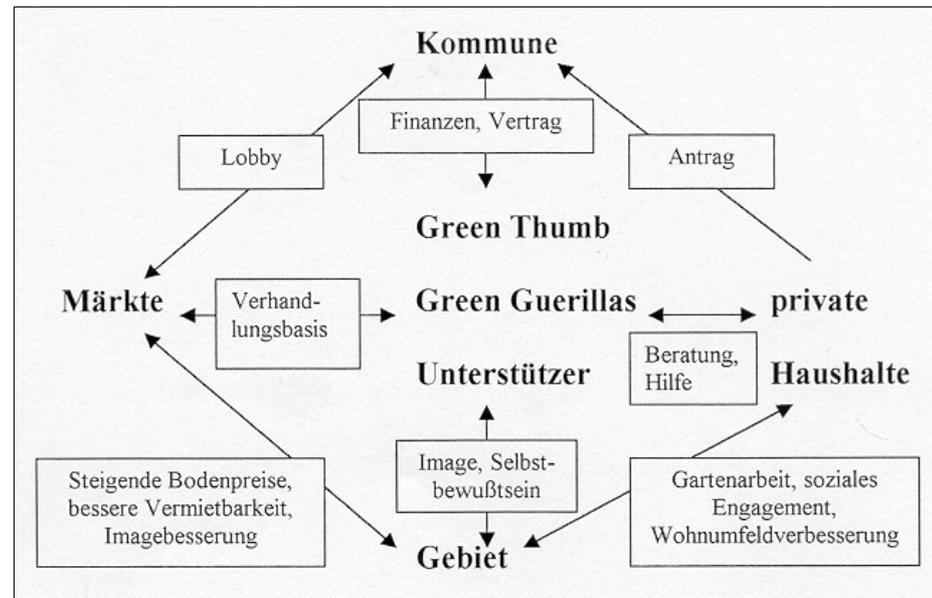
Zu den Hauptproblemen zählen die häufig nur sehr kurzen Pachtverträge. Diese sind oft jährlich neu zu verhandeln, was zu einem hohen Grad an Ungewissheit und Unsicherheit führt. Ein anderes Problem, welches mit dem ersten direkt zusammenhängt, bedroht die Gärten in New York City konkret. Die Verbesserung des Wohnumfeldes führt zu besseren Ertragsaussichten beim Verkauf und der Vermietung der anliegenden Gebäude. Durch die Gesetzgebungen zur Grundsteuerschuld, nach mehrjährigem Ausbleiben der Steuerzahlungen durch den Grundstückseigentümer, fielen viele der betroffenen Brachen an die Stadt New York. 1998 wurden alle Pachtverträge aufgelöst, die Grundstücke stehen zum Verkauf.

Der kapitalistische Verwertungsprozess hat sich als die Hauptgefahr selbstorganisierter Verbesserung des Wohnumfeldes herausgestellt.

#### 3.2.5.4 Fazit

Wie sich die Bewegung in ein zivilgesellschaftliches Modell einfügt, ist auf Abbildung 5 zu erkennen (vgl. auch obige Abbildung 3). Trotzdem bleiben viele Fragen unbeantwortet. Die Lage in den Innenstädten der USA ist mit der in Berlin schwer zu vergleichen.

**Abbildung 5: Organisationsmodell der Public Garden-Bewegung**



Quelle: Eigene Darstellung

Aus diesem Grund lässt sich schwer einschätzen, ob eine ähnliche Bewegung ein Potenzial für Berlin, oder kleinräumiger, für Moabit in sich tragen würde. Es lässt sich heute nicht nur keine derartige Initiative erkennen, mehr noch stellt sich die Frage, ob eine Schaffung dieser Art von Eigenverantwortung und sozialem Bewusstsein in Berlin *künstlich* möglich ist? Künstlich deshalb, da die sozialen Unterschiede in deutschen Innenstädten nicht einmal annähernd so groß sind wie in der USA und sich deshalb kein Handlungs*zwang* ergibt<sup>5</sup>. Das soll jedoch nicht heißen, dass kleinräumlich betrachtet in Berlin kein Handlungsbedarf besteht. Auch hier sind nicht genügend Rückzugsräume (z.B. nutzbare Hinterhöfe) und Grünanlagen vorhanden.

Aus dieser Perspektive liegt jedoch der Schluss nahe, dass Problembewusstsein im konkreten Fall durch sozialen und ökonomischen Druck entsteht und es schwer *geschaffen* werden kann. Die soziale Situation in Berlin wird häufig zu leichtfertig mit der Situation in der USA verglichen. Deshalb muss an dieser Stelle gefragt werden, ob die endogenen Potenziale in Berlin richtig eingeschätzt und gefördert werden. Die Betrachtung der Berliner Stadtpolitik lässt panikartige Vergleiche mit amerikanischen Innenstädten und deren Tendenzen zu Verslumung und Ghettobil-

<sup>5</sup> An dieser Stelle spielt natürlich auch die bessere soziale Absicherung und der nicht so schlechte bauliche Zustand innerstädtischer Wohngebiete in der BRD eine Rolle.

dung erkennen. Das Ergebnis ist häufig die „Entmündigung“ der Bewohnerinnen und Bewohner, deren eventuell vorhandenes Potenzial durch das vorzeitige Einrichten eines Quartiersmanagement in seiner heutigen Form<sup>6</sup> eher ausgebremst wird. Statt auf das Problembewusstsein der Einwohner zu setzen, werden diesen wiederum Problemlösungsstrategien aufgedrängt (Kiezfeste, Verkehrsberuhigung, Anti-Müll-Kampagnen).

Ein besserer Lösungsansatz wäre es aus dieser Perspektive, den schwachen sozialen Schichten ein Leben in besseren Bedingungen zu ermöglichen. Hier ist konkret die Umverteilung der städtischen Finanzen zugunsten der unterprivilegierten Schichten gefordert. Einer Großstadt wie Berlin sollte es möglich sein, die Selbstheilungspotenziale angeschlagener Stadtviertel durch gezielte Förderung zu aktivieren. Es hat jedoch den Anschein, dass die dazu erforderlichen Mittel und personellen Ressourcen speziell in Berlin eher der Errichtung von Prestigeobjekten „geopfert“ werden.

### 3.2.5.5 Zivilgesellschaft – Thesen

#### **Zivilgesellschaft!**

Die Wiederaneignung des Politischen – von der kräftezehrenden und konkurrenzgetriebenen Fragmentierung unserer sozialen Gemeinden ebenso wie von der falschen Universalisierung durch eine Globalisierung, die zentral kontrollierten privaten Raum schafft und öffentlichen Raum vernichtet – tut not. Sie kann nur durch die Wiederaneignung der Zivilgesellschaft als politischen Raum sowie durch die Neudefinition dessen, was Bürgerschaft beinhalten soll, vollbracht werden (KEIL 1995, S. 48).

#### **Zivilgesellschaft?**

Und ich bin auch dankbar, dass der Senat jetzt intensiv gegen die Verslumung Berlins vorgeht: Sprayer, gegen Müll, gegen Verwahrlosung – auch der städtischen Brunnen. Es ist nun einmal so – wo Müll ist, sind Ratten, und wo Verwahrlosung ist, ist Gesindel, meine Damen und Herren. Das muss beseitigt werden in der Stadt! (STADTRAT 1998, S. 185).

#### **Kommunikation?**

Wie wenig das Bedürfnis der Mittelschichten nach Kommunikation die Dynamik der Verdrängung durchbrechen kann, zeigt sich aber nicht nur im Internet oder am Hackeschen Markt, sondern auch im mangelnden Interesse, überhaupt die Verdrängung wahrzunehmen und zum Thema zu machen (RADA 1998c, S. 234).

#### **Kostenlose Zivilressource!**

Anzustreben ist [...] eine möglichst breite Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger sowie aller gesellschaftlicher Gruppen [...]. Beteiligung wird insofern als besonders effiziente Nutzung der Ressource „Bürger/ -in als Experte / -in in eigener Sache“ verstanden (ENQUETEKOMMISSION 1999, S. 58).

#### **Zivile Zwangsgesellschaft?**

Viele der Strategien stehen im Kontext von Maßnahmen zum Abbau oder Umbau sozialstaatlicher Aktivitäten. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die Empfänger staatlicher Leistungen „aktivieren“ wollen. Dies kann seinen Ausdruck darin finden, dass

<sup>6</sup> Die Kritik richtet sich an dieser Stelle konkret gegen die Formen des Quartiersmanagements in Berlin. Momentan wird durch diese unterfinanzierten Projekte lediglich der *Anschein* erweckt, dass sich um die „gefährdeten“ Quartiere bemüht wird.

---

Sozialhilfeempfänger angebotene Qualifizierungsmaßnahmen akzeptieren müssen, also über den „goldenen“ Zügel staatlicher Leistungen zum Mitmachen bewegt werden (SELLE 1997a, S. 42).



### 3.3 Identifikation und Ortsbindung - Relevanz für Stadtteilentwicklung und Instrumentalisierung?

Das Funktionieren einer Zivilgesellschaft hängt davon ab, wie stark die Identifikation der BewohnerInnen mit ihrer räumlichen und sozialen Umwelt ist. Im Folgenden geht es um die Identifikation von Menschen mit ihrem Kiez und wie man ein solches Identifikationsgefühl instrumentalisieren kann. Vorab ist zu klären, wie man den Begriff Identifikation definieren kann. Identifikation ist ein abstrakter Begriff, der vielfach im Alltag verwendet wird und der dennoch schwer einzugrenzen ist. Es soll versucht werden, sich von verschiedenen Seiten an den Begriff anzunähern und schließlich herauszufinden, wie man Identifikation schaffen und nutzen kann. Mit dem Begriff der Heimat soll in das Thema eingeführt werden, eine jeweils kurze Abhandlung über Kevin LYNCHs „Das Bild der Stadt“, Images und Ortsbindung sollen den Begriff der Identifikation vertiefen. Schließlich ergänzt der von der Projektgruppe erstellte Video-Film den theoretischen Teil mit einer Befragung der BewohnerInnen Moabits.

#### 3.3.1 Heimat

Anne Klein-Hitpaß

Bei dem Begriff Heimat verhält es sich ähnlich, jeder hat eine Vorstellung von Heimat. Im Folgenden geht es darum, den Versuch einer zufriedenstellenden Definition des Begriffes zu formulieren und zu erläutern, warum der Begriff der Heimat für die Stadt und die Identifikation relevant ist.

Heimat kann man als „Sammeletikett für raumbezogene Bindung“ (REUBER 1993, S. 3) bezeichnen. Bei der Auseinandersetzung der Bindung zwischen Mensch und Raum ist der Begriff Heimat nicht zu umgehen. Der Heimatbegriff in der heutigen Zeit hat unterschiedliche Bedeutungsfacetten und ist eine Folge seiner historischen Begriffsentwicklung (REUBER 1993, S. 5).

Der Begriff Heimat lässt sich in folgende Typen dreiteilen: Heimat als Bodenständigkeit, Heimat als romantisches Ideal einer heimatlosen Industriegesellschaft und der „neue Heimatbegriff“:

- **Heimat als Bodenständigkeit:** Im vorindustriellem Zeitalter war dieser Begriff verankert in dörfliche Rechts- und Sozialstrukturen. Er hatte eine konkrete und materielle Bedeutung, war meist an den Besitz von Haus und Hof gebunden und beschreibt den Besitz von Grund und Boden. Heimat stellte einen Versorgungsanspruch gegenüber der Gemeinde dar. Zum Teil beinhaltete dieser Begriff sogar einen Rechtsanspruch: zu dieser Zeit gab es Menschen mit Heimat und Heimatrecht, andere hatten diesen Anspruch nicht.
- **Heimat als romantisches Ideal einer heimatlosen Industriegesellschaft:** Der zweite Heimatbegriff fällt in die Zeit der Industrialisierung und des Industriezeitalters und hat sich zu Beginn dieser Zeit als ein sehr romantisierender Begriff herausgeprägt. Dieser Begriff schafft ein gefühlsbeladenes und verzerrtes Abbild einer dörflich-heimischen, heilen Welt und steht somit im krassen Gegensatz zur industriell geprägten Großstadt. Heimat wurde für die Menschen der Industriegesellschaft somit zum Massenartikel voller Klischees und wurde im Laufe der Zeit für verschiedene Interessen der Politik und Wirtschaft missbraucht und vermarktet, beispielsweise wäre hier die Blut- und Bodenideologie der NS-Diktatur zu nennen.

- **Der „neue Heimatbegriff“:** REUBER (1993) versteht den „neuen“ Heimatbegriff als ein „Konzept für eine lebensweltliche Utopie der sogenannten Postmoderne“. Gemeint ist damit, dass die Gegenwart von „Heimatlosigkeit“ geprägt ist, die alten Heimatbilder für den gegenwärtigen Alltag keine Relevanz mehr besitzen. Vielmehr geht es heute darum, seine eigenen Projektionen und Wunschvorstellungen in diesen Begriff zu integrieren. Es geht um eine aktive Aneignung sozialer Lebensräume und seiner Umwelt und der Begriff erhält somit eine aktive, sehr partizipatorische Komponente. Diese Aneignung bezieht sich auf das unmittelbare, persönliche Umfeld eines Einzelnen. Der neue Heimatbegriff versteht sich nicht mehr als verzerrte romantische Vorstellung, sondern soll für jeden und überall übertragbar sein, so auch auf den urbanen Raum. Somit hat der Begriff Heimat eine Wendung von der ländlichen Idylle zu einem selbst zu gestaltenden Begriff genommen.

Man kann Heimat verstehen, als die Welt in der man lebt und die man selbst zu schaffen hat. Somit wäre der Begriff auch auf das Leben in einer Großstadt anwendbar und ist nun ein „Etikett für selbstverantwortlich organisierte, kleinteilige, regional oder lokal bezogene Lebenswelt“. Wichtig hierbei ist, dass man ganz stark von endogenen Potenzialen ausgeht, die aktiv die eigene Heimat gestalten. Nach Definition dieses Begriffes hat Heimat Auswirkungen auf das konkrete Handeln eines Individuums im Raum.

Für den Begriff der Identifikation kann der Heimatbegriff nur eine erste, aber dennoch sehr wichtige Annäherung bedeuten, denn würde man die psychologische Bedeutung des Begriffes Identifikation auf den Raum anwenden, hieße dies ein „emotionales Sich-Gleichsetzen mit dem Raum“. Generell kann man sagen, dass man sich nur mit dem Raum identifizieren kann, wenn man sich dort zuhause fühlt. Ganz trivial könnte man Heimat auch so definieren: „*Heimat ist da, wo man sich wohlfühlt.*“ In Einzelfällen mag es eine überaus starke Mensch–Raum-Bindung geben, die diese Definition erfüllen würden, vermutlich sind das aber eher die Ausnahmen. „Raumbezogene Identität“ (regionale, lokale, geographische Identität) wäre ein mögliches Konstrukt mit dem man sich der Identifikation annähern könnte. Abschließend lässt sich sagen, dass der Begriff Heimat wichtig ist, um sich der Definition der Identifikation anzunähern, und das Gefühl des Menschen mit und in dem Raum zu beschreiben.

Eine Möglichkeit, Identifikation an Lebensräume zu beschreiben, soll im folgenden Kapitel vorgestellt werden.

Ulrich Janeczek

### 3.3.2 Kevin Lynch: „Das Bild der Stadt“

Kevin LYNCH befasst sich in seinem, 1960 in den USA erschienen Buch „The Image of the City“ mit dem Bild, das die BewohnerInnen einer Stadt von ihr haben. Er verwendet als Arbeitshypothese die Behauptung, der Grad der Ablesbarkeit des Raumes sei von Bedeutung für seine Qualität als Lebensraum. Hierbei wird die Ablesbarkeit im wesentlichen als „Wohlgeordnetheit“ verstanden und die Qualität als Lebensraum als „Schönheit“ im ästhetischen Sinne aufgefasst. Das Bild der Stadt meint also nicht die Anordnung der funktionalen Elemente und damit ihre Erreichbarkeit, Nutzungskonflikte, Versorgungsgrade der einzelnen Funktionen usw..

Das Bild der Stadt meint vielmehr die Gestaltung der einzelnen Elemente und den visuellen Eindruck, der sich aus ihrer Anordnung (Gestaltung der Stadt) ergibt. Dieses mit der Einschränkung, dass lediglich die öffentliche sichtbaren Teile der Stadt gemeint sind (Abgrenzung zu Stadtmorphologie).

### 3.3.2.1 Wissenschaftliche Einordnung

LYNCHs Buch basiert auf den Erkenntnissen aus – nicht repräsentativen - qualitativen Interviews, die mit Bewohnern der US-Amerikanischen Städte Boston, Jersey City und Los Angeles durchgeführt worden sind. Die Interviews sollten die visuellen Vorstellungen, die die BewohnerInnen von ihren Städten haben, überprüfen. Beschreibungen (Morphologien, Texturen usw..) der Stadtgestalt – nicht etwa inhaltliche Konkretisierungen (Hausnummern, Namen von Geschäften, Strassen usw.) – wurden dabei berücksichtigt. Das Ziel ist es, den visuellen Wert, der für die BewohnerInnen die Qualität der „Ablesbarkeit“ der Strukturen der Stadt ist, also letztlich der Grad des sich Zurechtfindens oder Wohlfühlens in der Stadt, zu ermitteln. Eine Erkenntnis war, dass Gruppenbilder existieren, die auch von Schichtzugehörigkeit, Wissen, Herkunft, Werten, usw. beeinflusst werden. Als Schnittmenge bleibt bei jeder Stadt ein spezifisches Bild, das sich durch **Dichte** und **Übersichtlichkeit** der Vorstellungskarte auszeichnet. Aber auch durch die **Erkennbarkeit** und **Bedeutung** von **einzelnen Elementen** des Bildes der Stadt, gewinnt diese an visuellem Wert. Das Vorstellungsbild der Umwelt enthält die Komponenten **Identität**, **Struktur** und **Bedeutung**. Diese Identität bzw. Identifizierbarkeit von Strukturen des Stadtteiles als Lebensraum, sehen wir für unsere Fragestellung als bedeutend an. Sofern diese Strukturen für einen Stadtteil ein spezifisches Wiedererkennungsmuster ergeben, müssten sie eine Rolle bei der Identifikation der BewohnerInnen mit diesem Stadtteil innehaben. So ließe sich noch weitergehend formulieren, dass der Raum, auf den sich eine Identifikation bezieht, als ein von LYNCH beschriebenes Vorstellungsbild der spezifischen Umwelt als universales Gruppenbild eine Rolle spielt.

### 3.3.2.2 Grundlegende Gestaltungs- und Strukturelemente

Die Gesamtheit der Grundelemente wird zusammengesetzt zu einem Image der Stadt, welches jeder Betrachter sich individuell aufbaut. Diese „Vorstellungskomplexe“ oder Images sind mit der Zeit veränderlich:

- Es kann sich ihr Charakter verändern (Beispiel Gentrification).
- Ihre Abgrenzung kann sich ändern (Beispiel: Moabit als ehemals an die Mauer angrenzender Stadtteil dürfte besonders davon betroffen sein).
- Die Hierarchie der Stadtteile kann sich verändern.

Die Elemente im einzelnen:

- 1) **Wege**; deren Breite lässt Assoziation über deren Bedeutung zu. Die Gestaltungselemente, die entlang der Wege angeordnet sind, haben Einfluss auf die Wahrnehmung. So z. B. Hauptverkehrsstraßen, Einkaufsstraßen, Wasserwege, die S-Bahnstrecke etc.. Diese Elemente können auch Funktionen einer Grenzlinie innehaben. Ein Beispiel ist die Turmstrasse.
- 2) **Grenzlinien** sind linienhafte Stadtelemente, die auch Wege sein können. Wichtigkeit hängt von der Stärke des Unterschiedes zwischen den getrennten Bereichen und der Kontinuität ab (kann verbindenden Charakter haben). Dies trifft auf alle Trennlinien zu, die den Bezirk Moabit erfassen. Beispiele sind der Charlottenburger Kanal, das Westhafengebiet und die S-Bahntrasse, der Gewerbe-Bahn-Gürtel im Osten oder die Spree. Besonders auch die Straße Alt-Moabit wirkt als Trennlinie, da sie die Grenze zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teil Moabits darstellt, die sich in vieler Hinsicht stark unterscheiden.

- 3) **Bereiche**, diese werden von „innen“ wahrgenommen, von „außen“ nur, wenn charakteristische Elemente zu erkennen sind. Es sind Erlebnisräume in denen „etwas passiert“. So zum Beispiel der Spreebogen mit Ministerium des Innern und dem Focus Teleport (Dienstleistungen), das Industrieviertel zwischen *Beusselkiez* und Hutteninsel, aber auch die Moabiter Wohnkieze. Gebiete, die durch interne Homogenität und eine deutliche Trennung von anderen Gebieten eindeutig zu identifizieren sind, werden von „außen“ oft mit bestimmten Merkmalen der BewohnerInnen (sozial, ethnisch) etc. assoziiert.
- 4) **Brennpunkte** sind Punkte einer Entscheidung, sie werden deshalb besonders intensiv wahrgenommen. Ein Brennpunkt ist meist das Ziel oder Ausgangspunkt einer Bewegung in der Stadt (z.B. Markthalle, Einkaufszentrum, S/U-Bahnhaltestelle, Kreuzung). Dieses können zum Beispiel sein die U-Bahnhöfe Turmstrasse und Birkenstrasse und deren jeweiliges Umfeld.
- 5) **Merk- und Wahrzeichen** dienen als optische Bezugspunkte (helfen der Orientierung und ermöglichen eine Beschreibung). So zum Beispiel die Justizvollzugsanstalt oder das Innenministerium.

Die Erkenntnisse LYNCHs werfen die Frage auf, ob in einem problembehafteten Stadtteil mögliche Ursachen in der spezifischen „Ausstattung“ und Ausprägung dieses Stadtteils mit den genannten Elementen vorliegen. Mehr noch aber drängt sich die Frage auf, ob, und gegebenenfalls wie, Elemente der beschriebenen Art nutzbar gemacht werden könnten. Die genannten Elemente könnten bei einer angemessenen Instrumentalisierung helfen, Identifikation zur Motivierung und Mobilisierung der Bürger an der Verbesserung ihrer eigenen Lage mitzuwirken, nutzbar zu machen.

Es handelt sich bei den Vorstellungskomplexen zumeist um Gruppenbilder, im Gegensatz zu individuellen Vorstellungsbildern. Diese dienen dem Funktionieren der Gruppe im Hinblick auf Interaktion und Kommunikation. Dieses „Funktionieren“ der Gruppe dürfte wiederum für eine Identifikation dieser Gruppe mit dem spezifischen Raum relevant sein. Dieser spezifische Raum ist eben der jeweilige Stadtteil, der die Gruppe als die Gesamtheit seiner Bewohner erst zur Gruppe macht. Im einzelnen leisten die Gruppenbilder folgendes:

- Sie ermöglichen Treffpunkte bei Verabredungen.
- Sie erleichtern die Kommunikation, indem sich mit ihrer Hilfe Erlebnisse und Erfahrungen besser berichten lassen.
- Sie ermöglichen eine Abgrenzung des Aktionsradius bei Bewegungen im Stadtraum, in dem ein „sehen und gesehen werden“ stattfindet.
- Neben gruppenspezifischen sozialen Bedeutungen (für die BewohnerInnen eines Kiezes) gibt es auch gruppenübergreifende, die hier nur der Vollständigkeit halber genannt werden, da sie nicht der Identifikation dienen.
- Eine bessere Orientierung im Stadtraum verbessert die faktische (und nicht nur verkehrliche) Erreichbarkeit der Nutzungen.
- Ein charakteristisch unterscheidbares Bild der Stadt erleichtert das Entstehen eines dem Anderen mitteilbaren „Heimatgefühles“.

Auf Grund der Analogie der Erkenntnisgegenstände (das Vorstellungsbild einer Stadt, bzw. die Identifikation der BewohnerInnen mit ihrem Stadtteil), lässt sich LYNCHs Methodik der qualitativen Interviews (vgl. Analyse von Bewohnerinterviews in Kapitel 5.1)- übertragen. Darüber hinaus wird durch die Qualität des Vorstellungsbildes Lynchs, als Gruppenbild, welches dem Funktionieren der Gruppe in

einem Kiez dient, ein wesentliches Element der Identifikation der BewohnerInnen mit ihrem Kiez, in LYNCHs Abhandlung analysiert.

Es stellt sich nun die Frage, wie sich die Bindung der BewohnerInnen an ihren Kiez in der Großstadt darstellt.

### 3.3.3 Ortsbindung in der Großstadt

Alexandra Hoorn

Ortsbindung von Menschen zu ihrer Umgebung besteht für GEBHARDT und SCHWEIZER (1995) dann, wenn sie ihren Wohnsitz freiwillig an diesem Ort behalten wollen. Ein vertrautes Verhältnis zur Umwelt führt zu dem Gefühl des Auskennens und der sozialen Vertrautheit und dies wiederum zu Verhaltenssicherheit. Diese Zugehörigkeit zu einem bestimmten Raum und dessen Bewohnern hat ein Gefühl der Identität mit dem Raum zur Folge, was die Grundlage für einen Willen zur Mitgestaltung der eigenen Lebenswelt ist. Nur aus diesem Gefühl der Gebietsbezogenheit oder Identifikation mit seinem Wohngebiet resultiert Engagement zur Gestaltung des Quartiers. Somit gilt, je höher das Maß der Ortsbindung, desto mehr kann dies ein Gegengewicht zu den negativen Aspekten der Großstädte wie Anonymität, Individualisierung und Entwurzelung darstellen.

#### 3.3.3.1 *Mental Maps*

Mental Maps (aus der Erinnerung gezeichnete Karten) zeigen, dass die BewohnerInnen von Großstädten den Stadtraum individuell verschieden wahrnehmen, meist nur in sehr kleinem Maße kennen und nur selten einen umfassenden Überblick über das gesamte Gebiet haben. Vielmehr werden von den Menschen immer nur die Teilräume ausgeleuchtet, in denen sie sich bewegen, dazwischen liegen großflächige ‚graue Viertel‘ die den Menschen nicht vertraut sind. Dies ist um so mehr der Fall, wenn es sich dabei um monotone und uninteressante Wohn- oder Industriegebiete handelt, die den Menschen keine attraktiven Ort zum Aufenthalt bzw. zur Freizeitgestaltung bieten.

Die Bewohner einer Großstadt benötigen daher für ihr Wohngebiet etwas Spezifisches, das ihm einen individuellen und speziellen Charakter gibt. So können die BewohnerInnen ein Gefühl entwickeln, dass sie an etwas besonderes gebunden sind, der Name ihres Quartiers lässt somit eine Assoziation mit besonderen symbolischen, sozialen und emotionalen Bedeutungsinhalten zu.

#### 3.3.3.2 *'Images' in der Stadt*

Zunächst ist davon auszugehen, dass die Vorstellung der BewohnerInnen einer Stadt über ihren Lebensraum nicht aus der Summe der aufgenommenen Informationen besteht, sondern ein Konstrukt selektiver Wahrnehmung ist. Die Raumstrukturen werden segmentär wahrgenommen, die Vorstellung entspricht nicht unbedingt dem tatsächlichen Stadtraum. Als ‚Image‘ oder ‚Bild‘ wird die komplexe - sowohl affektive als auch kognitive - Struktur dieser räumlichen Repräsentationen definiert. Die Images bilden sich durch Perzeptionsprozesse, d.h. durch die selektive Wahrnehmung und subjektive Bewertung von Räumen. Das Image ist sozusagen die Antwort der ‚mental world‘ in Form einer subjektiven Vorstellung auf das Erleben in der ‚real world‘. Solche Raumimages umfassen sowohl das direkte Umfeld, als auch abstrakte Stereotype auf globaler Ebene.

Während man davon ausgehen kann, dass sich solche ‚Images‘ aus dem unmittelbaren Erleben überschaubarer Raumeinheiten seit jeher gebildet haben, so ist es in den letzten Jahrzehnten zu einer Modifizierung der großstädtischen Erlebnisweisen gekommen. Durch die Revolution im Transportwesen sowie durch die zunehmende

Bedeutung von Massenkommunikation und neuen Informationsmedien kommt es zu einer Veränderung bzw. zu einer Umorganisation der Wahrnehmung der städtischen Bewohner, die den städtischen Raum oft nur noch punktuell oder als ungeordnete Agglomeration von Details aufnehmen.

### **Bindung an Gesamtstadt**

Die Bindung, die die Menschen an die Gesamtstadt haben, ist vorwiegend eine symbolische. Kaum ein Bewohner hat genaue Kenntnis vom gesamten Stadtraum und der realen Raumstruktur. Städtebauliche Wahrzeichen und Images dienen somit als Ersatz dafür, indem sie ein spezifisches ‚Etikett‘ der Stadt sind.

### **Bindung auf Stadtviertels- oder Subviertelsebene**

Aufgrund der Unüberschaubarkeit der großen Städte empfinden die Menschen Gefühle der Bindung hauptsächlich auf einer kleinräumigeren Ebene, der sogenannten Stadtviertels- oder Subviertelsebene. Dieses Gefühl basiert nicht immer auf konkreten raumbezogenen Alltagserfahrungen, sondern resultiert oft aus dem gewissen Image, das ein Quartier innehat. Eine positive emotionale Bewertung kommt hauptsächlich dem eigenen Wohnumfeld zugute, ein hohes Maß an Vertrautheit und deshalb Verhaltenssicherheit zeigen Menschen aber auch in anderen Gebiet ihres eigenen Aktionsraums: der Umgebung des Arbeitsplatzes, dem Wohngebiet von Freunden und Bekannten etc.

#### *3.3.3.3 Bindungsansprüche / -potenzial*

Der Mensch stellt an seine Umgebung Bindungsansprüche, die wenigstens teilweise befriedigt sein müssen, damit er sich dort zu Hause fühlen kann. Die Gesamtheit aller Ausstattungsmerkmale, die der Raum bietet, kann man als Bindungspotenzial zusammenfassen.

### **Bindungsansprüche**

Bindungsansprüche werden von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Die Fähigkeit, sich an einen Raum zu binden, geht zunächst auf die Kindheit zurück: durch eine Vielzahl von Erlebnissen wird hier sozusagen festgelegt, inwieweit der Mensch eine Bindungskompetenz ausbildet, d.h. die Fähigkeit überhaupt soziale Bindungen einzugehen.

Sehr entscheidend ist auch die individuelle Lebensgeschichte, die Stellung im Lebensverlauf und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebensstilgruppe. Auch das Alter hat offenbar einen recht großen Einfluss auf die Ansprüche an den Raum: junge Menschen sind gewohnheitsgemäß weniger abhängig von ihrer lokalen Umgebung, sie nutzen den gesamten Stadtraum mehr oder weniger intensiv. Weniger mobil sind Familien mit Kindern und vor allem ältere Menschen, die in stärkerem Maße von der näheren Umgebung abhängig sind. Auch der soziale Status scheint Einfluss zu nehmen: Die Oberschicht ist eher gesamtstädtisch orientiert, während vor allem für Menschen der unteren Einkommenschichten die sozialen Bindungen in ihren Nachbarschaften wichtig sind und sie daher verstärkt eine lokale Ortsbindung empfinden.

Ein sehr ausschlaggebender Faktor ist logischerweise die Wohndauer: je länger jemand an einem Ort wohnt, desto intensiver sind die persönlichen Kontakte und die Integration. Ein Höchstmaß an Bindung verspüren die Menschen, die ihr ganzes Leben am Ort ihrer Geburt verbracht haben.

Ein Faktor, der allerdings kaum Einfluss nimmt, ist die Wohnsituation. Menschen scheinen folglich eher aufgrund von emotionalen Aspekten und Erfahrungen in ihrer sozialen Umwelt Gefühle des Verbundenseins mit ihrem Wohnort aufzubauen (GEBHARDT und SCHWEIZER, 1995, S. 30 f.).

### **Bindungspotenziale**

Interessant und vor allem für PlanerInnen von großer Bedeutung ist die Frage, welche Ausstattungsmerkmale die Ortsbindung fördern und welche sie hemmen.

**Soziale Merkmale** sind bei weitem die wichtigsten. Gute persönliche Kontakte haben zur Folge, dass man sich an einem Ort zu Hause fühlt. Man kann sich hier darauf verlassen, Hilfe zu bekommen, eine zufriedenstellende Freizeitgestaltung scheint garantiert. Kirche und Vereine haben dagegen scheinbar weit weniger Einfluss als dies früher einmal der Fall war.

Unter **funktionalen Ausstattungsmerkmalen** sind Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen zu verstehen, die bei einer guten Versorgung natürlich zur Folge haben, dass die BewohnerInnen zum Einkauf oder in ihrer Freizeit nicht auf andere Stadtgebiete ausweichen müssen. Können die Menschen sich in ihrem eigenen Wohngebiet versorgen und halten sich auch in ihrer Freizeit dort auf, wird gleichzeitig bewirkt, dass soziale und nachbarschaftliche Kontakte gepflegt werden.

**Physiognomisch-ästhetische Merkmale** beziehen sich hauptsächlich auf die äußere Beschaffenheit des Raumes. Die lokale Ortsbindung scheint verstärkt, wenn das Gebiet einen individuellen und unverwechselbaren Charakter hat. Grundsätzlich kann man sagen, dass eine Überschaubarkeit des Raumes durch eine klare innere Gliederung und eine deutliche Abgrenzung zu den angrenzenden Gebieten geschaffen wird und ein Abwechslungsreichtum in Grund- und Aufriss ein Zurechtfinden erleichtert und dabei auch den individuellen Charakter fördert, Monotonie hingegen bewirkt das Gegenteil.

Außerdem bietet ein Raum oft symbolische Ausstattungsmerkmale. Hier lässt sich zwischen **kollektiven und individuellen Raumsymbolen** unterscheiden. Ersteres sind Wahrzeichen, die für jeden wichtig sind, dies können historische Bauwerke, Monumente, Naturdenkmäler und ähnliches sein. Individuelle Raumsymbole basieren meist auf persönlichen Erfahrungen. Hierzu gehören Aufenthaltsorte des Alltags oder Brücken in die Vergangenheit: aufgrund von persönlichen Lebenssituationen und Erfahrungen verbindet man mit einem Raum spezielle Erinnerungen.

#### *3.3.3.4 Die Typisierung lokaler Ortsbindung*

Ortsbindung basiert auf den speziellen Beziehungen der Menschen zum Raum. Hieraus lässt sich ableiten, dass es prinzipiell keine bindungsfreundlichen oder – feindlichen Räume gibt, sondern das Gefühl und die Intensität der Bindung jeweils abhängt vom persönlichen Hintergrund und dem individuellen Anspruch eines jeden an den Raum.

- Die bewusste Entscheidung für ein Quartier, bei der die Standortvorteile individuell beurteilt werden und damit eine gewisse Zweckgebundenheit darstellt, kann man als **rationale Ortsbindung** einstufen.
- Das Gegenteil davon wäre **soziale Ortsbindung**, die auf persönlichen Kontakten und damit einer emotionalen Beurteilung basiert und (wie schon oben dargestellt) daher die intensivste Form darstellt.
- Auf intakten Sozialbeziehungen der BewohnerInnen in ihrer Wohnumgebung basiert auch die **emotionale Ortsbindung**. Hier kommt noch ein intensives

Gefühl der Bindung an den physischen Raum dazu, wenn die funktionale und bauliche Ausstattung der Umgebung auf die individuellen Lebensverhältnisse eines Einzelnen passen.

- Die stärkste Auswirkung auf den Menschen hat die **lokale Identifikation**, eine Verbundenheit mit dem Raum, die durch eine starke Verwurzelung des Menschen mit seiner Umgebung erzeugt wird. Dies ist oft nur bei Menschen der Fall, die schon an ihrem Wohnort aufgewachsen sind. Jegliche Erlebnisse und Erinnerungen sind mit dem Viertel verbunden und diese Personen sind meist fest eingebunden in den Alltag des Viertels.

Judith Utz

### 3.3.4 Medien und Images

Im folgenden soll versucht werden, die Gesetzmäßigkeiten großstädtischer Wahrnehmung modellhaft zu erläutern und mögliche Ansätze und Maßnahmen für Moabit herzuleiten.

Durch die Medien wird das Erleben des städtischen Raumes zum großen Teil zu einer Sekundärerfahrung; d.h. die Vorstellung der BewohnerInnen wird zunehmend gespeist durch Informationen, die nicht aus ihrer persönlichen Erfahrungswelt stammen. An die Stelle einer umfassenden Primärerfahrung treten Vorstellungen mit „Zitat- oder Klischeecharakter“, vermittelt sowohl durch die Medien, als auch durch Austausch mit anderen Menschen. Je höher die Maßstabebene, desto allgemeiner werden diese Vorstellungen und desto verbindlicher werden Symbole und Etiketten für die Entstehung und Speicherung des Ortsbewusstseins. Je höher die Maßstabebene der Vorstellungen, desto höher ist ebenfalls der Einfluss der Medien, denen die Rolle einer Wahrnehmungshilfe zukommt.

Einerseits erweitern sie den unmittelbaren stark eingeschränkten „primären“ Wahrnehmungsradius des Stadtbewohners. Andererseits wirken sie als Wegweiser für die Bewertung von Stadträumen, wobei die medial vermittelte Information oft als „realer“ als die wirklich vorhandene Situation angenommen wird. Schließlich erzeugen und vermitteln Medien „Images“, die für die Bekanntheit der einzelnen Räume sorgen.

Es ist also möglich, dass sich der Bürger oder Bewohner unter Umständen mehr mit einem gewissen „Image“ identifiziert als mit den tatsächlichen Gegebenheiten des Raumes, die er wahrnimmt. Der Existenz von Images für das Erleben von Räumen kann folgende Bedeutung zugeschrieben werden:

Durch die Etikettierung von städtischen Räumen und Teilräumen insbesondere auch über die Medien ermöglichen Images eine Orientierung und somit eine Verhaltenssicherheit im Raum. Sie schaffen eine vermeintliche Vertrautheit mit Räumen und können somit Prozesse der Identitätsbildung einleiten.

- Positive Images können zur Wohnzufriedenheit und Identifikation beitragen.
- Images können Push- und Pull-Faktoren sein, die Einfluss auf Ortspräferenzen und Mobilitätsprozesse haben.
- Images haben eine verhaltensteuernde Dimension, sie können eine Entscheidungsgrundlage für räumlich wirksame Prozesse sein.
- Images geben Räumen eine Identität.
- Sie fungieren als „weiche Standortfaktoren“, oft gezielt durch ein Imagemarketing zur Steigerung der Attraktivität von Räumen eingesetzt.

Man muss sich nun die Frage stellen, ob es wünschenswert ist, das aktuelle Image Moabits zu verändern und inwiefern dies ein Weg zur Schaffung einer größeren Ortsbindung sein könnte. Das Image von Moabit lässt sich grob zusammenfassen: es ist ein ehemaliges Industrie- und Arbeiterviertel, ein Standort von Gefängnis- und Justizeinrichtungen. Der Ausländeranteil ist überdurchschnittlich hoch. Dazu haftet dem Gebiet ein Negativimage in Form einer hohen Kriminalität und Drogenproblemen an.

Um dieses Image zu verändern, wäre mehr als ein Imagemarketing nötig. Ohne eine tatsächliche Veränderung, würde die bestehende Vorstellung über den Raum Moabit bestehen bleiben.

Die Umsetzung dieser Ergebnisse ist nicht immer eindeutig und das oberste Gebot ist hier zweifelsfrei der Bezug zu den lokalen Gegebenheiten. Die Potenziale des Ortes müssen wahrgenommen und genutzt werden. Welche Möglichkeiten und Potenziale bietet Moabit? Diese Frage ist nicht pauschal zu beantworten, man könnte jedoch folgende Ansätze als Grundlage für eine Diskussion aufgreifen: 1) Moabit als Beispiel einer multikulturellen Gesellschaft bzw. 2) Moabit als neuer Standort des Regierungsviertels.

Ein konkreter lokaler Bezugsrahmen für die Betrachtung der Zivilgesellschaft ist ganz eindeutig die Ausprägung der Nachbarschaft in einem Stadtquartier. Im folgenden Kapitel wird sich dem Begriff „Nachbarschaft“ genähert, mit dem Ziel, das Funktionieren zivilgesellschaftlicher Strukturen innerhalb eines Viertels analysieren zu können.

## 3.4 Nachbarschaft: Ein alter Hut?

Petra Essenfelder

### 3.4.1 Zum Begriff der „Nachbarschaft“

Die sprachlichen Wurzeln für das deutsche Wort „Nachbar“ lassen sich bis in das Althochdeutsche (ca. 750-1100) zurückverfolgen. „Nagivur(o)“, zusammengesetzt aus den Wörtern „nah“ und „Bauer“ bezeichnete den „nahebei Wohnenden“. Die Nennung des Bauern mag in diesem Zusammenhang zunächst überraschen. Bezieht man jedoch die mittelalterliche ländliche Sozialordnung in die Betrachtungen mit ein, dann verband diese Titulierung eine Person mit Hofbesitz. So leitet sich „Bauer“ vom althochdeutschen „bur“, dem Haus, ab. Damit schließt das althochdeutsche Wort „nagivur(o)“ den mit ein, dessen Haus bzw. Hof an das bzw. den eigenen angrenzte.

Drei Definitionselemente bestimmen also den Begriff „Nachbar“ aus etymologischer Sicht. Die räumliche Nähe, die landwirtschaftliche Tätigkeit sowie der Hausbesitz wurden ursprünglich unter dem Begriff des Nachbarn zusammenfasst und die Person des Nachbarn durch diese definiert. (vgl. HAMM 1973: 16)

In der heutigen Verwendung des Nachbarschaftsbegriffs lassen sich, je nach wissenschaftlichem Fachgebiet, verschiedene Ausrichtungstendenzen und damit Bedeutungen und Schwerpunkte finden. Impliziert etwa der rechtliche Gebrauch des Begriffs den Schwerpunkt sowohl räumliche Nähe als auch Eigentum, so findet sich z.B. in der Geographie eine Dominanz des lokalen Bezugs, der sich in festen Begrifflichkeiten wie „Nachbarstädte“ ausdrückt. In diesen Zusammenhängen, dem juristischen sowie geographischen und auch siedlungsplanerischen, weist „Nachbarschaft“ in erster Linie auf den Lokalbezug von Elementen hin. (vgl. HAMM 1973: 14f)

Von diesen lokalbezogenen Nachbarschaftsbegriffen lässt sich der soziologische Begriff unterscheiden. Auch hier spielt das Kriterium des Raumes bzw. der räumlichen Nähe eine große Rolle und charakterisiert die Elemente, welche als nachbarschaftlich bezeichnet werden. Jedoch liegt der Schwerpunkt auf der Betrachtung der sozialen Interaktion, d.h. auf den Beziehungen, die sich zwischen Elementen aufgrund ihrer räumlichen –nachbarschaftlichen- Lage ausbilden. So ist nach HAMM als Nachbarschaft „... eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren.“ zu bezeichnen (vgl. ebd. 1973: 17f).

Bevor im folgenden nochmals ausführlicher auf diese Definition zurückgegriffen wird, soll zunächst die individuelle Bedeutung des Wohnortes, welcher eine zentrale Rolle spielt, anhand des Territoriumsverständnisses nach HAMM betrachtet werden.

### 3.4.2 Aspekte der Nachbarschaftstheorie von B. HAMM

#### 3.4.2.1 *Personaler Raum und Territorium*

Ausgangspunkt für die Überlegungen von HAMM zum Verständnis der Wirkungen von Raum auf Verhalten und damit auf Interaktion, auch im Sinne von Nachbarschaft, ist zunächst das Individuum in der „...Leiblichkeit des Menschen, ihre

Physis wie ihre Physiologie...” (HAMM 1996: 231). Territorien können definiert werden als Räume, in denen Individuen oder Gruppen sich über längere Zeit aufhalten und in welchen die in der folgenden Übersicht genannten Merkmale bzw. menschliche Tätigkeiten und /oder die Möglichkeit dieser Tätigkeiten gegeben ist. Diese treffen auf alle drei, als Territorien bezeichnete räumliche Einheiten zu.

**Tabelle 3: Territorien und charakteristische Tätigkeitsmerkmale**

Territorien	Merkmale
Personaler Raum	<b>Aufenthaltsdauer</b>
↓	<b>Existenzerhaltende Tätigkeiten</b>
Wohnung	<b>Besitzansprüche durch symbolische Akte</b>
↓	<b>Minimale Gestaltungsspielräume</b>
Nachbarschaft	

Eigene Darstellung (nach HAMM 1996: 235f.)

Die in ihrer Größenausprägung unterschiedlichen Arten von Territorium, personaler Raum, Wohnung und Nachbarschaft sind räumlich schalenartig um das Individuum organisiert. Der personale Raum als „Basisterritorium“ ist die Distanz, die ein Mensch zu seinen Mitmenschen zusätzlich zu seiner eigenen Leiblichkeit einnimmt. Diese Distanz ist abhängig von verschiedenen Faktoren und somit variabel. Einflussfaktoren auf das Ausmaß dieser Distanz stellen soziale Zugehörigkeit etwa nach (ökonomischen) Status, Kultur, demographischer Phase, situative Bedingungen (Fahrstuhl) und Art der Beziehungen der Personen dar.

Als Prototyp der Territoriums kann nach HAMM die Wohnung gesehen werden. Sie spiegelt besonders die bereits in der Übersicht genannten Merkmale eines Territoriums wider. Hinzu kommt, dass sich in der Nutzung der Wohnung als Territorium Herrschafts- und Machtverhältnisse in ausgeprägter Weise nach außen repräsentieren. „Die Wohnung stellt sich [damit] als eine Erweiterung des Selbst, der individuellen Raumbilase dar, eine Erweiterung, die sowohl die Menschen einbezieht, die dem Individuum besonders „nahe stehen“, als auch die wichtigsten Teile seines/ihres materiellen Eigentums.“ (HAMM, 1996: 239). Dieses Zitat verdeutlicht nochmals die individuelle, psychologische Bedeutung der Wohnung als Territorium und als Basis der Nachbarschaft, die ja aufgrund des räumlich nahe gelegenen Wohnortes entsteht.

#### 3.4.2.2 Wohnen und Handeln: die Basis

Die Nachbarschaft in ihrer individuellen Bedeutung als eine Erweiterung des Territorium des Wohnbereichs wird im eigentlichen Sinne durch Interaktion von Menschen auf der Basis der Nähe ihrer Wohnungen gebildet.

### Räumliche Nähe

Aus dem Aspekt der räumlichen Nähe folgen Kennzeichen bezüglich der (potentiellen) Interaktionspartner der Nachbarschaft im Sinne einer Primärgruppe<sup>7</sup>. Zum einen kann man nicht Nachbar werden, Nachbar IST man, aufgrund der Tatsache, dass man wohnt (vgl. HAMM 1998: 173). Dies bedeutet auch, dass der Kreis der Interaktionspartner mit dem Status des Nachbarn auswechselbar ist und sich beispielsweise im Falle eines Wegzugs der Kreis der Nachbarschaft neu zusammengesetzt wird, bzw. im Falle des Wegziehenden, sich gänzlich erneuert. Zudem gilt aus dem Kriterium der räumlichen Nähe, dass die eigentliche Gruppe der Nachbarschaft relativ klein ist. Nach HAMM sind dies in der Regel sechs bis acht Haushalte (vgl. HAMM 1996: 243). Ein erweiterter Nachbarschaftsbegriff, mit dem weniger die soziale Gruppe an sich als vielmehr ein Wohnquartier bezeichnet wird, ist nach HAMM insofern gerechtfertigt, als sich die nachbarlichen Beziehungen in sich überschneidenden Kreisen fortsetzen (HAMM 1973: 113).

### Interaktion

Die faktische Ausprägung des Interaktionsnetzes unterscheidet sich in ihrer Größe und Intensität von potentiell zur Verfügung stehenden nachbarschaftlichen Beziehungen. Die tatsächliche Interaktionsdichte bestimmt sich durch Gemeinsamkeiten, welche die Interaktionspartner aufweisen. Damit gilt nach HAMM, dass mit der Homogenität der Gruppe die Intensität der Beziehungen steigt (vgl. HAMM 1998: 173).

Bärbel Wagner

### 3.4.3 Tratsch an der Mülltonne? Definition nachbarschaftlicher Beziehungen

Grundsätzlich haben Nachbarn nachrangige Bedeutung innerhalb der persönlichen Netzwerke. Sie stehen im Rang weit hinter Familie, Verwandtschaft, Freunden und Bekannten. Zudem ist Nachbarschaft „funktional“, d. h. sie beruht auf Gegenseitigkeit.

Mit nachbarschaftlichen Beziehungen ist die Hilfe in Notsituationen, das Durchführen kleiner Gefälligkeiten, das Gewähren von Rat und Unterstützung bei Alltagsproblemen und das „nach dem Rechten sehen“ (vor allem bei älteren Menschen oder bei Abwesenheit) gemeint. Nachbarschaftsbeziehungen sind „Schönwetter“-Beziehungen (LÜSCHEN 1989, S. 446). Aus nachbarschaftlicher Interaktion ergeben sich also in erster Linie Aufgaben, welche als Nothilfe, Sozialisation, Kommunikation und sozialer Kontrolle beschrieben werden können. Die Bedeutung der Nachbarschaft hinsichtlich der Erfüllung dieser Aufgaben steigt mit zunehmenden Schwinden der öffentlichen Infrastruktur, d.h. mit dem Rückzug staatlicher finanzieller Mittel aus gesellschaftlich relevanten Bereichen wie z.B. der Gesundheitsversorgung oder der Sicherheit. Daraus folgt nach HAMM, dass die nachbarschaftliche Interaktion bzw. deren Formen (Nothilfe, Sozialisation, Kommunikation, soziale Kontrolle) mit dem Grad des Angewiesenseins an Intensität zunimmt. (vgl. HAMM 1998: 174, 175)

<sup>7</sup> „Primärgruppe, primary group, nach C.H. COOLEY (1990) Bezeichnung für Gruppen, deren Mitglieder in relativ intimen, vorwiegend emotional bestimmten, direkten und häufigen persönlichen Beziehungen miteinander stehen, sich gegenseitig stark beeinflussen und so relativ ähnliche Einstellungen, Wertvorstellungen und Normen entwickeln..... Die wichtigsten Beispiele für P.n sind die Familie, die Freundschaft, die Nachbarschaft.....“ (FUCHS-HEINRITZ 1994: S 513.)

Der lockere und periodische Charakter der meisten Nachbarschaftsbeziehungen entspricht anscheinend den Erwartungen, d. h. Distanz zu Nachbarn wird meist absichtlich gehalten. Begründet wird dies mit der Ansicht, dass Nachbarschaftsbeziehungen auch Nachteile darstellen können. Als negativ lassen sich „Tratsch“, Einmischung, unerwünschte Kontrolle und die Angst, bei Bedarf Gegenleistungen erbringen zu müssen, festhalten. In diesem Reziprozitätsprinzip sehen viele Menschen eine Pflicht, die sie nicht auf sich nehmen wollen, die sie mit dem Gefühl verbinden, die eigenen Disponibilität könnte gefährdet sein. Dennoch ist damit die Bedeutung von Nachbarschaftskontakten für das Zusammenleben nicht zu unterschätzen, denn sie bieten emotionalen Rückhalt, erleichtern das Alltagsleben und schaffen eine freundliche Atmosphäre. Nachbarschaftsbeziehungen symbolisieren die latente Bereitschaft zur Unterstützung und tragen zur Stabilisierung sozialer Systeme bei.

#### 3.4.4 „Mobile Lifestyle-Individualisten“ vs. „familienbezogene Herdentiere“: Wodurch wird der Wunsch nach Nachbarschaft beeinflusst?

Es gibt verschiedene Einflussfaktoren, die sich auf die Nachbarschaft auswirken. Hier sollen aber vor allem die interagierenden Variablen „Zeit“ und „Soziale Merkmale“ genauer beleuchtet werden.

##### 3.4.4.1 Der Einflussfaktor Zeit

Die Zeit ist ein wichtiger Faktor nachbarschaftlicher Beziehungen, weil die Dauer am Wohnort:

- das Wiedererkennen der Nachbarn ermöglicht,
- die Wahrscheinlichkeit von Kontakten erhöht,
- die Sicherheit durch Gewöhnung erhöht und
- die (vage) Erwartung erlaubt, dass Hilfeleistungen erwidert werden.

Auch das Verbringen von Zeit im Nahbereich spielt eine wichtige Rolle als Rahmenbedingung für Kontakte und Aktivitäten. Wird wenig Zeit im Nahbereich (Treppenhaus, Garten, ...) verbracht, reduziert sich die Möglichkeit für soziale Beziehungen und gelebte Nachbarschaft. Nachbarschaftsnetze entstehen häufig erst über Jahre, sind also auf eine lange Wohndauer der Mitglieder angewiesen. In Wohngebieten mit hohen Fluktuationsraten wird die Entstehung ausgeprägter Nachbarschaftsbeziehungen dadurch erheblich behindert. Hohe Weg- und Zuzugsraten etwa führen zur Lockerung oder gar Auflösung der sozialen Bezüge, z. B. bei:

- einem Generationswechsel in altershomogenen Gebieten,
- Gentrifizierungsprozessen, - wobei jüngere, hochmobile Personen häufig als nachbarschaftsfeindlich angesehen werden - oder
- dem „Abrutschen“ von Quartieren durch Wegzug aufstiegsorientierter Bewohnergruppen.

Andererseits können stabil gewachsene Nachbarschaften nach innen und außen zu einer Abschließung führen. Im schlimmsten Falle verhalten sich die BewohnerInnen feindselig gegeneinander.

#### 3.4.4.2 Die persönlichen Merkmale als Einflussfaktor

Die persönlichen bzw. sozialen Merkmale, d. h.:

- die jeweilige Lebensphase,
- die Haushaltsform und -größe,
- der sozioökonomische Status,
- der kulturelle Hintergrund,
- sowie das Ruhebedürfnis oder die Kontaktsuche

fördern oder hindern das Zustandekommen und die Intensität von nachbarschaftlichen Beziehungen (HAMM 1990). Die Nachbarschaftsorientierung ist hauptsächlich abhängig von der Phase im Lebenszyklus (demographischer Faktor) und dem „Grad der Familienbezogenheit des Lebens“ (sozialpsychologischer Faktor). Berufliches Engagement, zum Beispiel, birgt überlokale Orientierung, d. h. räumlich ausgedehnte soziale Netzwerke, sowie den Wunsch „nach Ruhe in den eigenen vier Wänden“.

Mit dem *Lebensalter* bzw. den Familienphasen wird der Stadtteilbezug ausgeprägter und die Nachbarschaftsnetzwerke wachsen kontinuierlich. Weil vor allem Kinder als Initiatoren wirken, sind Familien stärker in Nachbarschaftsbeziehungen eingebunden, als Personen aus kinderlosen Haushalten. Die Nachbarschaftsbeziehungen unter den sogenannten jungen Alten erreichen ihren Höhepunkt, d. h. diese Altersgruppe nutzt Nachbarschaft am stärksten (Kinder). Junge Menschen hingegen streben eher nach außen, als dass sie sich kleinräumlich einbinden wollen. Generell ist festzustellen, dass innerhalb all dieser Phasen Frauen nachbarschaftliche Kontakte stärker pflegen als Männer.

Von Bedeutung sind Nachbarschaftsbeziehungen vor allem für Personen mit einem geringen *Aktionsradius* im Wohnbereich, sowie für immobile und auf Unterstützung angewiesene Gruppen. Damit sind vor allem Kinder, Familien mit kleinen Kindern, alte Menschen oder sozial benachteiligte Personen mit einem hohen Integrations- und Informationsbedarf gemeint.

Mit der *Individualisierung* der Lebensformen in unserer heutigen Gesellschaft kommt sozialen Beziehungen, die durch Tradition, Normen oder räumliche Bindung entstehen, eine abnehmende Bedeutung zu.

„Neue Nachbarschaften“ bilden sich. Diese basieren auf Sympathie und Interessen, d.h. nur mit einzelnen ausgewählten Personen entstehen intensive Beziehungen. Eine Form räumlicher Nachbarschaft stellen die „verinselten sozialen Beziehungen als moderne Nachbarschaften“ dar. Dabei handelt es sich um selbst organisierte Handlungsgemeinschaften im überschaubaren Nahbereich innerhalb eines Quartiers (BERTELS 1987). Auch die sogenannten „Bastelnachbarschaften“ gehören den Formen „neuer Nachbarschaften“ an. Deren Netz ist Ergebnis selektiven Verhaltens, basierend auf der Nähe und dem Interesse an dem Wohngebiet oder den Einrichtungen des Wohngebietes, d.h. es werden Bekanntschaften aus dem Kindergarten, der Schule usw. im Quartier aufgebaut.

Als eine weitere Form „neuer Nachbarschaften“ können die gemeinschaftsorientierten Wohnprojekte gesehen werden. Sie entstanden als Reaktion auf die üblichen unverbindlichen und vereinzelt oder verinselten Nachbarschaftsbeziehungen. Diese „inszenierten Nachbarschaften“ formieren sich als soziale Einheit, organisieren soziale Netze, erledigen Arbeiten und Aufgaben gemeinschaftlich. Ein Unterschied zu „traditionellen gemeinschaftsorientierten Nachbarschaften“ liegt in ihrer Exklusivität, denn aufgrund der hohen Anforderungen an das Wohnverhalten un-

terliegt die Auswahl der Mitglieder meist einer strengen sozialen und kulturellen Selektion auf der Basis übereinstimmender Lebensauffassungen. Tendenziell erscheinen sie allerdings relativ instabil, da sowohl der besondere rechtliche, organisatorische und zeitliche Druck, unter dem viele Wohnprojekte stehen, und die besonderen Anstrengungen und Mühen für ihre Umsetzung, als auch die Unflexibilität bei gruppeninternen Veränderungen leicht zum Auseinanderklaffen zwischen Anspruch und Wirklichkeit führen können.

Voraussetzung für nachbarschaftliche Beziehungen sind jedoch immer die grundsätzliche Bereitschaft und die persönliche Fähigkeit, soziale Kontakte zu knüpfen und Beziehungen einzugehen.

### 3.4.5 Aktuelle problematische Tendenzen in Stadtquartieren

Sandra Bartuschies

„Nachbarschaften sind Orte des Zusammenlebens der zivilen Gesellschaft...[und]...tragen zur Stabilität und Robustheit von Stadtquartieren bei...“ (ROHR-ZÄNKER 1998, S. 30). Nun sind aber funktionierende Nachbarschaften zunehmend gefährdet: zum einen durch die Abwanderung von Einrichtungen der Grundversorgung, da die Ausstattung von Quartieren entscheidend für eine Ortsbindung ist. Zum anderen sind Nachbarschaften auch durch die zunehmende soziale Polarisierung bedroht. Diese für „funktionierende“ Nachbarschaften negativen Einflussfaktoren können schwerwiegende Folgen nach sich ziehen, da sie sich teilweise auch gegenseitig verstärken können, was fast einem „Teufelskreis“ gleichkommt. So wird durch die Abwanderung von Einrichtungen der Grundversorgung die Außenorientierung (außerhalb des Quartiers) gefördert. Hierauf ist zum Teil die wachsende Verkehrsbelastung zurückzuführen, welche wiederum zu einer Minderung der Lebensqualität und somit zur vermehrten Abwanderung führt. Durch die Abwanderung von Haushalten „die sich einen Umzug leisten können“, steigt sowohl der Anteil an sogenannten „Problemgruppen“ und als auch die Unterversorgung mit sozialen Einrichtungen. Außerdem entstehen auch gerade für immobile Gruppen erhebliche Erschwernisse. So ist teilweise die Grundversorgung für tägliche Bedürfnisse oft nicht mehr gewährleistet. Hinzu kommt, dass auch die Versorgung mit sozialen Einrichtungen oft nicht mehr ausreicht.

Als Resultat dieser Entwicklungen verschlechtert sich die Lebenssituation und die Wohnzufriedenheit sinkt, was gerade die stabilisierenden Gruppen zum Wegzug veranlasst - und mit ihnen verschwindet Integrations- und Stabilisierungspotenzial.

### 3.4.6 Lösungen nach Plan – Nachbarschaft vom Reißbrett?

Obwohl soziale Kontakte im Wohnbereich eigentlich unabhängig von den baulich-räumlichen Bedingungen und der sozialräumlichen Situation entstehen, können Wohnquartiere die Bildung sozialer Beziehungen doch fördern oder hemmen. Deshalb sollte es Ziel der StadtplanerInnen sein, Nachbarschaften zu fördern, was wiederum nicht heißt, dass sie geplant werden sollen. Vielmehr soll die Kontaktaufnahme und Pflege von sozialen Beziehungen erleichtert werden: So muss zu Anfang eine Art Bestandsaufnahme gemacht werden, damit festgestellt werden kann, was an Ausstattung und Vorleistung nötig ist, damit ein Quartier „nachbarschaftsfähig“ ist. Des Weiteren müssen Potenziale in Nachbarschaften aktiviert und unterstützt werden, z.B. Motivation zur Selbsthilfe, etc. Wenn auch Nachbarschaften nicht geplant werden können, so können doch die Rahmenbedingungen zur Entstehung von nachbarschaftlichen Kontakten durch StadtplanerInnen beeinflusst bzw. geschaffen werden. Diese planerischen Möglichkeiten sollen nun im folgenden dargestellt werden.

#### 3.4.6.1 *Baulich-räumliche Struktur*

Die Wohnzufriedenheit ist eine Voraussetzung dafür, sich auf nähere Kontakte mit Nachbarn einzulassen. Die Bereitschaft zur Kontaktaufnahme ist von der Aufenthaltsqualität abhängig (ob der öffentliche Raum zum Aufenthalt einlädt), die wiederum abhängig ist von den räumlichen Strukturen, also Architektur von Wohngebäuden und Nutzbarkeit und Gestaltbarkeit von Freiflächen. Sogenannte „unfertige Räume“ wirken einladender für Kommunikation und Interaktion als durcharrangierte und durchgestylte Freiräume.

#### 3.4.6.2 *Versorgung mit Waren und Dienstleistungen (Freizeit)*

Die Versorgungseinrichtungen sind auch neutrale Orte der Kommunikation und für zufällige Treffen und fungieren darüber hinaus als Informations- und Klatschbörse. Ist die Versorgungsqualität gut, unterstützt sie erstens die Alltagsorganisation besonders für immobile Gruppen (ältere Menschen, Erwerbslose, Kinder, oft auch Mütter) und zweitens führt sie zu Interaktionen, die sich bei regelmäßiger oder häufiger Wiederholung stabilisieren und zu intensiveren Beziehungen führen können. Für die Lebensqualität sind vor allem dezentrale Versorgungsangebote wichtig.

#### 3.4.6.3 *Sozial- und Gemeinwesenarbeit*

Durch soziale Angebote und bewohner-orientierte Einrichtungen (wie bspw. Seniorentreffs, Jugendclubs, etc.) können Kontakte entstehen, die über die Zufälligkeit hinausgehen und unter günstigen Bedingungen zu nachbarschaftlichen Netzwerken führen. So können Anregungen zu nachbarschaftlichen Aktivitäten gegeben werden: für die ersten Kontakte bieten sich organisierte Aktivitäten und Veranstaltungen an (z.B. Straßenfeste). Auch die Unterstützung von Nachbarschaftsgruppen und Initiativen kann zu nachbarschaftlichen Netzwerken führen, z.B. durch die Bereitstellung von Gemeinschaftseinrichtungen (Räumen, Werkstätten). Außerdem kann eine gezielte Gemeinwesenarbeit gewünschte Effekte erzielen z.B. durch „Hilfe zur organisierten Selbsthilfe“ (Kinderhort). Diese Einrichtungen emanzipieren sich zwar selten von ihren Trägern (d.h. der Übergang von formellen zu informellen Einrichtungen), sind aber trotzdem wichtig, weil sie Anknüpfungspunkte für private Kontakte und wechselseitige Unterstützung bieten.

#### 3.4.6.4 *Mietermitbestimmung*

Gemeinschaftliche Zuständigkeiten und gemeinschaftliches Handeln im Wohnbereich kann das Wir-Gefühl stärken. Sie fördern die Kontakte und soziale Integration. Weitere positive Auswirkungen sind bspw. die Möglichkeit Konflikte abzubauen, die Bereitschaft zur Friedfertigkeit gegenüber anderen Bewohnern und Toleranz gegenüber Ausländern steigt, Zunahme geringfügiger sozialer Hilfeleistungen (z.B. die Übernahme der Hausordnung bei Abwesenheit/ Hilfe beim Ausfüllen von Formularen für Ausländer). Doch trotz der positiven Auswirkungen sollte man an das eben dargestellte nachbarschaftliche Gemeinschaftsleben keine zu hohen Erwartungen stellen, da für den Aufbau leistungsfähiger nachbarschaftlicher Hilfenetzwerke derzeit keine Grundlage besteht, was wiederum als Beleg für das geringe Bedürfnis nach intensiven Nachbarschaftsbeziehungen gesehen werden kann. (vgl. ROHR-ZÄNKER 1998, S. 33).

### 3.4.7 Homogenität vs. Heterogenität: Der Schlüssel zum Nachbarschaftsglück?

Eine viel diskutierte Frage ist die nach dem Einfluss von homogener bzw. heterogener Bewohnerschaft auf die Nachbarschaft. Eine homogene Bewohnerschaft ist gegeben, wenn die BewohnerInnen in kulturellen Werten, Status, und Lebensstil übereinstimmen. Es sei dazu angemerkt, dass damit das Attribut „homogen“ keinesfalls eindeutig definiert ist. Tatsächlich ist es wohl so, dass der Übergang zwischen „homogen“ und „heterogen“ fließend ist. Was in der praktischen Anwendung „homogen“ konkret bedeutet, hängt immer vom Betrachtungsmaßstab und Kontext ab. Für das Folgende reicht jedoch die Vorstellung, dass „homogen“ für „eher gleich“ und „heterogen“ für „eher verschieden“ steht.

Nun zeigt sich, dass enge nachbarschaftliche Beziehungen vornehmlich in sozial und kulturell homogenen Gebieten besteht, und bei stärkerer Mischung vor allem zwischen Personen oder Familien gleicher Gruppenzugehörigkeit.

#### 3.4.7.1 Unterschiedlicher räumlicher Maßstab

Diese Zusammenhänge gelten sowohl für den engen Nachbarschaftsbereich wie für die Quartiersebene. Homogenität wird häufig als Kriterium für intensive Nachbarschaft gesehen. Modellversuche (z.B. Genossenschaft Urbanes Wohnen Köln) zeigen jedoch, dass Homogenität nicht automatisch gute Nachbarschaft garantiert. Vielmehr sichert Homogenität eine relative Konfliktfreiheit zu und bietet damit Nährboden für enge Nachbarschaften und nachbarschaftliche Beziehungen.

Homogenität erleichtert *kleinräumiges* Zusammenleben. Es wird daher meist dafür plädiert, die Ähnlichkeit von Lebensformen auf diesem Maßstab zu akzeptieren, um dadurch Konfliktpotenziale zu vermeiden.

Auf *Wohnquartierebene* ist der Einfluss von Homogenität nicht so ausschlaggebend, das Konfliktpotenzial ist hier „von Hause aus“ geringer. Somit sollte auf der Ebene der Quartiere eine soziale Mischung stattfinden, da diese auf Quartiersebene zu mehr sozialer Integrationsfähigkeit beiträgt (vgl. ROHR-ZÄNKER 1998, S. 32).

Vergrößert man den Betrachtungsmaßstab noch weiter, etwa auf einen „*gesamstädtischen*“ Blick, so wird klar, dass Homogenität in Wohnquartieren zu sozialräumlicher Segregation und Ghettoisierung innerhalb der Stadt bzw. eines größeren Gebiets führen kann.

Es gibt also auch gute Argumente für heterogene Nachbarschaften. Weiter verfügen heterogene Quartiere über ein größeres Anpassungs- und Integrationspotenzial als homogene Gebiete. Wird die Heterogenität von den Bewohnern sogar gewünscht, kann sie soziale Interaktion und damit gute nachbarschaftliche Beziehungen auch fördern. Ihren Bewohnern bietet sie dann eine größere Vielfalt an Interaktionspartnern und Beziehungsgeflechten. Allerdings ist wohl in der Mehrzahl der Fälle davon auszugehen, dass Heterogenität die soziale Interaktion erschwert und wenig Raum für streng gemeinschaftsorientierte Nachbarschaften bietet.

#### 3.4.7.2 Motto: Gleichförmigkeit! Die „gated communities“

Als Beispiel für eine bewusst inszenierte Nachbarschaft seien die sogenannten „gated communities“ oder auch CIDs (= common interest developments) genannt. Diese folgen der Idee, homogene Bewohnerstrukturen durch homogene Bebauung zu fördern. Sie stellen also eine Möglichkeit dar, Homogenität der BewohnerInnen und damit gute Nachbarschaften planerisch zu beeinflussen. Die CIDs sind dazu an den Bedürfnissen spezifischer Gruppen orientiert. So gibt es CIDs für Rentner,

Familien, Golfspieler oder auch Singles. Die Bewohner eines CID akzeptieren die teilweise weitreichenden Einschränkungen bei der Gestaltung ihrer Häuser und ihres Verhaltens in der Nachbarschaft. Innerhalb eines CID existiert damit eine Einwohnerschaft, die in sehr vielen Punkten als homogen anzusehen ist.

Für den Erfolg dieser (Wohn-)Siedlungen sprechen die Zahlen: Ende der 1980er Jahre lebten 40 Millionen US-Bürger in solchen CIDs. Trotzdem zeigen die Erfahrungen (z.B. die Anzahl von Privatklagen innerhalb der Siedlungen), dass Homogenität keine guten nachbarschaftlichen Beziehungen garantiert.

### 3.4.8 Erwartungen an Nachbarschaft – Fazit

Von Seiten der Politik, Wirtschaft und/oder Wissenschaft werden recht unterschiedliche Erwartungen an Nachbarschaft gestellt. Die Frage, welche Funktionen der Nachbarschaft prinzipiell zugeordnet werden können und welche Rolle örtliche Nachbarschaften spielen wird unterschiedlich beantwortet. Darüber hinaus wird schon der Begriff Nachbarschaft unterschiedlich verwendet. Mit den unterschiedlichen Erwartungen geht die Existenz verschiedener räumlicher und sozialer Sichten auf Nachbarschaften einher. Im Folgenden werden 7 Sichten bzw. Erwartungen dargestellt:

- Nachbarschaft kann die Funktion einer „Heimat“ für ihre Bewohner übernehmen. Die Bewohner sollen sich mit ihrer Wohnung und ihrem Wohnumfeld identifizieren und kleinräumige soziale Beziehungsnetzwerke entwickeln. Steigert man diese Funktion, kann Nachbarschaft als „Raum für neue Gemeinschaft“ gesehen werden. In diesem Zusammenhang sei nochmals an das Beispiel der CIDs erinnert.
- Nachbarschaft kann gegen die „sozialen und ökologischen Konsequenzen der Moderne“ angesetzt werden. So soll der Individualisierung der Gesellschaft entgegengewirkt, soziokulturell Halt gegeben, Gemeinsinn und Verantwortlichkeit reaktiviert werden. Der Wohnort schließlich erhält seine Bedeutung als Lebensmittelpunkt zurück.
- Nachbarschaft kann als Unterstützungsnetzwerk entwickelt werden. Nachbarschaft ist dann mit Begriffen wie Solidargemeinschaft oder auch „Selbsthilfe“ verbunden. Diese Funktion kann von außen beispielsweise durch Sozialstation, Alten- oder Familienzentren unterstützt werden (entsprechende Bevölkerung vorausgesetzt).
- Nachbarschaft kann als Integrationssystem oder
- zur Umsetzung alternativer Lebensstile fungieren und letztlich
- ist eine gute Nachbarschaft eine wichtige Komponente bei der Vermarktung von Wohnungen.
- Sie verhindert Abwanderung und Gemeinden hegen die Hoffnung, Angebote ihrer öffentlichen Dienstleister durch Nachbarschaftshilfe ersetzen zu können.

Zum Schluss sei gesagt, dass die Mehrzahl der Thesen Nachbarschaft nicht als Gesamtheit nah beieinander Wohnender verstehen, sondern eher mit Wohnquartieren gleichsetzen. Außerdem werden aus den oben genannten 7 Funktionen zwei Aspekte von Nachbarschaft deutlich: Nachbarschaft hat eine wichtige Funktion einerseits für die zivile Gesellschaft und Nachbarschaft ist andererseits ein wichtiges Element der (subjektiven) Wohnqualität.

Wie lassen sich nun die Ausprägungen eines komplexen Gebildes wie einer Nachbarschaft erfassen? Mit dem Sozialkapitalkonzept liegt ein theoretischer Ansatz vor, der die vielfältigen Beziehungen und Netzwerke innerhalb einer Nachbarschaft in einen größeren Rahmen einordnet. Dadurch wird eine andere Perspektive und eine systematische Analyse ermöglicht.

### 3.5 Sozialkapital: Ein praktisch verwertbares Theoriekonzept?

Petra Essenfelder

Zivilgesellschaft, soziales Engagement, Hilfe zur Selbsthilfe bzw. Aufbau von informellen, von staatlichen Institutionen unabhängigen Netzwerken sind u.a. im Zuge von zurückgeschraubten staatlichen Mitteln auch zunehmend Themen im Bereich der Betrachtungen zur Stadt(teil)entwicklung.

Das theoretische Konzept des „Sozialkapitals“ verweist in diese Richtung und gewann in verschiedenen (universitären) Fachrichtungen v.a. gegen Ende der 80er und im Laufe der 90er Jahre zunehmend an Bedeutung. Insbesondere die Wissenschaftsbereiche Politologie und Soziologie haben in diesem Zusammenhang relevante Vertreter dieses Konzepts hervorgebracht.

In diesem Abschnitt werden die Ansätze der Soziologen Pierre BOURDIEU, James S. COLEMAN und des Politologen Robert D. PUTNAM in vergleichender Weise dargestellt und erläutert. Dies geschieht mit der Absicht, drei der bekanntesten Vertreter der Theorie des sozialen Kapitals inhaltlich vorzustellen, um damit eine Übersicht sowie einen Eindruck von der Vielschichtigkeit und Weite des Begriffs und den jeweils untergelegten Erklärungsabsichten zu vermitteln.

#### 3.5.1 Gemeinsam sind wir stark? Der aktuelle Diskurs

Konsens innerhalb der theoretischen Diskussion um Sozialkapital ist, dass ein Zuwachs an sozialem Kapital die Beziehungen innerhalb des betreffenden Personenkreis festigt und zur Verwirklichung eines gemeinsamen Zieles und somit zum Nutzen eines jeden Mitgliedes entscheidend beiträgt. Für das Vorhandensein von sozialem Kapital ist die Existenz gemeinsamer und gegenseitiger Werte bzw. die darauf basierenden Handlungsweisen ausschlaggebend. Vertrauen und Offenheit, generalisierte Reziprozität und ziviles Engagement innerhalb einer Gemeinschaft bilden die Grundlage auf welcher sich soziales Kapital entfalten kann (vgl.: WILSON 1997: 745ff): „Social capital refers to those stocks of social trust, norms and networks that people can draw upon to solve common problems. Networks of civic engagement, such as neighborhood associations, sports clubs, and cooperatives, are an essential form of social capital, and the denser these networks, the more likely that members of a community will cooperate for mutual benefit. This is so, even in the face of persistent problems of collective action (tragedy of the commons, prisoner's dilemma etc).“ ([http://www.cpn.org/sections/tools/models/social\\_capital.html](http://www.cpn.org/sections/tools/models/social_capital.html)).

Nicht immer jedoch kann man durch die Erfüllung der obigen Kriterien bzw. Charakteristika durch eine Gemeinschaft von der Bildung von „positivem“ Sozialkapital ausgehen. Ein aktuelles Anwendungsgebiet dieser Überlegungen sind etwa die seit einigen Jahren in den US-amerikanischen Städten und Suburbs fest etablierten sogenannten „gated communities“. Nach WILSON kann *produktives* soziales Kapital<sup>8</sup> nur auf Grundlage einer Gemeinschaft im Sinne einer community geschöpft werden. Schließt sich eine Gruppe nun wie im Falle der gated communities etwa

<sup>8</sup> „Social capital increases a community's productive potential in several ways (Putnam, 1993b). It promotes business networking, shared leads, equipment and services, joint ventures, faster information flows and more agile transactions.“ (WILSON 1997: 746)

auf der Basis eines Gefühls der äußeren Bedrohung aus reinem Selbstinteresse zusammen, so existiert diese Gemeinschaft als Nutzengemeinschaft. Diese stellt sich gegen die übrigen Mitglieder der gesellschaftlichen (städtischen) Gemeinschaft. Es resultiert daraus die Bildung von *unproduktivem* Sozialkapital (vgl.: ebd.: 747).

Hinsichtlich der praktischen Anwendung des Ansatzes des sozialen Kapitals sollen an dieser Stelle nur einige wenige Aspekte angerissen werden, da eine Diskussion lediglich über einen der Punkte bereits ausufernd würde und deren Erläuterung nicht in der Absicht der Autorinnen und Autoren liegt. Um eine sinnvolle Umsetzung des theoretischen Konzepts gewährleisten zu können, muss zunächst die Frage nach der Erfassung des bereits vorhandenen sozialen Kapitals, etwa bzgl. der Qualität gestellt werden. Wie, bzw. mit welchen Untersuchungsthemen erhält man aussagekräftige Informationen über soziales Kapital? Darauf aufbauend schließt sich die Diskussion um geeignete Maßnahmen zur Stärkung bzw. Bildung von sozialem Kapital an. Dies führt über die Betrachtung der Möglichkeiten hinsichtlich der Einflussnahme auch zum Thema der Ausbildung der PlanerInnen oder sonstigen Personen, die als personale Schnittstellen fungierend einen Kapitalzuwachs erreichen wollen (vgl.: WILSON 1997: 745f). Diese und andere Fragestellungen werden gegenwärtig mit unterschiedlicher Zielstellung und Herangehensweisen von verschiedenen Organisationen und Institutionen (Weltbank, Civic Practices Network) auf breiter Basis diskutiert.

Sowohl in dieser aktuellen praktisch bezogenen Diskussion, als auch in der theoretischen Fortführung des Themas Sozialkapital bilden die Ausführungen des Soziologen Pierre BOURDIEU die Grundlage.

### 3.5.2 Pierre BOURDIEU

Bärbel Wagner

#### 3.5.2.1 BOURDIEUs drei Kapitalarten

Der Kapitalbegriff wurde von BOURDIEU Anfang der 80er Jahre verwendet, um die Struktur und das Funktionieren der gesellschaftlichen Welt fassen zu können. BOURDIEU definiert Kapital folgendermaßen: Kapital ist akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, „inkorporierter“ Form. Wird Kapital von einzelnen Akteuren oder Gruppen privat und exklusiv angeeignet, so wird dadurch auch die Aneignung sozialer Energie in Form von verdinglichter oder lebendiger Arbeit möglich.

Kapital kann auf drei grundlegende Arten auftreten. In welcher Gestalt es jeweils erscheint, hängt von dem jeweiligen Anwendungsbereich sowie den mehr oder weniger hohen Transformationskosten ab, die Voraussetzungen für sein wirksames Auftreten sind:

- Das ökonomische Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts.
- Das kulturelle Kapital ist unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung von schulischen Titeln.
- Das soziale Kapital, das Kapital an sozialen Verpflichtungen oder „Beziehungen“, ist unter bestimmten Voraussetzungen ebenfalls in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von Adelstiteln.

Diese Einteilung wird plausibel, wenn man den Kapitalarten beispielhaft konkrete Begriffe zuordnet. So ist die „Freundschaft“ als soziales Kapital anzusehen, während es sich bei einem „Tisch“ um ökonomisches Kapital handelt. Der Titel „Professor“ stellt kulturelles Kapital in institutionalisiertem Zustand dar, der Adelstitel „Kurfürst“ dagegen soziales Kapital in institutionalisierter Form. Ein „Buch“ ist materiell als ökonomisches Kapital zu verstehen, während es als Wissensträger kulturelles Kapital in objektiviertem Zustand darstellt.

### 3.5.2.2 Die Kapitalumwandlung

Ökonomisches Kapital liegt allen Kapitalarten zugrunde, die transformierten Erscheinungsformen sind jedoch nicht vollständig darauf zu reduzieren. Die Umwandlung von ökonomischem in kulturelles wie auch in soziales Kapital bedeutet Arbeit. Das Maß der Umwandlungskosten kann daher theoretisch in Arbeitszeit gemessen werden. Neben den Kosten der Umwandlungsarbeit treten aber auch Umwandlungsverluste ein, die sich einerseits aus der steigenden Unsicherheit bei der Übertragung insbesondere bei Versuchen, die ökonomische Komponente des sozialen Kapitals zu verschleiern, andererseits aus der Gefahr durch Trittbrettfahrer, d. h. durch „Undankbarkeit“ und Nichterfüllen der Reziprozitätserwartung bei Tausch ergibt. Das Risiko der „Undankbarkeit“ birgt die Gefahr, dass die Anerkennung einer Schuldverpflichtung verweigert wird. Durch die scheinbare Unvereinbarkeit verschiedener Kapitalarten entsteht eine Unsicherheit zwischen den Inhabern unterschiedlicher Kapitalarten.

Zur Erhaltung des sozialen Kapitals z. B. werden Geschenke gemacht, wobei der Geber nie sicher sein kann, dass sie sich jemals „bezahlt“ machen werden. Reproduktionsstrategien beinhalten die Nutzung und Konvertierung der verschiedenen Kapitalarten, um möglichst hohe Erträge mit niedrigen Kosten aus dem vorhandenen Kapital zu erzielen und dieses über Generationen zu erhalten oder gar zu akkumulieren. Die (Rück-) Übertragung von sozialem in ökonomisches Kapital ist zwar eine risikoreiche, aber unter Umständen effektive Reproduktionsstrategie.

### 3.5.2.3 Das soziale Kapital

Ziel des Begriffes „Sozialkapital“ ist die Benennung des Prinzips der sozialen Wirkungen, woraus sich die Frage formulieren lässt: Wie wirken sich „Beziehungen“ individuell Handelnder auf den gemeinschaftlichen Kontext aus?

BOURDIEU definiert das Sozialkapital als die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind. Unter Sozialkapital sind also die Ressourcen zu verstehen, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer „Gruppe“ ergeben, wobei das Kennen und Anerkennen die Grundlagen für die Gruppenzugehörigkeit bilden.

### Die Formen des Sozialkapitals

*Kodifizierte Regeln* dienen dazu, bestimmte Bezeichnungen und besondere Funktionen in das gesellschaftliche Leben zu übertragen. Gemeint sind: z. B. differenzierte Ränge, wie „erster Nachbar“, „zweiter Nachbar“. Sie spielen bei großen zereemoniellen Anlässen, wie Hochzeiten und Beerdigungen eine Rolle.

Auch *Manieren* (z. B. das Benehmen oder die Sprechweise) lassen sich nach BORDIEU dem Sozialkapital zurechnen. Durch sie wird die Zugehörigkeit zu erkennen gegeben.

Soziales Kapital kann zudem delegiert werden (*Delegation*), wenn eine „Gruppe“ jemanden zum Repräsentanten ernennt. Das gesamte Gruppenkapital wird auf diese Weise in den Händen eines Einzelnen oder einiger Weniger konzentriert. Dieser Bevollmächtigte wird beauftragt, die „Gruppe“ zu vertreten, in ihrem Namen zu handeln und zu sprechen und so Macht auszuüben.

Das *Beziehungsnetzwerk* ist Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewusst oder unbewusst auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen. „Die Existenz eines Beziehungsnetzes ist weder eine natürliche noch eine soziale Gegebenheit“ (BOURDIEU 1983: 192) – sie ist vielmehr das Produkt einer fortlaufenden Institutionalierungsarbeit (Institutionalisierungsriten).

### Die Merkmale bzw. Eigenschaften des Sozialkapitals

Das Gesamtkapital, das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, dient ihnen allen gemeinsam als *Sicherheit* und verleiht ihnen *Kreditwürdigkeit* („Gruppenvertrauen“). Sozialkapitalbeziehungen können in der Praxis nur auf der Grundlage von materiellen und/oder symbolischen *Tauschbeziehungen* existieren, zu deren Aufrechterhaltung sie beitragen. Der Akt des Austauschs macht die ausgetauschten Dinge zu Zeichen der Anerkennung. Mit der gegenseitigen Anerkennung und der damit implizierten Anerkennung der Gruppenzugehörigkeit wird die „Gruppe“ reproduziert und gleichzeitig werden ihre Grenzen bestätigt. Sie können auch gesellschaftlich institutionalisiert und garantiert werden z. B. durch die Übernahme eines gemeinsamen Namens, der die Zugehörigkeit zu einer Familie usw. kennzeichnet. Dies kann ebenso durch eine Vielzahl anderer *Institutionalisierungsakte* geschehen. Sie dienen ebenfalls der Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen, prägen die Betroffenen und informieren über das Vorliegen eines Sozialkapitalverhältnisses.

Jeder Neuzugang zu einer „Gruppe“ kann die Definition der Zugangskriterien in Gefahr bringen. Deshalb z.B. ist die Durchführung von Heiraten eine Angelegenheit der betroffenen „Gruppe“ als Ganzes und nicht nur der unmittelbar beteiligten Individuen.

#### 3.5.2.4 Der „Soziale Raum“

„Sozialer Raum: das meint, dass man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Missachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede. Aber, das schließt den organisatorischen Zusammenschluss auf der Basis anderer Teilungsprinzipien – ethnischer, nationaler Natur, usw. – nicht prinzipiell aus, wobei auch hinzuzufügen ist, dass diese in der Regel mit den fundamentalen Prinzipien gekoppelt sind, also die ethnischen Gruppen selber innerhalb des sozialen Raums zumindest grob hierarchisch geordnet sind (nach dem Zeitpunkt der Einwanderung, ausgenommen Schwarze, usw.).“ (BOURDIEU 1995: 14).

Es lässt sich also festhalten, dass der „Soziale Raum“ ökonomische und kulturelle Unterschiede birgt, wobei ethnische Gruppen hierarchisch unterschieden werden können, je nach Zeitpunkt der Einwanderung.

Das gleiche gilt für das Verhältnis von geographischem und sozialem Raum: Beide sind niemals deckungsgleich; dennoch lassen sich zahlreiche, gewöhnlich dem geographischen Raum zugeschriebene Differenzierungen, etwa der Gegensatz Zentrum – Peripherie, auf Distanzen im sozialen Raum zurückführen, das heißt auf die ungleiche Verteilung der verschiedenen Kapitalsorten innerhalb des geographischen Raums.

Tatsächlich ist der soziale Raum mehrdimensional, ein offener Komplex relativ autonomer, das heißt aber auch: in mehr oder minder großem Umfang in ihrer Funktionsweise wie ihrem Entwicklungsverlauf dem ökonomischen Produktionsfeld untergeordneter Felder. Innerhalb der einzelnen Teilräume sind die Inhaber der herrschenden und die der beherrschten Positionen pausenlos in vielfältige Kämpfe verwickelt (ohne sich deshalb zwangsläufig zu antagonistischen Gruppen zu formieren).

Benjamin Wolf

### 3.5.3 James S. COLEMAN

COLEMAN ist ebenfalls Soziologe, betrachtet aber „Soziales Kapital“ von einem ökonomischeren Standpunkt aus als BOURDIEU.

Den Begriff „Soziales Kapital“ definiert COLEMAN wie folgt: Kapitalvermögen eines Individuums an sozialstrukturellen Ressourcen. „Soziales Kapital stellt eine bedeutende Ressource für Individuen dar und kann ihre Handlungsmöglichkeiten und ihre subjektive Lebensqualität stark beeinflussen. Sie besitzen die Fähigkeit, solches Kapital zu erzeugen. Da aber viele Gewinne aus Handlungen, aus denen soziales Kapital sich entwickelt, von anderen Personen als der handelnden erfahren werden, liegt es nicht im Interesse dieser Personen, es entstehen zu lassen. Die Folge daraus ist, dass die meisten Formen von sozialem Kapital als ein Nebenprodukt anderer Tätigkeiten erzeugt oder zerstört werden. Ein Großteil an sozialem Kapital entsteht oder vergeht, ohne dass irgend jemand bewusst dazu beiträgt.“ (COLEMAN 1991).

COLEMAN folgt damit dem (wirtschafts-) ökonomischen Analyseparadigma und stellt soziales Kapital neben physisches Kapital und Humankapital. Soziales Kapital ist dabei weniger konkret als diese und wird (anders als diese) durch Beziehungen zwischen Personen verkörpert. Obwohl COLEMAN von ökonomischen Systemen ausgeht, ignoriert er soziale Strukturen zwischen den Akteuren nicht, worauf in diesem Kapitel noch näher eingegangen wird. Zunächst geht sein Konzept des „Sozialen Kapitals“ jedoch von rationalen Handlungen der Akteure aus. Es gibt Ressourcen die von den Akteuren kontrolliert und eingesetzt werden. Soziales Kapital ist dann lediglich eine Ressource für die Akteure, die dieses auf bestmögliche Weise einsetzen können. Sozialkapital hat die allgemeinen Kapitalmerkmale, d.h. es ist produktiv, aber nicht immer fungibel, also nicht immer zielorientiert einsetzbar. Dies wird sofort ersichtlich, wenn man sich überlegt, dass soziales Kapital auf den Beziehungen zwischen Akteuren definiert ist und somit ein zusammengesetztes Gebilde ergibt, dessen Teile Aspekte einer Sozialstruktur sind. Mit anderen Worten: Soziales Kapital ist eine Komponente der sozialen Struktur und nicht im Besitz einzelner Akteure.

Hieraus ergibt sich eine interessante Charakterisierung sozialen Kapitals: Wenn soziales Kapital eine Komponente der sozialen Struktur ist, dann sind damit nur die Komponenten (genauer: Beziehungen) gemeint, die für mindestens einen der beteiligten Akteure im Sinne einer Ressource einsetzbar ist. Soziales Kapital identifiziert also Aspekte sozialer Struktur über ihre Funktion. Ähnlich wie der Begriff „Stuhl“ physikalische Objekte über ihre Funktion identifiziert.

Für eine genauere Analyse des Konzepts „Soziales Kapital“ ist die oben dargestellte Charakterisierung jedoch nicht ausreichend. Das Vorhandensein von sozialem Kapital signalisiert lediglich, dass in sozialen Beziehungen etwas „Wertvolles“ produziert wird, das von den Akteuren nutzbar gemacht werden kann und das dieses „Wertvolle“ irgendwie von der sozialen Struktur beeinflusst wird. Um nun genauer analysieren zu können, welche Komponenten sozialer Struktur soziales

Kapital darstellen bzw. beeinflussen unterscheidet COLEMAN sechs Formen sozialen Kapitals. Diese sind „Verpflichtung und Erwartung“, „Informationspotenzial“, „Normen und wirksame Sanktionen“, „Herrschaftsbeziehungen“, „Übereignungsfähige soziale Organisationen“ und „Zielgerichtete Organisation“. Diese Formen sollen nun im Folgenden etwas genauer dargestellt werden.

- „Verpflichtung und Erwartung“ basiert auf einer erbrachten Leistung. Diese Leistung stellt für den leistungsempfangenden Akteur eine Verpflichtung und für den leistungserbringenden Akteur eine Gutschrift, also „Erwartung“ dar. Sicherlich spielt hier die Art der Leistung sowie die Vertrauenswürdigkeit, also die Einlösbarkeit eine große Rolle.
- „Informationspotenzial“ meint Beziehungen, die wertvoll sind, weil einer der Beteiligten über Informationen verfügt, die dem Anderem nutzen.
- „Normen und wirksame Sanktionen“ innerhalb einer sozialen Gemeinschaft stellen eine Ressource dar, weil beispielsweise für selbstlose Handlungen eine äußere Belohnung vorhanden ist und eigennützige Handlungen missbilligt werden.
- „Herrschaftsbeziehungen“ sind dadurch charakterisiert, dass die Beteiligten ähnliche Kontrollrechte an einzelne Akteure abtreten und damit die Lösung gemeinschaftlicher Probleme erleichtert bzw. erst ermöglicht wird.
- „Übereignungsfähige soziale Organisationen“ sind Organisationen die neben ihrem eigentlichen Zweck für andere Zwecke einsetzbar sind. Die Existenz der Organisation und ihre Einsetzbarkeit für andere Zwecke stellt das soziale Kapital dar.
- „Zielgerichtete Organisation“ sind dagegen Organisationen, die ein öffentliches Gut zur Verfügung stellen, das nicht nur den Beteiligten, sondern allen Betroffenen zu Gute kommt.

Bei allen Formen sozialen Kapitals lassen sich nach COLEMAN gleiche Faktoren, die zur Schaffung, Aufrechterhaltung und Zerstörung sozialen Kapitals führen, nennen. Das ist zum einen die Geschlossenheit des sozialen Systems, die für die Schaffung sozialen Kapitals wichtig ist. Weiter nennt COLEMAN die Stabilität der Sozialstruktur, die die Aufrechterhaltung des sozialen Kapitals stark beeinflusst. Außer diesen beiden Faktoren hängt soziales Kapital vom Wohlstand, offizieller Unterstützung, Ideologie, der Hilfsbedürftigkeit oder einfach nur der Zeit ab, um nur einige wichtige zu nennen.

### 3.5.4 Robert D. PUTNAM

Sandra Bartuschies

Im Folgenden soll nun PUTNAM vorgestellt werden, der anders als BOURDIEU und COLEMAN nicht Soziologe, sondern Politologe ist. PUTNAM betrachtet soziales Kapital auch aus einer anderen Perspektive als COLEMAN, der die Bedingungen und Makro-Strukturen, unter denen soziales Kapital entsteht untersucht, wohingegen PUTNAM die Auswirkungen unterschiedlicher Grade an sozialem Kapital in verschiedenen Regionen untersuchen will<sup>9</sup>. Er geht also davon aus, dass sich Regionen mit unterschiedlichem Grad an sozialem Kapital auch unterschiedlich entwickeln, da in einer Gemeinschaft mit hohem sozialem Kapital eine freiwillige Kooperation wahrscheinlicher ist. Mit sozialem Kapital meint PUTNAM

<sup>9</sup> Dieser regionale Schwerpunkt steht besonders in PUTNAMS Arbeit „Making democracy work: civic traditions in modern Italy“ von 1993 im Vordergrund.

Merkmale des sozialen Lebens, also Netzwerke, Normen und Vertrauen (vgl.: PUTNAM 1995; in HAUG 1997: 5). Durch Gemeinschaft und Vertrauen, also durch *soziale Netzwerke* und *soziales Kapital*, will PUTNAM eine Lösung für Probleme des kollektiven Handelns finden (vgl. ebd.).

#### 3.5.4.1 Normen als Grundlage sozialen Kapitals

Quellen zur Entstehung von Vertrauen sind Normen der Gegenseitigkeit (Reziprozität) und Netzwerke zivilen Engagements. PUTNAM setzt das Vorhandensein von Normen voraus und sagt, dass diese entstehen können, weil sie Transaktionskosten senken und Kooperation erleichtern (vgl.: HAUG 1997: S. 6). Er unterscheidet zwei Formen von Reziprozitätsnormen:

- **balancierter Tausch:** wenn der Austausch gleichzeitig erfolgt (z.B. kleine Weihnachtsgeschenke unter Kollegen).
- **generalisierter Tausch:** wenn der Austausch nicht gleichzeitig erfolgt - nach dem Motto „wie du mir, so ich dir“. Das heißt, dass eine geleistete Unterstützung oder ein Gefallen in der Zukunft zurückgezahlt wird.

Die Norm der generalisierten Gegenseitigkeit ist für PUTNAM eine hoch produktive Komponente von sozialem Kapital, da er davon ausgeht, dass falls das Vertrauen auf die Einhaltung der Reziprozitätsnormen hoch ist, der Austausch wahrscheinlicher wird und durch die Dauer der Austauschbeziehungen wiederum das Vertrauen gestärkt wird (vgl.: ebd.)

#### 3.5.4.2 Netzwerke

Die Netzwerke zivilen Engagements (z.B. freiwillige Vereinigungen) repräsentieren horizontale Interaktionsbeziehungen, fördern Normen der Reziprozität, erleichtern den Informationsfluss über die Vertrauenswürdigkeit der Individuen und verkörpern die Erfolge früherer Kooperationsakte.

In sozialen Netzwerken sind für PUTNAM auch Vertrauensleihen an Dritte möglich. Das heißt, der Anspruch auf Gegenseitigkeit kann an eine andere Person abgetreten werden, doch ist dieser dann wiederum „verpflichtet“ (vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt) demjenigen einen Gefallen zu tun, der seinen Anspruch abgetreten hat. Derartige Aktionen führen auch zur Ausbreitung von sozialen Netzwerken. Somit erscheinen gegenseitige Hilfeleistungen als Investitionen in soziales Kapital, die sich in Zukunft als nützlich erweisen könnten.

Für PUTNAM ist eine charakteristische Eigenschaft von sozialem Kapital, dass durch die Benutzung der Betrag nicht sinkt sondern ansteigt, was zu einer leichten Kapitalakkumulierung führen kann (vgl.: ebd.). Dennoch stellt er fest, dass sich das soziale Kapital in den USA in den letzten drei Jahrzehnten allgemein verringert hat. PUTNAM führt verschiedene Faktoren an, die dazu beitragen können, dass das soziale Kapital verringert wird:

- Die vermehrte Berufstätigkeit der Frauen reduziert die verfügbare Zeit und Energie um soziales Kapital zu bilden (z.B. in sog. Frauen-Organisationen)
- Die hohe Mobilität der Bevölkerung, die durch das Auto, die Suburbanisierung oder Umzüge ausgelöst wird, führt zur Spaltung von „root systems“. Um neue Kontakte zu schaffen („neue Wurzeln zu schlagen“), braucht es viel Zeit. (Studien zeigen, dass Stabilität beim Wohnen oder Eigenheimbesitz mit größerem zivilen Engagement verbunden sind.)
- Demographische Veränderung, wie z.B. weniger Heiraten, mehr Scheidungen, weniger Kinder, geringere Realeinkommen usw. können dazu führen, dass sich

das zivile Engagement verringert. Verheiratete Eltern der Mittelschicht sind für Putnam normalerweise mehr sozial eingebunden als andere Personen.

- Die technologischen Veränderungen der Freizeit führen zur zunehmenden „Privatisierung“ und „Individualisierung“ der Freizeit durch z.B. Fernsehen, Internet usw., wodurch viele Gelegenheiten zur Bildung von sozialem Kapital ge- oder zerstört werden. (Als extremes Beispiel dient die neue „virtuelle Realität“, bei der mit Hilfe eines Helmes künstliche Welten in der totalen Isolation geschaffen werden.) (vgl. PUTNAM 1995: 74f.)

### 3.5.5 Zusammenfassung

Petra Essenfelder

Trotz verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und damit unterschiedlicher Fragestellungen und Herangehensweisen lassen sich doch bei allen drei erläuterten Ansätzen zum Thema Sozialkapital in wesentlichen Punkten Übereinstimmungen finden. Normen, Reziprozität, Vertrauen, Netzwerke und Gemeinschaft sind nur einige immer wiederkehrende Schlagworte (siehe Tabelle 4).

**Tabelle 4: Hauptaspekte der Konzepte zu „Sozialkapital“ von Bourdieu, Coleman und Putnam**

	Bourdieu	Coleman	Putnam
Ziel	Begriff dient der Benennung des Prinzips der sozialen Wirkung, d.h. der Identifikation des Wirkens von „Beziehungen“.	Sozialstruktur über ihre Funktion identifizieren.	Lösungen für Probleme des kollektiven Handelns.  Auswirkungen unterschiedlicher Grade an sozialem Kapital in verschiedenen Regionen (USA, Italien):
Definition	Ressourcen, die auf Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen.	Kapitalvermögen eines Individuums an sozialstrukturellen Ressourcen.	Merkmale des sozialen Lebens, die es den Beteiligten ermöglichen machen, effektiv gemeinsam zu handeln um gemeinsame Ziele zu verwirklichen.
Formen / Ausprägung	Kodifizierte Regeln Manieren Delegation Beziehungsnetzwerk	Verpflichtung und Erwartung Informationspotenzial Normen Herrschaftsbeziehungen übereignungsfähige soziale Organisationen zielgerichtete Organisationen	Normen: balanciert / generalisiert Netzwerke
Merkmale / Eigenschaften	Sicherheit Kreditwürdigkeit Tauschbeziehung Institutionalisierungsakte (z.B. Namen)	Investor kommt nicht zwingend in den Genuss der Gewinne faktische Unveräußerlichkeit	Kapitalakkumulierung durch Benutzung
Einflussfaktoren		Geschlossenheit Stabilität Ideologie andere Faktoren: Wohlstand, offizielle Unterstützung, Zeit	(in USA zur Verringerung) Berufstätigkeit Stabilität demograph. Veränderungen technologische Veränderung der Freizeit

Quelle: Eigene Darstellung

---

Die Grundlagen des theoretischen Konzeptes scheinen auf einer breiten wissenschaftlichen Basis zu stehen. Jedoch: eine klare Linie bei der konkreten Umsetzung dieses theoretischen Konzeptes zu sehen, fällt angesichts der Weite und „Schwammigkeit“, also auch der Nutzbarmachung des Begriffs, schwer. Allein die Frage nach einer „Bestandsaufnahme“ von sozialem Kapital innerhalb eines Gebietes muss, so hat es den Anschein, je nach Interesse selber definiert werden. Hingegen ist ohne jeden Zweifel der Ansatz ein Denkanstoß in die richtige Richtung und von hoher Aktualität.



## 4 Der Untersuchungsraum: Stadtteilstruktur und aktuelle Trends

Der Stadtteil Moabit ist der nördliche Teil des Bezirkes Tiergarten. Er wird durch den Charlottenburger Verbindungskanal im Westen, der Westhafenkanal und Berlin-Spandauer-Schiffahrtskanal im Norden, die Gleisanlagen des Hamburg-Lehrter-Güterbahnhofs im Osten und die Spree und die S-Bahn im Süden begrenzt.

Trotz seiner innerstädtischen Lage kann man aufgrund dieser Barrieren von einer Insellage Moabits sprechen.

Der erste Teil der vorliegenden Arbeit soll einen Überblick über die Geschichte und Stadtentwicklung sowie die lokalen Charakteristika der Moabiter Kieze in der Gegenwart geben.

Andreas Pasewaldt

### 4.1 Moabit im Zeitraffer: Stadtteilgeschichte – ein Überblick

Der Stadtteil Moabit blieb längere Zeit von der städtischen Entwicklung Berlins abgekoppelt. Erst mit Beginn der Industrialisierung erhielt Moabit sein heutiges Stadtbild. Im folgenden sollen die wesentlichen Siedlungsphasen beschrieben werden (vgl. im folgenden SCHWARZ 1981).

#### 4.1.1 Die Zeit vor 1800

##### 4.1.1.1 Frühe Siedlungen in Moabit

Die ersten archäologisch nachgewiesenen Siedlungen lagen nahe der heutigen Hansabrücke und im Bereich des Helgoländer Ufers. Sie verschwanden wieder im Verlauf des 13. Jahrhunderts. Vermutlich wanderten ihre Bewohner in die naheliegenden Städte Berlin und Cölln ab.

##### 4.1.1.2 Mittelalter: Die Große Stadtheide

Das Land zwischen Rehbergen und der Spree wurde im 13. Jahrhundert der Stadt Berlin zugeordnet (1251 erstmalige urkundliche Erwähnung Berlins als Stadt). Es wurde damals als Große Stadtheide oder Kämmereiheide bezeichnet (Kämmerei = Finanzverwaltung einer Gemeinde). Die Berliner Bürger nutzen das Areal als Viehweide, legten auf ihm Ackerflächen an und schlugen im Wald Brennholz.

##### 4.1.1.3 Die Barockzeit (17 Jh.): Der Hintere Tiergarten

Durch die Stadterweiterungen im Westen von Alt-Berlin und Cölln (Friedrichswerder, 1658; Cöllnische Vorstadt, 1670; Dorotheenstadt, 1673 und Friedrichstadt, 1688) wurden Bereiche des kurfürstlichen Tiergartens, der ursprünglich bis an die heutige Museumsinsel reichte, bebaut. Aus diesem Grunde beanspruchte Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, Flächen in der südlichen Kämmereiheide (1655). Die damalige Erweiterung des Tiergartens, auch Hinterer Tiergarten genannt, lag zwischen der heutigen Beusselstraße im Westen, dem Humboldthafen im

Osten, der Turmstraße im Norden und der Spree im Süden. Entlang der heutigen Straße Alt-Moabit war eine breite Schneise, die Allee oder Landstraße nach Spandau, angelegt. Diese ermöglichte eine direkte Sicht vom Berliner Schloss zur Spandauer Zitadelle. Bei drohender Gefahr (z.B. einem Überfall durch Raubritter) konnte man sich so durch Feuer- oder Rauchzeichen verständigen. Friedrich Wilhelm nutzte den Hinteren Tiergarten als Jagdgebiet. 1656 wurden der Vordere und der Hintere Tiergarten eingezäunt und mit Wild besetzt, darunter Hirsche und Auerhähne. Sein Nachfolger König Friedrich I. (1688/1701-1713) bevorzugte andere Jagdgebiete, während der Große Tiergarten immer mehr als Lustgarten diente. Der Hintere oder auch Kleine Tiergarten sollte fortan noch anderen Nutzungen zugeführt werden.

#### 4.1.1.4 Das 18. Jahrhundert: Beginn der systematischen Besiedlung

Im Jahre 1719 begann die erste Besiedlung des Kleinen Tiergartens durch französische Glaubensflüchtlinge. Friedrich Wilhelm I. (1713 - 1740) überließ ihnen einige Morgen (1 Morgen = ca. 2.500 m<sup>2</sup>) Land, unter der Bedingung der Anlage von Maulbeerplantagen zur Seidenraupenzucht. Die damalige Siedlung war südlich der Allee nach Spandau (s.o.) zwischen der heutigen Stromstraße und der Werftstraße gelegen. Eben diese ersten Siedler benannten das Gebiet als Moabiter Land bzw. „terre de moab“ nach einem Ort im alten Testament (Zufluchtsort von Elimelech und seiner Familie; Jes. 16,4), woraus sich der heutige Name Moabit ableitet. In der Übersetzung bedeutet das „wüstes Land“, was eine Anspielung auf den unfruchtbaren Boden im Siedlungsgebiet war.

Während der Jahre 1717-1719 entstanden östlich von der Kolonie eine Pulvermühle (Königliche Pulverfabrik) und mehrere Pulvermagazine (Vorratskammern). Die Magazine benötigten einen großen Sicherheitsbereich, der bis an die damalige französische Siedlung heranreichte. Westlich der Kolonie lagen ein größerer land- und forstwirtschaftlicher Betrieb, der Rhabarberhof, und die Niederlassungen zweier Westfalen, die zusammen mit den Hugenotten angesiedelt worden waren. Deren Aufgabe war u.a. die Hecken im Tiergarten zu pflegen und diese als eine Form des Windschutzes in der Mark Brandenburg zu kultivieren bzw. zu verbreiten.

### 4.1.2 Die Zeit vor Beginn der Industrialisierung: Moabit als beliebtes Ausflugsziel vor den Toren Berlins

#### 4.1.2.1 Der Siedlungskern Alt-Moabit

Die Maulbeerbäume gediehen nicht auf dem sandigen Boden<sup>10</sup>, so dass die französischen Siedler sich nach anderen Erwerbsmöglichkeiten umsehen mussten. Einige von ihnen betrieben einen intensiven Obst- und Gemüseanbau (damals bekannt: „Moabiter Spargel“) oder Gärtnereien, deren Produkte im nahegelegenen Berlin abgesetzt werden konnten. Meist wurde versucht, durch verschiedene Dienstleistungen, so z.B. der Gastronomie, dem Fuhrbetrieb oder der Kuchenbäckerei, den Verdienst aufzubessern. Andere verkauften ihre Anwesen an Berliner Bürger, die diese dann als Sommerresidenzen nutzen.

In diesem Zeitraum entwickelte sich Moabit zu einem beliebten Ausflugs- und Erholungsziel vor den Toren der Stadt. Im Moabiter Land gab es Kaffeegärten,

<sup>10</sup> Der Boden besaß einen geringen landwirtschaftlichen Nutzwert. Nach dem Abtragen der Vegetationsdecke kam es in der Regel zur Versandung (Flugsand). Nur die unmittelbar die Spree begleitenden Wiesen waren von besserer Qualität.

eine Pumpernickelbäckerei und andere Gastwirtschaften. Der Kleine Tiergarten war bei der Arbeiterklasse besonders beliebt, da es im Gegensatz zum Großen Tiergarten weniger strenge Benimm- und Verhaltensregeln gab bzw. die soziale Kontrolle in dem Maße nicht vorhanden war. Daneben bestand die Möglichkeit mit den „Moabiter Gondeln“ vom südlichen Spreeufer („In den Zelten“) nach Moabit zu gelangen. Zum Ausgang des 18. Jahrhunderts lebten 127 Personen im Moabiter Land.

Kirchlich gesehen gehörte das Moabiter Land zum Verwaltungsbezirk der Sophienkirche in der Spandauer Vorstadt. Da diese Kirche ihr großes Umland nur unzureichend bedienen konnte, wurden unter König Friedrich Wilhelm III. vier Vorstadtkirchen errichtet - darunter auch die in Moabit gelegene St. Johanneskirche (1835), gebaut nach den Plänen von K. F. Schinkel.

#### 4.1.2.2 Die Besiedlung von Neu-Moabit

Wie bereits erwähnt, diente die städtische Kämmereiheide den Berlinern u.a. als „Brennstofflieferant“. Infolge der anwachsenden Bevölkerung im nahegelegenen Stadtgebiet (insbesondere ab Beginn des 18. Jahrhunderts), kam es zu einer intensiven Abholzung in der nördlichen Heide. Daraufhin beschlossen die städtischen Behörden das Gebiet vollständig zu roden, zu parzellieren und anschließend in Erbpacht zu geben. Die ersten Nutzungsrechte gingen an den Gärtner Matthes. Dieser leitete mit seinem Hausbau im Jahre 1828 die Besiedlung des Gebietes nördlich der Turmstraße (ab 1830 Neu-Moabit) ein.

Bis 1840 waren insgesamt 524 Morgen Land in Neu-Moabit verkauft worden. Die Besitzstände der Eigentümer waren unterschiedlich groß. Während Angehörige der alteingesessenen Ackerbürgerfamilie Beussel (im Bereich der gleichnamigen Straße) mit 117 Morgen mehr als ein Fünftel der Gesamtfläche besaßen, hatte der Normalbürger, darunter Tischlermeister sowie kleine und mittlere Beamte, durchschnittlich nur einen Morgen Land. Die relativ großzügig abgesteckten Parzellen führten zu einer lockeren Bebauung kombiniert mit gärtnerischen Nutzungen.

Im Jahre 1840 hatte Moabit insgesamt 986 Einwohner. Das damalige Straßennetz setzte sich aus der Turm-, der Beussel-, der Wald-, der Strom- und der Heidestraße zusammen - die Straßen waren allerdings nicht befestigt.

#### 4.1.3 Das 19. Jahrhundert: Die Entwicklung Moabits zum Industriestandort

##### 4.1.3.1 Frühe Industrialisierung

Im Jahre 1832 verlagerte der Unternehmer Schuhmann seine Porzellanmanufaktur von Sachsen-Anhalt nach Moabit. Der Betrieb wurde auf den Spreewiesen errichtet. 1836 folgte in unmittelbarer Nachbarschaft dazu die Maschinenbauanstalt der Königlichen Seehandlung - Sozietät. Die Seehandlung war ein staatliches Kreditinstitut, das u.a. die Aufgabe hatte, „einem fühlbaren Mangel in der Fabrikation und dem gewerblichen Verkehr abzuhelpen“ (ESCHER 1981, S. 446). Am Moabiter Standort wurden Dampfschiffe hergestellt, mit dem Ziel, weitere Produktionsstandorte im Raum Berlin-Brandenburg zu initiieren. Die Ansiedlung der Maschinenbauanstalt kann in diesem Sinne auch als Maßnahme einer preußischen Industriestandortpolitik verstanden werden (vgl. HOFMEISTER 1981, S. 188).

Während der vierziger Jahre lagerte August Borsig einen Teil seiner Produktionskapazitäten vom ursprünglichen Standort in der Chausseestraße nach Moabit aus. In den Jahren 1846-49 ließ er hier ein Eisen- und Walzwerk nahe der Stromstraße

errichten und leitete so die zweite Phase in der Randwanderung der Berliner Industrie ein. Die wesentlichen Vorteile des Standortes Moabit gegenüber innerstädtischen Standorten waren gute Expansionsmöglichkeiten bei niedrigen Grundstückspreisen. Inwieweit die Spree eine Rolle als Standortfaktor spielte, bleibt ungewiss. Dagegen sprechen eine geringe Durchlässigkeit der Schleusen (d.h. es konnten nur kleine Schiffe passieren) und eine winterliche Eisdecke, die eine kontinuierliche Belieferung der ansässigen Industrien behinderten. Erst 1883-94 wurde die Spree kanalisiert, was den Schiffsverkehr und den Brückenbau wesentlich erleichterte. HOFMEISTER vermutet, dass der Rohstoff- und Warentransport zunächst hauptsächlich über die Eisenbahn in Kombination mit Pferdefuhrwerken abgewickelt wurde (1981, S. 188).

1850 übernahm Borsig die Maschinenbauanstalt der Königlichen Seehandels - Sozietät an der Kirchstraße. Hier ließ er zunächst Pumpen für die Berliner Wasserwerke (Kanalisation), später dann auch Schiffsdampfmaschinen herstellen. Im Eisen- und Walzwerk nahe der Stromstraße wurden verschiedene Eisenbahnbauteile, wie Dampfkessel und Achsen für den Lokomotivbau in der Chausseestraße (bis 1878) produziert.

Auf Borsigs Initiative folgte 1856 die Firma Pflug, deren ursprünglicher Standort (wie der von Borsig) nahe der Chausseestraße gelegen hatte. Pflug begann mit der Produktion von Eisenbahnwaggons auf dem Grundstück Alt-Moabit 113-116. Es folgten weitere kleinere Privatunternehmen aus verschiedenen Branchen, was zu einer weiteren Diversifizierung der Wirtschaftsstruktur in Moabit insbesondere nach 1850 führte.

Borsig war mit insgesamt 2.013 Beschäftigten der größte industrielle Arbeitgeber in ganz Berlin. Nahe seinem Eisen- und Walzwerk ließ er 1850 eine Fabrikantenvilla mit großzügiger Gartenanlage, die Villa Borsig errichten. Des Weiteren kamen einige Wohnhäuser insbesondere für seine höheren Angestellten hinzu. Neben Borsig ließen sich auch Pflug und Ravene (der insbesondere weiter nördlich im Wedding aktiv war) in Moabit Fabrikantenvillen errichten. So ist der heutige Carl-von-Ossietzky-Park ein Überbleibsel der Gartenanlage der Villa Pflug.

Im Jahre 1861 wurde Moabit im Rahmen der Stadterweiterung Berlins eingemeindet. Die Bevölkerungszahl betrug zu diesem Zeitpunkt 12.250 (1867).

#### 4.1.3.2 Späte Industrialisierung

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat neben den Maschinenbau die Nahrungsmittelindustrie. Die Ansiedlung wurde besonders durch den wachsenden lokalen Absatzmarkt, bedingt durch das hohe Bevölkerungswachstum, begünstigt (vgl. HOFMEISTER 1981, S. 185). Bedeutende Betriebe waren die Sökeland-Pumpnickel-Fabrik, die im Jahre 1865 durch Nachkommen der ersten westfälischen Familien (s.o.) gegründet wurde, die Bolle-Meierei, die im Jahre 1886 auf einem ehemals Schuhmannschen Terrain an der Spree errichtet wurde und die Brauerei in der Stromstraße / Ecke Turmstraße, die im Jahre 1920 mit der Schultheiss-Brauerei fusionierte.

Neben dem Industriestandort an der Spree entwickelte sich um die Jahrhundertwende ein zweiter Industriestandort (-komplex) im Nordwesten von Moabit. 1897 begann die Ludwig Loewe und Co. A.-G. im Bereich des Martiniquefeldes mit der Produktion von Werkzeugen und Werkzeugmaschinen (z.B. Nähmaschinen). In unmittelbarer Nachbarschaft dazu produzierte die Union-Elektrizitäts-Gesellschaft (UEG) Anlagen zur elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung. Die Loewe-Gesellschaft stellte sämtliche Werkzeuge für die UEG her und hielt gleichzeitig ein

Drittel der Aktien am Unternehmen. 1903 fusionierte die UEG mit der ebenfalls in Berlin ansässigen Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG).

Abbildung 6 zeigt die städtebauliche Situation in Moabit am Ende der Industrialisierung.

**Abbildung 6: Pharos-Plan von Berlin 1903 (Ausschnitt Moabit)**



Quelle: S.T.E.R.N. 1991

#### 4.1.3.3 Entwicklung der Militär- und Justizfunktionen während der Industrialisierung

In der Pulvermühle und den umliegenden Magazinen ereigneten sich verschiedentlich Unfälle, woraufhin die Anwohner protestierten. Schließlich wurden die Pulverproduktion samt Lagereinrichtungen in die Spandauer Zitadelle verlegt. Das auf dem Gelände verbleibende Laboratorium der Artillerie und der daran angrenzende Exerzierplatz wurden weiterhin militärisch genutzt. Südlich davon entstanden in den Jahren 1842 – 46 das große Zellengefängnis und seit 1845 die Kasernen für die Garde-Ulanen. Ab 1881 folgten weitere Kasernenbauten (Garde-Feld-Artillerie), eine Oberfeuerwerker-Schule sowie eine Militär-Arrestanstalt.

Mit dem Bau des Alten Kriminalgerichtes im Jahre 1881 und der Erweiterung durch das Neue Kriminalgericht mit Untersuchungsgefängnis im Jahre 1906 wurde Moabit zu einem bedeutenden Justizstandort. Von 1881 an wurden hier sämtliche Kriminalprozesse Berlins verhandelt.

Während in Moabit heute keine militärische Einrichtungen mehr existieren, ist der Justizstandort, abgesehen von der Zerstörung des Alten Kriminalgefängnisses während des 2. Weltkrieges, sogar erweitert worden.

#### 4.1.3.4 *Industrialisierung, Bevölkerungszuwachs und Wohnungsbau*

Mit der Entwicklung Moabits zu einem Industrievorort Berlins kam es zu einem starken Anstieg der Bevölkerungszahl. Das Bevölkerungswachstum war im wesentlichen das Resultat der Zuwanderung aus dem Umland.

Die Masse von schlecht qualifizierten Industriearbeitern führte zu einem deutlichen Wandel in der Sozialstruktur. Die zweite soziale Gruppe waren Beamte und Offiziere, die in den Einrichtungen von Militär und Justiz beschäftigt waren. Aufgrund der hohen Zuwanderungsraten kam es zu einem Wohnflächenmangel. Das südliche Moabit war größtenteils mit Industrieanlagen überbaut, so dass neue Wohnsiedlungen zunächst nur im Bereich nördlich der Turm- und Huttenstraße (Neu – Moabit) entstehen konnten.

Infolge der Bauernbefreiung von 1807 mussten die Besitzverhältnisse von Grund und Boden neu geregelt werden. Die zu diesem Zweck durchgeführten Ablöseverfahren konnten in Moabit bis etwa 1850 abgeschlossen werden. Die allgemeine bauliche Erschließung und der Wohnungsbau wurden durch staatliche und kommunale Richtlinien geregelt. Dazu zählten die Baupolizeiordnungen, die Ansiedlungsgesetze, die Fluchtliniengesetze sowie die Bebauungspläne. Sie enthielten grundlegende Bestimmungen über die Grundstücks- und Wohnhausgestaltung wie auch der Aufteilung in Bauflächen und Verkehrswege. Infolge der Eingemeindung im Jahre 1861 übernahm Moabit die augenblicklich gültige Baupolizeiordnung der Stadt Berlin. Ein Jahr später trat der sogenannte Hobrecht-Plan (Bebauungsplan für Berlin und die Umgebung) in Kraft. Dieser Plan gab in erster Linie die Führung der Verkehrswege (bzw. Fluchtlinien) und die Anlage von öffentlichen Plätzen (z.B. der sternförmige Stephanplatz) vor. Ein besonderes Charakteristikum der Planung waren große Baublöcke mit einer Tiefe von bis zu 75 Metern. Ursprünglich existierten auch Vorschläge des Planers für die Innenhofgestaltung (z.B. die Anlage Kleingärten).

Unter den Bauherren waren alte Grundbesitzer, wie Beussel und Matthes, Industrieunternehmer wie Borsig, Kaufleute, Bankiers und Rentiers. Daneben existierten die sogenannten Terrainspekulationsgesellschaften, deren Aufgabe darin bestand, Ackerland billig aufzukaufen, Straßen darauf anzulegen, zu asphaltieren und zu kanalisieren, Bauparzellen abzustecken und anschließend die Grundstücke zu einem möglichst hohen Preis wieder zu verkaufen.

Die relativ geringen gesetzlichen Vorgaben, die starke Wohnungsnachfrage und die unternehmerische Zielsetzung der Gewinnmaximierung führten zu einer relativ einheitlichen dichten Bauweise mit wenig Freiräumen. Die vorherrschende Wohnhausform war die fünfstöckige Mietskaserne. In den Vorder- und Hinterhäusern sowie den Seitenflügeln waren eine Vielzahl von überwiegend kleinen, ähnlich geschnittenen Wohnungen untergebracht. Besonders in den Hinterhäusern und Seitenflügeln war die Licht- und Luftzufuhr aufgrund der kleinen Hinterhöfe schlecht. In Wohnungen mit einem bis zwei Zimmern wohnten oft ganze Familien. Hohe Mieten in Verbindung mit geringen Gehältern nötigten die BewohnerInnen, oft noch Untermieter (Schlafleute und Chambregarnisten) aufzunehmen.

Die schlechten Wohnverhältnisse führten schließlich zu einer strengeren Baugesetzgebung. Insbesondere die einander ablösenden Baupolizeiordnungen ab 1887 schränkten die private Baufreiheit zunehmend ein, während sie die staatlichen und kommunalen Interventionen ins Baugeschehen erweiterten (I. THIENEL – SAAGE

1981, S. 507). Für Moabit haben sie jedoch nur eine geringere Bedeutung, da große Flächen bereits vorher bebaut wurden. Ausnahmen sind z.B. die Industriebrachen (Borsig) im Süden Moabits. Positive Beispiele des Wohnungsbaus wurden v. a. durch Wohnungsbaugenossenschaften verwirklicht (z.B. Wohnhäuser in der Sickingenstraße erbaut nach den Plänen des Architekten Messel).

Anne Klein-Hitpaß  
Judith Utz  
Nadine Walter

## 4.2 Moabit und seine Kieze

Moabit ist keine in sich geschlossene und völlig homogene Einheit. Es erscheint daher als sinnvoll, die unterschiedlichen Kieze innerhalb Moabits etwas genauer zu betrachten. Einleitend wird dazu ein allgemeiner Überblick zu den Problemen in Moabit gegeben.

Dieses Kapitel wird sich mit Problemen beschäftigen, die in Moabit allgemein charakteristisch sind und wird versuchen, lokale Ausprägungen in den Moabiter Kiezen *Lehrter Straße*, *Stephankiez* und dem Moabiter Westen (mit *Beusselkiez* und *Hutteninsel*) herauszuarbeiten. Kontrastierend wird noch das so genannte *Westfälische Viertel* betrachtet. Die Kieze kann man wie folgt abgrenzen:

- Die *Lehrter Straße* befindet sich westlich in unmittelbarer Nähe zu den Gleisanlagen des alten Hamburg-Lehrter-Bahnhofs und des zukünftigen Lehrter Bahnhofes. Sie wird im Norden durch die Perleberger Straße und im Süden durch die Invalidenstraße begrenzt.
- Der *Stephankiez* erstreckt sich von der Quitzowstraße im Norden bis zur Birkenstraße und Perleberger Straße im Süden, im Osten wird das Gebiet von der Perleberger und Rathenower Straße im Westen durch die Straßen Stromstraße / Birkenstraße und dem Unionplatz begrenzt.
- Der Moabiter Westen erstreckt sich von den Gleisanlagen, der Sickingen- und Siemensstraße im Norden bis zum Spreebogen im Süden. Im Osten begrenzt die Waldstraße und im Westen das Neue Ufer am Charlottenburger Verbindungskanal das Gebiet. Moabit West gliedert sich zudem in den *Beusselkiez* und die *Hutteninsel*, beide sind durch das größte innerstädtische Industriegebiet getrennt.
- Beim *Westfälischen Viertel* handelt es sich um das Gebiet zwischen Alt-Moabit und der Spree, auf dem sich einst die Borsig-Fabrik befand (z.B. Elberfelder Straße, Essener Str., Dortmunder Straße).

### 4.2.1 Erste Annäherung an den Stadtteil Moabit

Bei Moabit handelt es sich um einen Stadtteil des Bezirkes Tiergarten mit historisch gewachsenen Wohnquartieren in Blockrandbauweise der Gründerzeit. Die Quartiere sind heute gekennzeichnet durch ein heterogenes Erscheinungsbild (vgl. Kapitel 7.2):

- In einigen Bereichen ist die Bebauung nur lückenhaft. Zurückzuführen ist dies auf Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg und späteren Abriss.
- Die Instandhaltung und -setzung der Bausubstanz ist für den Bereich der City-West mangelhaft.
- Häufig sind ungeordnete Parkflächen und Gewerbegebiete anzutreffen.

- Nutzungskonflikte und jahrelange Planungsbefangenheit im Bereich der Lehrter Straße sind weitere Merkmale.

Festzustellen ist, dass sich die Probleme Moabits vor allem nördlich von Alt-Moabit/Turmstraße konzentrieren. Dies ist zum einen auf stadträumliche Gegebenheiten zurückzuführen, die Gewerbe- und Bahnanlagen im Norden wirken hier als große räumliche Barrieren in einer großflächigen Dimensionierung und schotten das Gebiet nach Norden ab. Es gibt zudem keine akzeptablen Fußwegverbindungen zu anderen Freiräumen in die benachbarten Bezirke, wie z.B. zum Plötzensee. Die Quartiere südlich von Alt-Moabit/Turmstraße profitieren von der Lagegunst und Nähe zum Großen Tiergarten, zur Spree und zur City-West. Die Wohnbausubstanz ist hier deutlich besser, die Sozialstruktur ist weniger problematisch als in den Quartieren nördlich der Turmstraße. Das Gebiet ist nach Süden geöffnet, erfährt eine Aufwertung durch die nutzbaren Uferbereiche der Spree und hat keine störenden räumlichen Barrieren.

Bevor die spezifischen Charakteristika der einzelnen Kieze herausgearbeitet werden, soll kurz auf die Strukturdefizite des Stadtteils in den folgenden Bereichen eingegangen werden (vgl. BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN 1995):

- **Verkehr:** Generell kann man sagen, dass Moabit unter einer überdurchschnittlichen Verkehrsbelastung leidet. Durch Moabit führen wichtige Nord-Süd-Verbindungen<sup>11</sup>. Der Durchgangsverkehr auf diesen Hauptverkehrsstraßen mit überörtlicher Funktion führt zu einer überaus starken Lärmbelastung für die Menschen in Moabit. Seit dem Fall der Mauer hat auch der Durchgangsverkehr in Ost-West-Richtung stark zugenommen<sup>12</sup>. 12 Brücken verbinden den Stadtteil mit den benachbarten Bezirken. Diese Brücken sind in der Regel groß und städtebaulich dominierend. Leistungsfähige Straßen, die zwar den Verkehr gut aufnehmen, aber eher einen trennenden als einen verbindenden Charakter haben, verflechten Moabit nicht mit den benachbarten Bezirken. Die Brücken führen in der Regel auf die Hauptverkehrsstraßen, die schneisenartig durch den Ortsteil führen und einzelne Quartiere voneinander trennen. Zusammenfassend kann man die Konflikte, die sich aus dem Verkehr ergeben, wie folgt benennen:
  - Lärm- und Schadstoffemissionen
  - Räumliche Trennwirkung und Barriere
  - Unfallhäufungen
  - Ruhender Verkehr als städtebaulicher Störfaktor
- **Grünflächen und Naherholung:** Moabit gilt als unterversorgt hinsichtlich nutzbarer Grünflächen. Dies gilt für den ganzen Bezirk Tiergarten: Trotz des Großen Tiergartens liegt der Bezirk nur an 15. Stelle der Berliner Bezirke hinsichtlich dieses Kriteriums. Eine Grünfläche gilt dann als nutzbar, wenn Nähe und Erreichbarkeit der Grünfläche für den Einzelnen gewährleistet sind, konkret heißt das, dass eine Grünanlage nicht mehr als 500 m vom Wohnort entfernt und nicht durch eine verkehrsreiche Straße abgeschnitten sein darf. Wenn man bedenkt, dass Tiergarten trotz seiner Parkanlage Großer Tiergarten nur im hinteren Mittelfeld aller Berliner Bezirke liegt, kann man sich vorstellen, dass die Situation in Moabit hinsichtlich dieses Kriteriums sehr desolat sein muss. Wohnungsnahe Grünanlagen fehlen z.T. völlig, im Osten des Stadtteils ist die

<sup>11</sup> Beusselstraße, Putlitzstraße, Rathenower und Perleberger Straße

<sup>12</sup> Sickingen-/ Siemens-/ Quitzowstraße und Hutten-/ Turmstraße/ Kaiserin-Augusta-Allee/ Alt-Moabit

Lage noch etwas besser als im Westen Moabits. Der südliche Teil Moabits profitiert auch hier wieder aus seiner Lagegunst zur Spree: auch wenn die Wegeverbindungen zu den Ufern eingeschränkt und oft unterbrochen sind, bedeutet die Lage am Wasser eine Aufwertung.

- **Mischung von Wohnen und Gewerbe:** Die unmittelbare Nähe der Gewerbe-, Gleis- und Industrieanlagen stellt ein weiteres Problem dar. In Moabit West werden die Hutteninsel und der *Beusselkiez* durch großflächige Gewerbebauten voneinander getrennt, die Lehrter Straße befindet sich in unmittelbarer Nähe zu den Gleisanlagen und direkt an der Quitzowstraße befinden sich Bahnanlagen. Diese großen Flächen wohnunverträglicher Nutzung sind z.T. bereits als städtebaulicher Missstand definiert, sie mindern zweifelsohne die städtebauliche Funktion und werten die benachbarten Wohnbereiche ab. Zwar sind in diesen Bereichen Brachflächen vorhanden, die aber für die AnwohnerInnen unattraktiv und als Erholungsflächen nicht nutzbar sind. Zudem haben die AnwohnerInnen dieser Bereiche unter einem erhöhten LKW-Aufkommen zu leiden.
- **Sozialstatistische Aspekte:** Moabit liegt an vorletzter Stelle im Berliner Sozialatlas, der AusländerInnen- und SozialhilfeempfängerInnenanteil ist hier überdurchschnittlich hoch. Die Arbeitslosenquote hat sich in den letzten Jahren weiterhin verschlechtert und übersteigt ebenfalls den Berliner Durchschnitt. Die Mieten sind im gesamtstädtischen Vergleich sind durchschnittlich hoch, aber gemessen an den jeweiligen Einkommen, fällt die sich daraus ergebende Mietbelastung doch zum Teil aus dem Rahmen.

#### 4.2.2 Die kleinräumliche Gliederung Moabits

Im Laufe der Geschichte haben sich unterschiedliche Viertel oder Kieze in Moabit herausgebildet, die den Stadtteil als inhomogenes Gebiet erscheinen lassen. Das älteste bewohnte Viertel Moabits trägt den Namen Alt-Moabit und liegt im Süden des Bezirks, nördlich der Spree. Bekannter aus der Berliner Presse sind der *Beusselkiez*, die Hutteninsel und der *Stephankiez*, die den Norden Moabits ausmachen. Als Abgrenzung zu ehemals Berlin-Ost bildet die von Norden nach Süden verlaufende Lehrter Straße den Kern eines weiteren Viertels von Moabit.

##### 4.2.2.1 Zum Begriff „Kiez“

„Kietze“ sind im ursprünglichen Sinn von Slawen bewohnte Vorsiedlungen mittelalterlicher deutscher Burggründungen oder Herrensitze. Der Begriff erfuhr eine Abwertung aufgrund des meist niedrigeren Kultur- und Bildungsniveaus der slawischen Bevölkerung. Schließlich wurden die Arme-Leute-Viertel der Altstädte „Kietz“ benannt. In der jüngeren Zeit, mit Durchsetzung der Schreibweise „Kiez“, hat der Begriff einen Bedeutungswandel erfahren und steht für den engeren Wohnbereich in der Großstadt, der „Heimatgefühl, soziale Nähe und vielfältige Lebensqualität“ vermittelt. (PRESSE UND INFORMATIONSDIENST DES LANDES BERLIN 1995, S. 646)

##### 4.2.2.2 Das Westfälische Viertel

Südlich der Straße Alt-Moabit liegt der Siedlungskern Alt-Moabit. Hier siedelten sich die ersten Bewohner Moabits, die Hugenotten, im 18. Jahrhundert an und es entstanden auch die ersten Industrieanlagen im Zuge der Industrialisierung in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Bereits Ende des Jahrhunderts zog sich die Industrie aus diesem Teil Moabits zurück, und im gleichen Maße, wie die Industrie-

betriebe verlegt werden, drang die Wohnbebauung nach Alt-Moabit ein. Das Viertel entstand somit auf dem ehemaligen Terrain der Borsigwerke.

Die Bebauung des *Westfälischen Viertels* unterscheidet sich von der Neu-Moabits durch geringere Dichte und eine bessere Ausstattung der Wohnbauten (vgl. BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN 1995).

Nach 1980 entstand ein Dienstleistungszentrum auf dem Gelände der ehemaligen Kampffmehrmühlen nördlich der Spree und östlich der Lessingbrücke. Die Mühlen wurden 1987 gesprengt.

1988 kaufte die Immobilien Treuhand- und Vermögensanlage AG (ITAG) die Fläche und errichtete bis 1994 das Gewerbegebiet Focus-Teleport. Die Nutzer sind professionelle Firmen des Dienstleistungsgewerbes mit Schwerpunkt Kommunikationstechnik.

### **Abbildung 7: Spreebogen mit Freiburger-Komplex und Bolle-Meierei sowie Focus Teleport**



Foto: Judith Utz

Die angrenzende Bolle-Meierei wurde 1989 von Ernst Freiburger gekauft, der mit dem Bezirk und dem Senat ein Bebauungskonzept entwickelte. Vorgesehen sind vor allem Büronutzungen, Wohnungsbau an der Kirchstraße und dem Spreeufer und ein Hotel. Das schließlich entstandene Dienstleistungszentrum Spreebogen (siehe Abbildung 7) stellt auf 90.000 qm Büroflächen zur Verfügung (die u.a. an das Ministerium des Inneren vermietet sind), außerdem 100 Wohnungen, ein Hotel sowie Einzelhandel und Dienstleistungen im alten, erhaltenen Meiereigebäude.

Das Dienstleistungszentrum ist von dem Wohngebiet durch die Stromstraße räumlich getrennt und steht auch sonst in keinerlei erkennbaren Bezug zu diesem. Die unmittelbare Nachbarschaft des hochwertigen Dienstleistungskomplexes zu dem heutigen *Westfälischen Viertel* verstärkt möglicherweise die dort erkennbaren Tendenzen der Aufwertung des Kiezes und der Gentrifizierung. Ein großer Teil der Bausubstanz ist bereits saniert bzw. renoviert, es befinden sich verschiedene Geschäfte des spezialisierten Einzelhandels und mehrere Cafés bzw. Restaurants im Kiez. Außerdem ist das Viertel im Vergleich zu anderen Straßen Moabits auffallend sauber. Im Gegensatz zu den übrigen, im Norden gelegenen Kiezen ist das *Westfälische Viertel* traditionell ein Wohngebiet der besser situierten Bevölkerung

Moabits. Zusammen mit den Spreebögen bildet es die „bessere Hälfte“ des Stadtteils.

#### Abbildung 8: Elberfelder Straße mit Cafés/Restaurants



Foto: Jonas Bylund

#### 4.2.2.3 Der Beusselkiez

Im Nordwesten des Bezirks Tiergarten befindet sich der *Beusselkiez* (Karte 1). Begrenzt wird er im Norden von der S-Bahnlinie, im Westen von den Gewerbeansiedlungen in der Berlichingen- und Reuchlingenstraße, im Süden von der Kaiserin-Augusta-Allee bzw. Alt-Moabit, im Südosten von der Gotzkowskystraße und im Osten von der Beusselstraße. Damit stößt das Viertel im Westen an das größte innerstädtische Industrieareal Berlins.

#### Geschichte und Bebauung

Die Bebauung des ehemaligen Martinickenfeldes, einem Moor- und Heideland mit lockerem Waldbewuchs, wurde überhaupt erst mit der Privatisierung des Landes möglich. Die Privatisierung wurde in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts abgeschlossen; das Gelände zwischen der heutigen Birken-, Turm- und Beusselstraße gerodet, parzelliert und verkauft. Das Gebiet westlich der Beusselstraße fiel der Familie Beussel als Entschädigung zu und wurde bis in die 80er Jahre landwirtschaftlich genutzt, während in Neu-Moabit bis östlich an die Beusselstraße die Bebauung beginnt. Mit der Eingemeindung Moabits zu Berlin 1861 blieb das Gelände des heutigen *Beusselkiezes* weiterhin außerhalb des Stadtgebietes, wurde aber mit in den Hobrechtplan einbezogen, was an den Baufluchten, der Breite der Straßen, der Parzellenstruktur und der hohen Bebauungsdichte östlich der Beusselstraße nachzuvollziehen ist. 1880 erwarb die Ludwig Loewe AG den Grundbesitz der Familie Beussel und errichtete eine moderne Industrieanlage für die Maschinenbau- und Elektroindustrie. Durch den Ausbau des Berliner Rings, der Eröffnung der Stadtbahn, des Charlottenburger Verbindungskanals und des Westhafens wurden günstige Standortvoraussetzungen für die Entwicklung zum Industriegebiet geschaffen. Bereits um die Jahrhundertwende stagnierte allerdings der Zuzug von Industrie. Mit dem Ausbau des Industriegebietes entstanden in unmittelbarer Nachbarschaft Wohnquartiere: ab 1880 der *Beusselkiez* und ab 1905 der *Huttenkiez* als Wohninsel innerhalb des Industriegebietes. Bis in die 80er Jahre war eine soziale Durchmischung der Einkommensklassen festzustellen, gegen Ende des Jahrhunderts nahm die Segregation allerdings zu. Die besserverdienenden Einkommens-

schichten zogen wegen der schlechten hygienischen und gesundheitlichen Verhältnisse in den Wohnvierteln weg. Außerdem wirkten die sozialen Spannungen, das Unruhepotenzial der Arbeiterschaft und die Nähe zu den Fabriken bedrohlich. Damit wurde der *Beusselkiez* als Arbeiterwohngebiet in unmittelbarer Nähe zur Industrie festgelegt.

### Abbildung 9: AEG-Turbinenhalle von 1908



Foto: Olaf Schnur

Auch in diesem Stadtteil findet sich eine typische Mietskasernenbebauung. Die entsprechende Miethausstruktur ist gekennzeichnet durch den gemeinsamen Hof zweier Häuser, in der Mitte oft durch eine Mauer getrennt, zu dem sich die Seitenflügel und Hinterhäuser orientieren. In dem - neben der Ackerstraße im Wedding - am dichtesten bewohnten Gebiet Berlins waren die Wohnbauten stark konzentriert, die Wohnverhältnisse prekär. 52% der Wohnungen befanden sich in den Hinterhäusern, 42% der Wohnungen hatten nur ein beheizbares Zimmer, auf einem Grundstück sind bis zu 40 Wohnungen mit 150 bis 200 Bewohnern entstanden. Zudem war die infrastrukturelle Ausstattung unzureichend: Schule, Kirche und Kindergärten liegen auf Moabiter Gebiet, es gab keine Grünanlagen und keine Kinderspielplätze.

Durch die baupolizeiliche Sperrung von Souterrain- und Dachgeschosswohnungen, die Verkleinerung der Familien und der seit 1914 geltenden Mietpreisbindung verbesserten sich die Wohnverhältnisse im ausgehenden 19. Jahrhundert allmählich. Allerdings hatte die Mietpreisbindung auch die Vernachlässigung und den Verfall von Bausubstanz zur Folge. Der *Beusselkiez* hatte den Ruf eines „roten“ Arbeiterbezirkes, hier kam es zu Streiks und Unruhen. Seit den 20er Jahren war das Viertel eine Hochburg der Sozialdemokraten und Kommunisten.

Während des Zweiten Weltkrieges waren vor allem das Industriegebiet im Westen des *Beusselkiezes* Angriffsziel von Bomben, betroffen waren aber auch viele Wohnhäuser. In der Wiederaufbauphase in den 50er Jahren entstand in den Baulücken 5-6geschossiger Wohnungsbau in Form von offenen Zeilen und mit offenen Blockecken. Weitere Baulücken im *Beusselkiez* wurden durch höhere und dichtere Bebauung geschlossen.

### Beusselkiez und Hutteninsel

*Beusselkiez* und Hutteninsel liegen beide im Gebiet Moabit-West. Die Hutteninsel erstreckt sich von der Sickingenstraße im Norden bis zur Huttenstraße im Süden, von der Wiebestraße im Osten bis zum Neuen Ufer im Westen. Wie bereits oben erläutert werden diese beiden Kieze durch die innenstadtgrößte Gewerbefläche räumlich voneinander getrennt. Kennzeichnend in beiden Kiezen ist die gründerzeitliche Bebauung, die im *Beusselkiez vor* und in der Hutteninsel *nach* der Jahrhundertwende erfolgte. Die Hutteninsel hat eine bessere Wohnungsausstattung, was im Baualter begründet liegt.

### Abbildung 10: Alte Industriegebäude im Huttenkiez



Foto: Olaf Schnur

Die Probleme in den beiden Kiezen sind ähnlich, deren Ausprägungen sind jedoch anders gewichtet. Die Hutteninsel verfügt im Gegensatz zum *Beusselkiez* über ein besseres Image. Die Bausubstanz ist in weiten Teilen besser, die Altbausubstanz ist mit Neubauten durchmischt. Der Kiez ist räumlich nah an Charlottenburg gelegen, viele Bewohner nutzen diese Nähe in ihrem Alltag. Auch ist die Bindung der BewohnerInnen an ihren Kiez stärker als im *Beusselkiez*, die Fluktuation ist wesentlich geringer. Die Situation wird von den Bewohnern positiver eingeschätzt, in Umfragen zeigten sich die Menschen im Huttenkiez zufriedener und sprachen von einer gut funktionierenden Nachbarschaft. Der *Beusselkiez* gilt als das problematischste Gebiet Moabits. Die Sozialstruktur ist durch ein geringes Bildungs- und Einkommensniveau bei der Bevölkerung gekennzeichnet. Der Anteil an Sozialhilfeempfängern ist sehr hoch. Als problematisch gilt auch der hohe Anteil an Ausländern.<sup>13</sup> Türken, Araber und Deutsche sind die drei vorherrschenden ethnischen

<sup>13</sup> Durchschnittlich liegt dieser bei ca. 35 %, erreicht aber in einigen Blöcken z.T. die 50%-Marke.

Gruppen im *Beusselkiez*. Probleme, die sich aus den verschiedenen Ethnizitäten ergeben, sind zusammenfassend so zu charakterisieren:

- Verbale Ausländerfeindlichkeiten der Deutschen sind an der Tagesordnung.
- Häufig gibt es Klagen über die im öffentlichen Raum präsente arabische Bevölkerung.
- Die verschiedenen ethnischen Gruppen bleiben häufig unter sich.
- Auch zwischen Migrantengruppen entstehen Konflikte: Arabische Bewohner z.B. beklagen häufiger die „Belagerung der Spielplätze“ durch türkische Mütter und die „Belagerung der Kneipen“ durch türkische Männer.
- Der Alltag vor allem von Kindern ist geprägt durch rivalisierende jugendliche Gruppen.

Menschen mit höherem Bildungs- und Einkommensniveau, vor allem auch junge Familien, ziehen weg. Deutsche Familien haben Angst, dass ihre Kinder in Kindergärten und Schulen durch den hohen Anteil an Ausländern die deutsche Sprache nicht ausreichend lernen, bzw. keine adäquate Schulausbildung bekommen. Aus gleichen Gründen ziehen auch sozial höher gestellte und besser integrierte ausländische Familien weg. Die Wohnsituation im *Beusselkiez* ist desolat, 25 % der Wohnungen sind trotz der Abwanderung überbelegt. Viele Menschen sind arbeitslos und haben folglich eine hohe Aufenthaltsdauer in ihren Wohnungen und im Kiez. Es fehlen soziale Einrichtungen und ausreichend Freizeitangebote für die Bevölkerung, es gibt so gut wie keine nutzbaren Grün- und Freiflächen. Alle diese Merkmale steigern die Unzufriedenheit und die Aggressionspotenziale der betroffenen Bevölkerung. Das schlägt sich auch in der steigenden (Drogen-)Kriminalität nieder. Weiterer Störfaktor sind die nachts schlecht ausgeleuchteten Straßen, die für viele Menschen einen Angstraum darstellen, auch die Zunahme der Kampfhande im Kiez wird von vielen als bedrohlich empfunden.

### Abbildung 11: Beusselstraße



Foto: Jonas Bylund

Die Bewohner im *Beusselkiez* sind Befragungen zufolge eher pessimistisch, bemängeln die zunehmende Verwahrlosung und sprechen selber von Ghettoisierung. Durch die hohe Fluktuation der BewohnerInnen, vergrößert sich die Gefahr, dass die Segregation im Gebiet weiter zunimmt. Darüber hinaus ist die Belastung durch den Verkehr sehr groß. Die Beusselstraße gehört zu den 20 % der Berliner Straßen,

die 80 % des gesamten Verkehrs aufnehmen. In der Hauptverkehrszeit fahren in einer Stunde ca. 1100 Autos, 90 LKW und 20 Busse durch die Beusselstraße. Durch das hohe Verkehrsaufkommen in der Beusselstraße wird die Verflechtung des *Beusselkieses* mit dem östlich angrenzendem Quartier erschwert. Problematisch ist auch der ruhende Verkehr. Große Areale, beispielsweise in der Berlichingenstraße, stehen als Firmenparkplätze zur Verfügung. An Werktagen parken bis zu 500 Autos in unmittelbarer Nähe zu den Wohnungen und beeinträchtigen so das Wohnumfeld der Kiezbewohner.

### Zusammenfassung

Wie eingangs schon erwähnt, ist Moabit ein heterogener Stadtteil in der Mitte Berlins. In der Geschichte ist Moabit v.a. durch die Industrialisierung, die Anlage überörtlicher Funktionen und nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich durch seine Randlage in der westlichen Hälfte des geteilten Berlins geprägt. Die dominierende Wohnbebauung der Mietskasernen der Jahrhundertwende lässt einen entfernten Vergleich des Stadtteils mit eben solch einem Mietshaus zu: Dem Vorderhaus entspräche pauschaliert das ältere, etwas vornehmere, noch weniger dicht bebaute *Westfälische Viertel*, der Seitenflügel würde von den hier nicht betrachteten Teilen wie z.B. dem Zentrum um die Wiciefstraße, aber teilweise auch vom *Lehrter Kiez* dargestellt und das Hinterhaus von den anderen Kiezen im Norden und Westen Moabits, *Beussel-* und *Stephankiez*. Schon bei einem Spaziergang durch Moabit ist auch heute noch ein Unterschied der Viertel hinsichtlich Bebauung, Neubebauung, Qualität der Bausubstanz und infrastruktureller Ausstattung sowie sozialem Gefüge zu erkennen.

#### 4.2.2.4 Der Stephankiez

Der *Stephankiez* liegt im nordöstlichen Teil Moabits. Nördlich begrenzt durch die Quitzowstraße, erstreckt er sich je nach Abgrenzung in Form eines unregelmäßigen Sterns bis zur Perleberger Straße im Süden. Der *Stephankiez* ist ein Wohngebiet mit homogener gründerzeitlicher Bebauungsstruktur, dass im Zuge des Hobrechtplanes am Ende des 19. Jahrhunderts errichtet wurde. Es besteht eine nahezu flächendeckende Verkehrsberuhigung, mit der Ausnahme der großen Verkehrsachsen (N-S / O-W), die den *Stephankiez* und Moabit durchqueren (Rathenowerstr. / Stromstr. / Perlebergerstr. / Quitzowstr.).

### Geschichte und Bebauung

Noch im 19. Jahrhundert verhinderte die Pulvermühle südlich des heutigen Quartiers die Wohnbebauung in diesem Bereich.

Mit endgültiger Aufgabe der Artillerie-Laboranstalt Ende des 19. Jahrhunderts konnte der Hobrechtplan auch in diesem Viertel umgesetzt werden. Vorgesehen war eine Wohnquartiersstruktur. Da der Plan jedoch nur Fluchtlinien festlegte und keine Differenzierung innerhalb der Blöcke, waren im *Stephankiez* enorme Blocktiefen möglich. Schließlich war eine Revidierung des Bebauungsplanes nötig, und die Stephanstraße wurde nachträglich eingefügt, wie im Vergleich der Karten 4 und 5 zu erkennen ist. 1872 wurde der heutige *Stephankiez* östlich der Birkenstraße und nördlich des ehemaligen Pulvermühlengeländes durch die „Terraingesellschaft am Kleinen Tiergarten“ erschlossen. Ziel der Baugesellschaft war es, Wohnungen zu errichten, die sich von den entstehenden Mietskasernen in Grundriss und Ausstattung absetzen sollten, vor allem durch größere und besser belüftete Höfe, Verzicht auf Souterrainwohnungen, Ausstattung der Wohnungen mit sanitären Einrichtungen und mit verschiedenen Wohnungsgrößen zur Gewährleistung der sozialen Durchmischung. Der größte Teil der Mietshäuser wurde dennoch nicht in solcher

Wohnqualität gebaut, sondern es entstanden hochverdichtete Wohngebiete, z.B. das Arbeiterwohngebiet der Firma Borsig in der Birkenstraße. Das Viertel erhielt drei Schulen im Bereich der Stephanstraße. Die 1910 beendete gründerzeitliche Wohnbebauung veränderte sich bis 1940 nicht mehr wesentlich. Wohnungsnot, hohe Mieten und Lebenshaltungskosten, unsichere Löhne, Arbeitslosigkeit, dementsprechend schlechte Wohnverhältnisse und Überbelegungen waren die charakteristischen Probleme in dieser Zeit. Die Arbeiterschaft organisierte sich, Streiks und Unruhen machen Moabit bekannt, der *Stephankiez* allerdings war nicht direkt betroffen. Das Viertel hob sich von dem restlichen, „roten“ Arbeiterstadtteil Moabit ab: Die Sozialstruktur war durchmischt. Durch die Nähe zu den Justizbauten im Süden und den militärischen Anlagen im Südosten wurde das räumlich enge Zusammenleben von Industrieproletariat und niedrigen bis mittleren Offiziersrängen, Pensionären, Justizbeamten und Kleinhandeltreibenden bedingt.

Weiterhin kennzeichnend war die dichte Kleinhandelsstruktur für Güter des täglichen Bedarfs und eine hohe Anzahl handwerklicher Kleingewerbebetriebe. Die überdurchschnittliche Versorgung mit Einzelhandelsgeschäften trug wesentlich zur Attraktivität des *Stephankiez* bei, wobei zu dieser Zeit die Geschäfte nicht nur eine Versorgungs- sondern auch eine soziale Funktion hatten (einen Eindruck der Lebendigkeit des Viertels vermitteln Abbildungen 12 und 13).

**Abbildung 12: Rathenower Straße um 1925, an der Kreuzung Stendaler/ Perleberger Straße**



Quelle: BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN

Während der Zeit des Nationalsozialismus fanden systematische Diskriminierungen und schließlich die Deportation der jüdischen Bevölkerung statt, angefangen bei Boykottaufrufen gegen jüdische Händler bis hin zur gewaltsamen Deportation.

Die Bausubstanz des *Stephankiezes* überstand den Zweiten Weltkrieg relativ unbeschadet. Nach einer Zeit der Entrümmerung und des Wiederaufbaus wurden ab 1948 wieder die Ladengeschäfte geöffnet. Ab den 50er Jahren war der wirtschaftliche Aufschwung spürbar, u.a. entwickelte sich der motorisierte Individualverkehr sehr rasch. Neubauten wurden nur in stark zerstörten Blöcken im Rahmen des Aufbauprogramms Berlin errichtet. Es wurde in offener Zeilenbauweise gebaut. Die von der Straße zurückgesetzten Bauten passten nicht in das bestehende Bild.

**Abbildung 13: Die Wilsnacker Straße um 1910**

Quelle: BECKER et al., 1992

Wie die Lehrter Straße (siehe folgende Abschnitte) geriet der *Stephankiez* durch den Mauerbau 1961 in eine städtische Randlage, jedoch mit anderen Konsequenzen. Mit der Anbindung des Stadtteils an die neu entstehende City West übernahm das Gebiet die Verbindungsfunktion der nördlichen Bezirke an das Zentrum. Somit kam es zur Entwicklung vieler Nord-Süd-Verbindungen zu wichtigen Verkehrsachsen, z.B. Putlitzstraße, Perleberger und Rathenower Straße. 1974 wurden große Teile der Altbaugebiete im *Stephankiez* zum Sanierungserwartungsgebiet gemäß Städtebauförderungsgesetz von 1971 erklärt. Das Konzept der Flächensanierung durch Abbruch, das in den 60er Jahren praktiziert worden war, sah nicht den Erhalt der Altbauten, sondern deren Abriss und Neubau vor. Dementsprechend wurde die Altbausubstanz vernachlässigt und dem Verfall preisgegeben. Die Neuorientierung der Planungszielsetzungen Ende der 70er Jahre mit der Vorgabe des Erhalts billigen Wohnraums und der gewachsenen Infrastruktur hatte die Einstellung der laufenden Bebauungsplanverfahren zur Folge. Ziel war nunmehr der Erhalt der Altbausubstanz und deren behutsame Erneuerung.

Seit den 80er Jahren ist ein Umstrukturierungsprozess zu beobachten, der teilweise schon zur Verdrängung der ansässigen Bevölkerung geführt hat. Als Initialzündung dafür kann die ab Mitte der 80er Jahre beginnende freifinanzierte Modernisierung der Altbausubstanz (Dachausbauten etc.) gelten. Insbesondere nach Wegfall der Mietpreisbindung 1987 stiegen die Mieten drastisch an. Die neue Mieterschicht waren besser verdienende Angestellte und Singlehaushalte, die in der Regel eine höhere Fluktuationsrate mitverursachten. Das soziale Gefälle polarisierte sich zwischen Familien mit langer Wohndauer und Kiezbindung und den Neumieter. Auch die gewachsene kleingewerbliche Struktur wurde durch den Anstieg des Mietpreinsniveaus verändert, d.h. viele weniger zahlungskräftige Betriebe wurden verdrängt. (vgl. BECKER et al. 1992).

Nach der Wiedervereinigung und vor allem nach der Entscheidung der Hauptstadtfrage verstärkte sich der Investitionsdruck auf das Gebiet. 1990 wurde der Entwicklungsträger S.T.E.R.N. eingesetzt. Zusammen mit dem Bezirksamt Tiergarten arbeitete S.T.E.R.N. 1991 eine Erhaltungsrechtsverordnung mit Milieuschutz aus, die betroffene Mieter vor Verdrängung schützen sollte. Diese Verordnung gibt dem Bezirk eine rechtliche Handhabe gegen überhöhte Mietumlagen bei privater Modernisierung. Seither hat sich das Ausstattungsniveau stark verbessert, jedoch liegt es immer noch unter dem West-Berliner Niveau und es besteht somit immer noch ein Aufwertungspotenzial. Außerdem sind viele Wohnungen immer noch überbe-

legt (16%), was für den innerstädtischen Bereich relativ viel ist. Die Überbelegung betrifft vor allem die großen Haushalte (über die Hälfte der 3-und-mehr-Personen-Haushalte sind überbelegt). Der Schwerpunkt der Wohnungsgrößen nach Zimmerzahl liegt bei den 1-2-Zimmerwohnungen, die durchschnittliche Zimmeranzahl (2,5) und die durchschnittliche Quadratmeteranzahl (76m<sup>2</sup>) liegen deutlich über den Werten im Huttenkiez (2,0 und 60m<sup>2</sup>). Positiv zu bewerten ist außerdem die unterdurchschnittliche Mietpreisentwicklung im *Stephankiez*, die man mit dem Milieuschutz in Verbindung bringen kann. So sind die Mieten generell niedriger als in anderen Gebieten Moabits. Die Wohnungsfluktuation ist im *Stephankiez* relativ hoch, so geben 55% der BewohnerInnen 1998 an, erst seit 4 Jahren oder weniger in der Wohnung zu wohnen. Jedoch betrifft diese Fluktuation nur einen Teil der Bevölkerung, der häufig die Wohnung wechselt, während ein anderer praktisch immobil ist. Anders als in anderen Gebieten Moabits werden die Lebensverhältnisse im Kiez und die nachbarschaftlichen Kontakte durchaus als positiv empfunden (TOPOS STADTFORSCHUNG 1999, S.52).

Bis 1999 wurden mehr als ein Viertel der bewohnten Wohnungen im *Stephankiez* modernisiert (1.500 von 5.200 bestehenden Wohnungen), was gegen die Annahme spricht, eine Erhaltungssatzung wirke sich investitionshemmend aus. Zumindest für die Altmietler, die den Kiez während der Modernisierung nicht verlassen, wird angenommen, dass die durch die Erhaltungssatzung vorgeschriebenen Mietobergrenzen eingehalten werden. Bei Neuvermietungen dagegen wird anscheinend häufiger versucht, eine höhere als die zulässige Miete zu berechnen (vgl. TOPOS STADTFORSCHUNG 1999).

### Bevölkerungsstruktur und soziale Struktur

Die Bevölkerung ist wie in vielen innerstädtischen Gebieten auch im *Stephankiez* rückläufig, mit 8% zwischen 1995 und 1998 ist das Phänomen jedoch vergleichsweise stark ausgeprägt (4% im Gebiet Turmstraße).

Die Bevölkerungsstruktur im *Stephankiez* ist für Moabiter Verhältnisse relativ durchmischt, was den *Stephankiez* von den anderen Gebieten unterscheidet. Man muss dazu jedoch sagen, dass dies nicht unbedingt in den Statistiken deutlich wird. So ist der Ausländeranteil im *Stephankiez* mit 30% und einem Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängeranteil von 14% durchaus mit anderen Quartieren vergleichbar, jedoch besteht hier noch ein Nebeneinander zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Das relative Gleichgewicht spiegelt sich auch in der Haushaltsstruktur wider: der Anteil der Single-Haushalte ist mit 37% relativ hoch, jedoch sind auch die Haushalte mit Kindern mit einem Viertel gut vertreten. Extrem hoch ist der Anteil der 3-und-mehr-Personen-Haushalte mit 49%. So ist auch die durchschnittliche Haushaltsgröße mit 2.1 Personen relativ hoch für den citynahen Altbaubereich (vgl. BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN 1995).

Betrachtet man die Ausbildung der BewohnerInnen des *Stephankiezes*, so ist die Verteilung relativ gleichmäßig; ein Drittel der Bevölkerung hat eine abgeschlossene Berufsausbildung (Lehre: 33%), ein Viertel einen Hochschulabschluss (25%) und ebenso viele haben gar keine Berufsausbildung (24%). Das durchschnittliche Haushaltseinkommen im *Stephankiez* liegt rund ein Drittel (34%) über dem im Huttenkiez, was für die Situation des *Stephankiezes* innerhalb von Moabit kennzeichnend ist. Trotzdem liegt das Pro-Kopf-Einkommen im *Stephankiez* mit 1420 DM stark unter dem West-Berliner Durchschnitt (1710 DM). Der Grund dafür ist vor allem in dem Einkommensgefälle zwischen der ausländischen und der deutschen Bevölkerung zu sehen. Tatsächlich liegt das Pro-Kopf-Einkommen der ausländischen Bevölkerung mit 940 DM bei nur 56% des Einkommens der deutschen Bevölkerung 1660 DM (TOPOS STADTFORSCHUNG 1999, S.14).

### Versorgung

Im *Stephankiez* muss die Versorgungssituation der Bevölkerung differenziert betrachtet werden, einerseits ist die Versorgung an täglichem Bedarf zumindest für Lebensmittel gesichert (es gibt zwei Supermärkte), andererseits kaufen nur 28% der Befragten alle ihre Lebensmittel im Kiez ein (71% im *Beusselkiez*). Nur ein Drittel der Bevölkerung stuft diese Einkaufssituation als gut ein. Die Versorgungssituation ist vor allem durch das Fehlen von spezialisiertem Einzel- und Fachhandel unvollkommen. So gibt es zum Beispiel weder Schul- und Bürobedarf, noch einen Naturkostladen oder Weinhändler. Die Versorgung an medizinischen Einrichtungen und Dienstleistungen ist gewährleistet (BASIS GMBH 1993, S. 91).

### Grün- und Freiflächen

Im *Stephankiez* sind keine größeren Grünflächen vorhanden. Es gibt wenige kleine Erholungsflächen mit Spielplätzen wie zum Beispiel der Stephanplatz oder der Unionplatz, jedoch sind die Bedürfnisse der Bevölkerung unzureichend abgedeckt. Der Fritz-Schloss-Park als einzige größere Grünfläche befindet sich außerhalb des Gebietes an dessen Grenze, jedoch ist dessen Erreichbarkeit durch das hohe Verkehrsaufkommen auf der Rathenower Straße vor allem für Kinder eingeschränkt (BASIS GMBH 1993, S. 62).

### Zusammenfassung

Insgesamt unterscheidet sich der *Stephankiez* vor allem von anderen Quartieren Moabits durch seine heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung. Das Gebiet ist dabei in keiner Weise als „sozialer Brennpunkt“ stigmatisiert. Neben den umfangreichen bereits abgeschlossenen Sanierungen ist ein weiteres positives Merkmal, dass Befragungen zufolge viele Bewohner angeben, sich im Kiez wohl zu fühlen.

#### 4.2.2.5 Die Lehrter Straße

### Geschichte und Bebauung

Der Stadtteil um die Lehrter Straße befindet sich im östlichen Moabit zwischen den Hauptverkehrsstraßen Perleberger Straße und Invalidenstraße (vgl. S.T.E.R.N. 1991). Während der Teilung Berlins bedeutete dies eine Randlage in Berlin, nach Öffnung der Berliner Mauer jedoch wieder Zentralität. Der Strukturwandel in diesem Teil Moabits vollzieht sich im Zusammenhang mit den Bauvorhaben für das Parlaments- und Regierungsviertel sowie den Planungen für einen Kreuzungsbahnhof nahe dem jetzigen S-Bahnhof Lehrter Straße. Der Kiez Lehrter Straße ist in seiner Geschichte von jeher durch überörtliche Funktionen geprägt, so von den Bahnanlagen der Hamburg-Berliner Eisenbahn und von flächenextensiven militärischen Nutzungen, z.B. durch die Pulvermühle. 1841 wurde Moabit durch die Hamburg-Berliner Eisenbahn vom Berliner Zentrum abgeteilt. Für zahlreiche Betriebe, z.B. Steinmetzbetriebe, Viehverarbeitung und -vertrieb etc., war die Bahn als Zulieferer von großer Bedeutung. Es wurde versucht, die Ansiedlung von Unternehmen, die die Nähe zur Bahn suchen, mit den Wohnbebauungen in Einklang zu bringen, indem auf den der Bahn zugewandten rückwärtigen Grundstücksseiten Lagerbauten geschaffen wurden. 1874 setzte der planmäßige Ausbau des Gebietes zum Militärstandort ein; es entstanden das Artillerie-Depot, eine Kaserne und die „Nördliche Arrestanstalt“. Nur im Bereich westlich der Lehrter Straße zwischen Perleberger- und Kruppstraße bildete sich ein städtischer Charakter heraus, da hier keine militärische Nutzung entstehen konnte. Ab 1879/80 setzte eine kontinuierliche Wohnbebauung vor allem im nördlichen (zwischen Krupp- und Perleberger

Straße) und südlichen Bereich der Lehrter Straße ein. Im Vergleich zu anderen Wohnvierteln sind die Mietshäuser besser ausgestattet: sie besitzen Inntoiletten und z.T. Bäder. Wohl sollten dem negativen Ruf durch das Zellengefängnis und dem ehemaligen Pulvermühlengelände entsprechende Wohnvorteile entgegengebracht werden. Potentielle Bewohner des Viertels waren Angehörige der Offizierskreise und eine entsprechende zivile Bevölkerung, die im Vergleich zu den Industriearbeitern des nördlichen Moabits einer gehobeneren sozialen Schicht angehörten. Ein schönes Beispiel eines Wohnhauses zeigt Abbildung 14 (vgl. S.T.E.R.N. 1991).

**Abbildung 14: Ansicht des Wohnhauses Lehrter Straße 36, 1926**

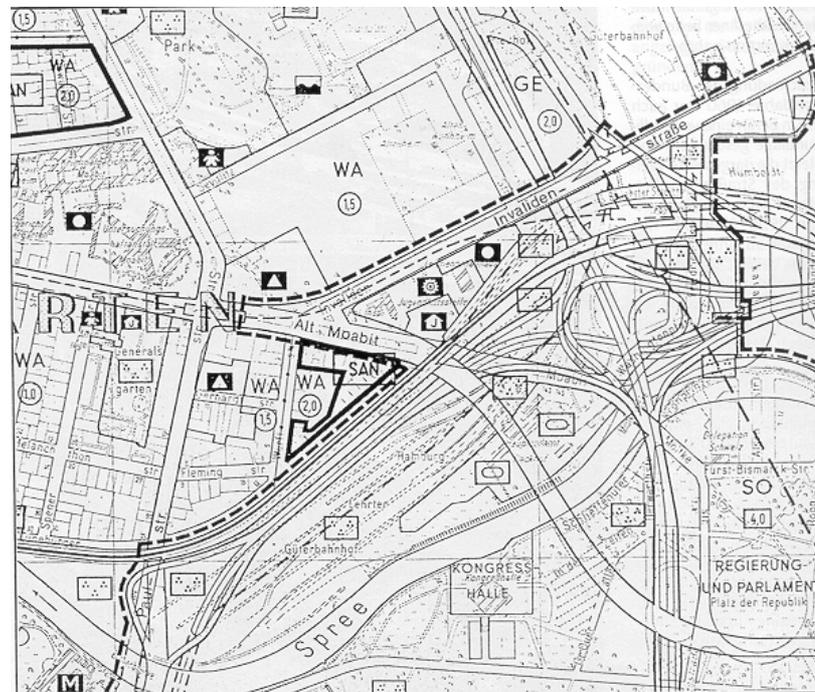


Quelle: S.T.E.R.N. 1991

Die Wohnbebauung war 1900 abgeschlossen; erst 1927 wurden weitere Wohngebäude auf dem ehemaligen Gelände des Militärfiskus errichtet. Während der Weimarer Republik entstandene reformerische Ansätze in Architektur und Städtebau: Der gesundheitliche Aspekt von Grün- und Freiflächen wurde erkannt und Sportstätten gewannen an Bedeutung. 1929 entstand eine Sportanlage mit Übungsplätzen und dem Poststadion auf großem Teil des ehemaligen Exerzierplatzes. Auch im Süden der Lehrter Straße wurden ehemals militärisch genutzte Bereiche umgewidmet. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurden v.a. die Kasernenanlagen zerstört. Das ehemalige Kriegsgefängnis wurde instandgesetzt und darin die Frauenhaftanstalt eröffnet. Das restliche Kasernengelände wurde umgenutzt und der Fritz-Schloss-Park auf dem verbleibenden Gelände des Exerzierplatzes angelegt.

Obwohl die Wohnbausubstanz relativ wenig zerstört war, kam es in der Nachkriegszeit zu umfangreicher Abrisstätigkeit und relativ geringer Neubautätigkeit, so auf der brachliegenden Fläche südlich des Parks, auf der die Heinrich-Zille-Siedlung errichtet wird. Im Flächennutzungsplan von 1965 ist die Westtangentenplanung festgeschrieben, die die Lehrter Straße als Zubringer zum geplanten Verkehrsknotenpunkt südlich der Invalidenstraße vorsieht. Damit herrschte Planungsbefangenheit, andere Planungen als die der Verkehrsachse sind praktisch nicht möglich. Der Verfall der Bausubstanz beschleunigte sich; und schließlich wanderten viele Bewohner ab. Mit der Vernachlässigung des Gebietes und den Abrissmaßnahmen wurden die gewerblichen Strukturen zerstört, die für die Lehrter Straße typischen klein- und mittelständischen Unternehmen kehren dem Kiez den Rücken. Die Folge ist eine schlechte Versorgung des Viertels. Die Westtangentenplanung ging für die BewohnerInnen des *Lehrter Kiezes* mit einem erheblichen Verlust an Wohnqualität einher. Dementsprechend veränderte sich die BewohnerInnenstruktur tiefgreifend: Aufgrund selektiver Umzüge blieb eine sozial schlechter gestellte Bevölkerungsschicht vor Ort wohnen bzw. andere marginalisierte Gruppen zogen nach. Dazu gehört auch ein hoher Anteil ausländischer Bevölkerung.

**Abbildung 15: Westtangentenplanung (FNP-Ausschnitt von 1965)**



Quelle: S.T.E.R.N. 1991

Mit dem Fall der Berliner Mauer entbehrte die Westtangentenplanung ihrer Grundlage. Die sich neu ergebenden Perspektiven für den Kiez sind wiederum in überörtlichen Gegebenheiten zu sehen: Das Viertel um die Lehrter Straße mit seinen 2500 Bewohnern ist ins Zentrum der Hauptstadt „gerückt“.

Die Lehrter Straße ist kein zusammenhängendes Wohngebiet. Vielmehr können mehrere, unabhängige Wohninseln/ Segmente unterschieden werden. Es handelt sich dabei um eine Gliederung in drei Teilräume von Norden nach Süden:

- Einen nördlichen Bereich, der das einzige intakte Wohngebiet im Bereich der Lehrter Straße ist. Die gründerzeitliche Bebauung ist ursprünglich gut ausgestattet worden, da die Gebäude für Beamte und Militär errichtet wurden. Ein

Neubauprojekt des sozialen Wohnungsbaus konnte fertiggestellt werden und wertet das Viertel durch Hofanlagen und gewerbliche Nutzungen auf.

- Im mittleren Teil der Lehrter Strasse fehlt die Wohnfunktion sozusagen vollständig. Auf der östlichen Seite befinden sich verschiedene Gewerbe- sowie Bahnflächen und Kleingärten, auf der westlichen Seite mehrere Justizeinrichtungen (Gefängnis, Gericht) und das Poststadion.
- Im Süden der Lehrter Strasse befindet sich ebenfalls ein Wohngebiet, das jedoch zu einem großen Teil aus einer in den 70er Jahren errichteten Großwohnsiedlung besteht (Heinrich-Zille-Siedlung) und zum anderen aus vereinzelt gründerzeitlichen Gebäuden, die ehemals für Angestellte der Bahn errichtet worden waren.

### Soziale Struktur

Das Gebiet der Lehrter Strasse verzeichnet seit 1987 nach Jahren des Bevölkerungsrückgangs eine Zunahme, welche größtenteils auf die Fertigstellung der zahlreichen Neubauvorhaben, die neue Wohnflächen bereitstellten, zurückzuführen ist. Davon abgesehen ist aber keine klare Trendwende zu erkennen.

Das Gebiet der Lehrter Strasse ist einerseits durch eine äußerst junge Alterstruktur gekennzeichnet, der Anteil der Unter-18-Jährigen liegt bei über 30%, was ein vergleichsweise mit Tiergarten (17,3%) oder Berlin (18,6%) extrem hoher Wert ist. Es leben hier viele Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, der Anteil der Über-65-Jährigen ist dafür mit 3,8% stark unterdurchschnittlich (Tiergarten: 12,8%). Ein anderes Merkmal des Gebietes ist der hohe Anteil der ausländischen Bevölkerung, die 1992 mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachte (Tiergarten: 23,4%).

Sozial geprägt ist das ehemalige Beamtenviertel heute durch einen hohen Anteil an Facharbeitern (66%) und Arbeitslosen (20%). Der Arbeitslosenanteil ist hier dreimal so hoch wie der in Tiergarten und vier mal so hoch wie der in Gesamt-Berlin. Kennzeichnend sind weiterhin ein hoher Anteil an Hauptschulabsolventen (2/3) und ein niedriger Anteil an Hochschulabsolventen (4,4%). Das Gebiet hat sein ehemaliges soziales Gleichgewicht verloren, und ist heute durch seine Probleme gekennzeichnet. Jedoch haben sich in den letzten Jahren gerade deswegen enge Nachbarschaftsnetzwerke gebildet, vor allem innerhalb der ausländischen Bevölkerung. Z. B. hat im nördlichen Teil des Kiezes die stark vertretene türkische Gemeinde eine Moschee eingerichtet, die den Mittelpunkt einer relativ gut organisierten Gemeinschaft darstellt. (Hierbei hat die geographische Isolierung des Gebietes sowie die schlechte Anbindung an den ÖPNV sicherlich eine Rolle gespielt.) Es gibt mittlerweile auch eine Kulturfabrik, außerdem wurde durch eine Bewohnerinitiative eine Brachfläche im südlichen Bereich der Lehrter Strasse als Freizeitanlage nutzbar gemacht.

### Versorgung

Das Angebot sowohl an Gütern des täglichen und periodischen Bedarfs, als auch an Dienstleistungen ist im Gebiet der Lehrter Strasse mehr als unzureichend. Im nördlichen Bereich gibt es einen Bäcker und einen Obst- und Lebensmittelladen. Durch die gewerbliche Nutzung im Erdgeschoss des Neubaus gibt es nun auch ein Café und einen Feinkostladen. Die ärztliche Versorgung ist im Gebiet nicht abgedeckt. In dieser Hinsicht ist die Lehrter Strasse ein unvollkommenes Wohngebiet und, ist durch einen Mangel an wohnnahen Einrichtungen gekennzeichnet.

## Grün- und Freiflächen

Das Gebiet verfügt über weiträumige Grünflächen in seiner Umgebung, den Fritz-Schloss-Park westlich der Lehrter Strasse, den großen Tiergarten im Süden und den Volkspark Rehberge im Norden. Jedoch sind die beiden zuletzt genannten nicht in einem kleinen Fußmarsch erreichbar und der Fritz-Schloss-Park ist auch nur durch einen informellen Weg, der durch eine Bewohnerinitiative entstanden ist, erreichbar. Trotz der BewohnerInneninitiativen, die zur Errichtung eines Spielplatzes und eines kleinen Parks geführt haben, fehlt es fast gänzlich an Grünflächen im direkten Wohnumfeld (Hofbegrünung).

## Zusammenfassung

Das Wohngebiet der Lehrter Strasse unterscheidet sich wesentlich vom *Stephankiez*, es hat hier schon seit langem eine starke Segregation, vor allem durch eine Clusterbildung von benachteiligter und ausländischer Bevölkerung und gleichzeitiger Abwanderung der besser situierten Bevölkerung, stattgefunden. In dieser Hinsicht ähnelt die Lehrter Straße Gebieten wie dem *Beusselkiez*, jedoch besteht im *Beusselkiez* aufgrund der Nähe zur Turmstraße ein sehr viel höherer Versorgungsstandard, außerdem ist das Gebiet nicht in einer derart isolierten Lage wie die Lehrter Strasse.

### 4.2.3 Planerische Regulationsformen in städtischen Quartieren

Ulrich Janeczek

#### 4.2.3.1 Wichtige herkömmliche Steuerungsinstrumente: Ein Exkurs

#### Sanierung: Rechtlicher Rahmen

Die Sanierung war bei ihren Anfängen seit dem neunzehnten Jahrhundert ein rigides Mittel der Umgestaltung, das nicht nur bessere Lebensbedingungen schaffen sollte, sondern auch dazu diente, die Städte den Vorstellungen der Herrschenden entsprechend zu gestalten.

In der ersten Welle der Sanierungen im Nachkriegsdeutschland, seit den sechziger Jahren, wurden Sanierungen immer noch „radikal“ durchgeführt, das heißt, es wurden Wohnbauten abgerissen, um gegen solche, die neuen städtebaulichen Leitbildern entsprachen, ersetzt zu werden. Doch auf diesem Weg wurden gewachsene Bewohnerstrukturen zerstört. Zudem hatten sich die Bauweisen, die den neuen Leitbildern entsprachen, bald als zumindest ebenso problematisch wie ihre Vorgänger erwiesen.

Seit den 80er Jahren (z.B. Bauausstellung in Kreuzberg) hatte die Sanierung als „behutsame Stadterneuerung“ meist den Anspruch, möglichst viel Vorhandenes zu erhalten und zu verbessern und eine Mitbestimmung der Betroffenen zu realisieren.

Dies findet statt mit Hilfe Instrumenten wie Betroffenenenerörterungen gemäß § 137 BauGB die den Betroffenen ein gewisses Mitspracherecht einräumen. Ein anderes derartiges Instrument, das die Gemeinde bei einer Sanierung - sofern die Erörterung mit den Betroffenen ergab, dass sich durch die Sanierungsmaßnahmen die Lebens oder Arbeitsumstände verschlechtern könnten - anwenden muss, ist die Sozialplanung (§ 180 BauGB). Anzumerken bei diesen beiden Instrumenten der Stadtplanung ist, dass es sich um wichtige Bestandteile von Sanierungen sind handelt. Auffällig ist jedoch, dass Sanierungen an sich schon – nach weit verbreitetem Verständnis - die sozialen Bedingungen verbessern soll, der Gesetzgeber jedoch es für nötig hält, Mittel zu schaffen durch Sanierungen ausgelöste negative Folgen zu mildern. Rechtlicher Anlass, die eigentliche Sanierung durchführen zu können, ist

das Vorliegen von „städtebaulichen Missständen“. Im BauGB sind die städtebaulichen Missstände definiert. Es sind zum einen **Substanzschwächen**; d. h. nach §136 BauGB II Nr.1 ungesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse oder mangelnde Sicherheit der in ihnen wohnenden oder arbeitenden Menschen. Weiterhin gibt es nach §136 II Nr. 2 BauGB städtebauliche Missstände als **Funktionsschwächen**, wenn ein Gebiet erheblich beeinträchtigt ist in Aufgaben, die ihm nach Lage und Funktion obliegen. Im dritten Absatz (§136 III) finden sich Beurteilungsmaßstäbe, welche die Funktionsschwächen, die im Absatz zuvor genannt wurden, konkretisieren. So soll die Funktionsfähigkeit des Gebietes im Hinblick auf verkehrliche Belange, seine wirtschaftliche Situation (Versorgungsfunktion) und seine infrastrukturelle Erschließung (Versorgung auch im Hinblick auf Kultur und soziale Angebote) beurteilt werden. Hierbei wird deutlich, dass im Wortlaut der Gesetzesnorm auf intakte Bewohnerstrukturen, an sich, nicht eingegangen wird.

### *Finanzierung*

Bei der Erneuerung der Infrastruktur finanziert die öffentliche Hand. Dies sind Bund, Länder und Gemeinden, in wechselnden Anteilen. Diese Anteile verschieben sich zu Ungunsten des Bundes, wenn es besondere Interessen wie den Aufbau Ost gibt, oder Denkmalschutzinteressen vorliegen. In Berlin wurden 1996 knapp eine Milliarde Mark öffentliche Mittel eingesetzt. Grundsätzlich sind bei Wohnraum die Eigentümer verpflichtet, zu sanieren und das auch zu bezahlen. Wenn sie es nicht leisten können oder nicht über Mieten wieder finanzieren können, tritt auch hier öffentliche Hand ein. Gewinne der Eigentümer durch die Sanierung können von der Kommune abgeschöpft werden.

### *Stand der Sanierung in Berlin*

In Berlin erging 1992 ein Senatsbeschluss zum ersten Gesamtberliner Stadterneuerungsprogramm. Schon vorher begonnene sog. vorbereitende Untersuchungen wurden abgeschlossen bzw. forciert, und zunächst in Gründerzeitquartieren im Osten wurden Sanierungsgebiete förmlich festgelegt. Der überwiegende Schwerpunkt der Sanierung liegt in den geschlossen erhaltenen, aber bis zur Wende extrem vernachlässigten Ostberliner Gründerzeitquartieren. Es wurden seit der Wende 22 Sanierungsgebiete mit ca. 80. 000 Wohnungen festgelegt (HUCKE und SCHÖNHERR 1997).

Augenscheinlich hinterlässt das Sanieren hier „optisch ansprechende“ Altbauten - dies jedoch in viel größerem Maße, als in einigen Westberliner Gebieten, die ebenfalls über förmlich festgelegte Sanierungsgebiete verfügen, so der Moabiter *Beusselkiez*. Ein Grund hierfür mag das Engagement von Investoren sein. Diese haben in Quartieren, die das Potenzial hatten, zum begehrten Wohnstandort zu werden, schnell und baulich umfassend saniert. Diese Gebiete profitierten außerdem von den steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten (Sonder-AfA) auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Kurzum ist zu sagen, dass sich die Sanierung von einigen Stadtquartieren mit den Interessen der Eigentümer decken kann, auch wenn es sich um förmlich festgelegte Sanierungsgebiete - mit dem Mieterschutz des Sanierungsrechtes - handelt.

### *Fallbeispiel eines Sanierungsgebietes in Moabit: Der Beusselkiez*

Im Moabiter *Beusselkiez* wurde 1994 das Sanierungsgebiet förmlich festgelegt. Es wurde (wie üblich) durch die Gemeinde ein Sanierungsträger, S.T.E.R.N. GmbH,

bestimmt, der treuhänderisch für diese die Maßnahmen koordiniert. Im *Beusselkiez* jedoch kann die Sanierung schon jetzt als gescheitert betrachtet werden<sup>14</sup>.

Es stellt sich die Frage wie es zu diesen unterschiedlichen sichtbaren Ergebnissen von Sanierungen kommt, die nach den gleichen Gesetzen und in unserem Fall sogar durch den selben Sanierungsträger - die S.T.E.R.N. GmbH ist auch Sanierungsträger der Sanierungsgebiete des Prenzlauer Berges – durchgeführt werden. So ist der Erneuerungsbedarf (Wohnungsausstattung) ist im Westen wie im Osten ein sehr ähnlicher gewesen. Unterschiede gibt es jedoch in der sozialen Zusammensetzung und wohl auch im Potenzial der Gebiete begehrter Wohnstandort zu sein. Wenn auch soziale Segregation in erfolgreichen, wie in gescheiterten Sanierungsgebieten vorkommt, ist ethnische Segregation überwiegend im Westen anzutreffen. Das Problem einer Überbelegung von Wohnungen ist ebenfalls nur noch hier so deutlich. Hinzu kommen die großen Unterschiede städtebaulicher Art: In Moabit gibt es viel problematischere funktionale Mischstrukturen und große Industrieflächen zwischen den Wohnvierteln. Im Osten dagegen, die zur Zeit sehr beliebte, gründerzeitliche Gewerbe-Wohnen-Mischung .

### *Fazit zur Sanierung*

Generell wird bei der Sanierung von den Akteuren als Hauptgefahr gesehen, dass eine Verdrängung der angestammten Bewohner stattfindet. Darüber hinaus ist es fraglich, ob in einem Stadtteil eine Sanierung überhaupt „in Gang kommen kann“ (ungeachtet möglicher negativer sozialer Auswirkungen), angesichts

- eines städtebaulich/baulich möglicherweise nicht ausreichenden Potenzials zum bevorzugten Wohngebiet für breite Schichten der Bevölkerung zu werden,
- einer sozialen und ethnischen Segregationstendenz,
- eines möglichen Fehlens von stabilisierenden Bevölkerungsgruppen wie Studenten, jungen Bevölkerungsanteilen etc.,
- einer städtebaulich/stadträumlich problematischen Situation,
- problematischer Bausubstanz; z.B. einfachst ausgeführten Bauten der Nachkriegszeit.

## **Das Instrument der Milieuschutzsatzungen**

### *Rechtlicher Hintergrund*

Die Gemeinde kann gemäss BauGB (§172 BauGB)

- zur Erhaltung der städtebaulichen Eigenart,
- zur Erhaltung der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung sowie
- bei städtebaulichen Umstrukturierungen

ein Gebiet in einem Bebauungsplan oder durch sonstige Satzung, als Erhaltungsgebiet bezeichnen. In dem Gebiet unterliegen Änderungen wie Abbruch und Nutzungsänderung baulicher Anlagen einem Genehmigungsvorbehalt zugunsten der Gemeinde und es können von ihr Mietobergrenzen festgelegt werden. Erhaltungssatzungen finden auch Anwendung im Falle von Sanierungsgebieten während der Sanierung und nach deren Abschluss.

<sup>14</sup> Aussage eines mit dem Quartiersmanagement im *Beusselkiez* (Rostocker Straße) befassten S.T.E.R.N.-Mitarbeiters im Herbst 1999

Die Satzung zum städtebaulichen Ziel der Erhaltung der Wohnbevölkerung wird als sogenannte Milieuschutzsatzung bezeichnet. Zum Erlass einer solchen müsste z.B. die Verdrängung bestimmter Bevölkerungsschichten negative städtebauliche Folgen haben (es handelt sich also nicht um einen grundsätzlichen Schutz von Mietern vor zu hohen Mieten). Dabei wird weiterhin zwischen „erhaltenswerten“-solchen, die sich in der Praxis bewährt haben, nach Ansicht des Gesetzgebers meist „gemischten“. Im Umkehrschluss gibt es „nicht-erhaltenswerte“ mit einer hohen Kriminalität und eher einseitigen Bewohnerstrukturen. (Es steht nur die positive Formulierung in §172 IV BauGB im Gesetz.)

#### *Anwendung in Moabit*

Für den *Stephankiez* und für den *Huttenkiez* (bei letzterem allerdings nur als Übergangslösung bis zur Schaffung einer verbindlichen Bauleitplanung) wurde 1991 eine Erhaltungsverordnung mit Milieuschutz erlassen.

Zuvor war durch eine Studie im *Stephankiez* nachgewiesen worden, dass sich die Bevölkerungsstruktur durch Wohnungsmodernisierungen verändert hatte. Es wurden Mietobergrenzen festgelegt, unterhalb derer keine weitere Veränderung mehr zu erwarten war. Die Mietobergrenzen werden im Zwei-Jahres-Zyklus fortgeschrieben. Der *Stephankiez* war Pilotprojekt für die Anwendung der Erhaltungssatzungen in Berlin.

1998 zeigte eine Untersuchung zur Wirksamkeit, dass die Mietpreisentwicklung deutlich unterdurchschnittlich ist. Im *Stephankiez* bleibt sie sogar hinter dem Mietpiegel zurück.

#### *Fazit für Stephankiez:*

Das Gutachten, auf das Bezug genommen wird (TOPOS STADTFORSCHUNG 1999), versucht auch die Frage zu klären, in wieweit die Mietbegrenzungen überhaupt eingehalten werden.

Auch bei den Wohnungen, die aufgrund einer Ausnahmeregelung modernisiert worden sind, sind die Mieten bzw. Modernisierungszuschläge begrenzt. Ein relativ geringer Anteil der Mieter zahlt zu hohe Mieten (dies ist mit dem schlechten Informationsstand zu erklären: diese Bewohner wissen meist nicht, dass sie in einer milieugeschützten Wohnung leben). Die Grenzen gelten allerdings bei den modernisierten Häusern nur für die Erstbezieher.

Eine Investitionshemmung wurde durch den Milieuschutz befürchtet, lässt sich generell aber nicht nachweisen: die Modernisierung eines Fünftel der Wohnungen seit des Milieuschutzes wird in der Studie als Hinweis auf das Gegenteil angesehen.

Es fand weder eine (weiter zunehmende) Gentrifizierung noch eine „Verslumung“ statt. Erhaltungssatzungen scheinen unter den in unserem Fall gegebenen Voraussetzungen durchaus geeignet, zu verhindern, dass sich das Schichtgefüge der Bevölkerung in einem Stadtviertel einem starken Veränderungsdruck „nach oben“ angleicht, und so die Einkommenschwächeren verdrängt werden.

In Bezugnahme auf unseren Themenbereich der spezifischen sozialen Probleme Moabits, bleibt zu sagen, dass das Instrument der Milieuschutzsatzungen ein relativ irrelevantes darstellt. Denn in der Mehrzahl der Moabiter Wohnkieze, zumindest in denen, auf die sich unser Augenmerk richtet, bestehen schlicht keine Gentrifizierungstendenzen. Es ließe sich allenfalls durch die These, dass die „Abstiegstendenzen“ der von uns betrachteten Teile der Stadt, in direktem Zusammenhang zu ande-

renorts stattfindenden Gentrifizierungen stehen könnten (durch Wanderungsbewegungen), ein Bezug herstellen.

Alexandra Hoorn

#### 4.2.3.2 Aktuelle Probleme ... und Lösungsansätze: Quartiersmanagement im Beusselkiez

Die unterschiedlichen Probleme in Berliner Innenstadtquartieren (auch in Moabit) wurden zum Ziel weiterer politischer Maßnahmen. Die jüngste Initiative des Berliner Senats ist das Programm des ‚Quartiersmanagements‘ zur Revitalisierung sozial problematischer Quartiere. Basis hierfür war die Studie ‚Sozialorientierte Stadtentwicklung‘, das so genannte ‚Häußermann-Gutachten‘, dessen zentralen Aussagen im folgenden vorangestellt werden sollen:

#### Tabelle 5: Ausgangssituation für das Berliner Quartiersmanagement

Die vom Senat für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (SenSUT) in Auftrag gegebene Studie ‚Sozialorientierte Stadtentwicklung‘ (1998) soll die Veränderung in der sozialräumlichen Struktur Berlins seit der Wende darstellen. Es sollten einerseits Gebiete mit besonderem Handlungsbedarf erkannt, andererseits auf diese Analyse aufbauend Empfehlungen für die Stadtpolitik gegeben und ein Vorschlag für ein Monitoring-System erarbeitet werden. Insgesamt 15 Gebiete mit besonderem Handlungsbedarf wurden anhand der Auswertung von amtlichen Statistiken und darauf folgenden Gesprächen mit Experten benannt.

Vor dem Fall der Berliner Mauer gab es in West-Berlin verglichen mit dem Rest der Bundesrepublik relativ wenige hoch segregierte Gebiete, im Ostteil der Stadt war eine starke Mischung der Wohnbevölkerung aufgrund der Wohnungsbelegungs-Politik der DDR gegeben. Die Gebiete mit einer überdurchschnittlichen sozialen Entmischung wurden in vier Gebietstypen zusammengefasst:

- 1.) innerstädtische Altbaugebiete in West-Berlin
- 2.) innerstädtische Altbaugebiete im Ostteil der Stadt
- 3.) Komplexe des sozialen Wohnungsbaus im Westteil und
- 4.) Großsiedlungen in Plattenbauweise am Stadtrand in Ostberlin

Problemgebiete entstehen – so der Ansatz des Gutachtens - vor allem da, wo a) die BewohnerInnen aufgrund der allgemeinen Krise auf dem Arbeitsmarkt und des Sozialstaates sozial absteigen und es b) wegen selektiver Wanderungsbewegungen zu einer verstärkten Konzentration von marginalisierten Bevölkerungsgruppen kommt.

In den als benachteiligt eingestuften Gebieten kann man demzufolge immer wieder die gleichen Merkmale feststellen, die - vor allem, wenn sie zusammen auftreten - zu einer Belastung für alle in diesen Gebieten Lebenden werden können, nicht nur für die Personen, die direkt von Benachteiligung betroffen sind. Eine Folge der Problemanhäufung ist ein verstärkter Fortzug von vor allem Berufstätigen der höheren Einkommensschichten und jungen Familien, die es sich leisten können, in ein ‚besseres‘ Wohnviertel zu ziehen. Die zu beobachtenden Phänomene sind:

- eine prekäre **soziale Lage** der Menschen im Quartier, die sich durch einen überdurchschnittlich großen Anteil von Arbeitslosen (v.a. Langzeitarbeitslosigkeit) und Sozialhilfeempfängern ausdrückt (die Menschen in diesen Gebieten gingen ehemals oft einer Arbeit im produzierenden Gewerbe nach. Es stellt sich oft als problematisch dar, sich auf die Tertiärisierung und den sich damit verändernden Arbeitsmarkt anzupassen.)
- eine hohe **Fluktuation der Wohnbevölkerung**, die bewirkt, dass sich belastbare soziale Kontakte und Nachbarschaftsbeziehungen nicht mehr aufbauen können und somit Konflikte im Quartier schwerer zu bewältigen sind
- eine Konzentration von **marginalisierter und immobilier Bevölkerung** (Arme, Alte, Ausländer...), besserverdienende Personen und Familien mit Kindern (deutsche sowie die bereits integrierte ausländische Bevölkerung) ziehen vermehrt weg
- der **öffentliche Raum erscheint verwahrlost**; Müll, Sperrmüll und Hundekot verunreinigen die Bürgersteige, Hinterhöfe und Baulücken wirken oft wenig gepflegt oder ‚sich selber überlassen‘
- starker **Verkehr** vor allem in den Innenstadtbezirken verursacht Lärm, Gestank und stellt eine Gefahr dar, so dass das Aufhalten im öffentlichen Raum stark eingeschränkt ist

- Spielplätze und Freiflächen (es gibt nur selten genügend **Grünflächen**) sind überbeansprucht, so dass es zu Belästigungen verschiedener Gruppen untereinander kommt (z. B. Alkoholranke, Drogensichtige oder Jugendgangs auf Spielplätzen)
- verstärkte Perspektivlosigkeit bei den Menschen, die ohne Arbeitsplatz oder Lehrstelle sind, was zu sozial auffälligem Verhalten führen kann (Drogen, Prostitution, rivalisierende Gruppen)

Für Berlin kann man zusammenfassen, dass seit Anfang der 90er Jahre die Fluktuation der Wohnbevölkerung in der ganzen Stadt zugenommen hat, dies ist vor allem in den Innenstadtbezirken zu beobachten, wo hauptsächlich junge Menschen und überproportional viele Ausländer zugezogen sind und in relativ kurzen Abständen wieder den Wohnort wechseln. Diese Umzüge sind (wie oben dargestellt) sozial selektiv, d.h. Menschen die es sich ‚nicht leisten können‘ bleiben zurück, während der Teil der Bevölkerung, der eine gewisse Stabilität der Nachbarschaften fördert (junge Familien etc.) die Gebiete verlässt. Dieser Trend hat zur Folge, dass ehemalige Arbeiterwohngebiete um so härter von der in vielen westlichen Ländern zu beobachtenden Arbeitsmarktkrise getroffen werden und sich nicht selten aufgrund des kollektiven Abstiegs zu ‚Arbeitslosenvierteln‘ hin entwickeln. Somit werden diese benachteiligten Gebiete zu benachteiligenden Gebieten für die dort ansässige Bevölkerung. Für den Westteil der Stadt kann man festhalten, dass sich das soziale Profil nicht wesentlich verändert, sich aber die schon früher angelegten Strukturen der Verteilung noch stärker ausgeprägt haben und dieser Prozess noch anhält bzw. sich in Zukunft weiter fortführen wird. Daher ist zu befürchten, dass die soziale Segregation in der Stadt zunehmen wird, falls nicht Maßnahmen angesetzt werden, die diese Negativentwicklung regulieren bzw. stoppen. Wichtig ist, dass schnellstmöglich etwas unternommen wird, denn eine weitere Segregation und der Niedergang der lokalen privaten Infrastruktur bedeutet umso mehr Engagement und Investition in diese Gebiet zu einem späteren Zeitpunkt. Nachbarschaftliche Beziehungen und soziale Netzwerke zu schützen und zu unterstützen, kann allerdings nur erreicht werden, wenn sich die Fluktuation der Wohnbevölkerung in einem überschaubaren Rahmen bewegt. Somit gilt es, die Missstände zu beseitigen, die die Menschen verlassen, das Gebiet zu verlassen und sich in anderen Quartieren niederzulassen.

Im folgenden Kapitel wird das damit im Zusammenhang stehende Quartiersmanagement-Konzept und seine Anwendung in Moabit vorgestellt und in Hinblick auf seine Wirksamkeit kritisch diskutiert

### Quartiersmanagement

Das Konzept des Quartiersmanagements versucht, eine in der Praxis umsetzbare Antwort auf die komplexen Probleme benachteiligter Wohngebiete zu geben. Diese Probleme sind einerseits sicherlich baulicher bzw. stadträumlicher Art, aber nicht ausschließlich durch Sanierungen der Wohnungen und Verbesserungen des Straßenbildes zu beheben. Vielmehr wird eine umfassende Strategie benötigt, die ebenso die sozialen Probleme berücksichtigt und auch diesbezüglich Lösungsansätze erarbeitet (vgl. ALISCH 1998).

Da man in den letzten Jahren die Probleme erkannt und verstärkt thematisiert hat, kommt es nun darauf an, umgehend zu handeln und die Missstände zu beheben oder zumindest deren Auswirkungen so weit wie möglich abzuschwächen. Auf lange Sicht sollen dann die Ursachen nachhaltig bekämpft werden.

Durch eine Stabilisierung der Situation kann man eventuellen finanziellen ‚Folgeschäden‘, die bei einer weiteren Verschlechterung der Lage sicherlich eintreten würden und die Bezirke bzw. Städte stark belasten würden, vorbeugen. Hierunter wären beispielsweise die anhaltenden selektiven Wanderungsprozesse oder eine weitere Erhöhung des Anteils der die von öffentlicher Hilfe abhängigen Personen an der Wohnbevölkerung zu verstehen. Des Weiteren ist es um so schwieriger, soziale Netzwerke wieder aufzubauen, wenn diese schwer geschädigt oder so gut wie nicht mehr vorhanden sind (vgl. im folgenden SenSUT 1998, 1999).

### *Ziele*

Das übergeordnete Ziel ist die Stabilisierung der Gebiete. Es soll ein ganzes Bündel von negativen Entwicklungen, aber hauptsächlich der überproportional große und sich für das Gebiet nachteilig auswirkende Wegzug von jungen Familien größtenteils höherer Einkommensschichten bekämpft werden.

Ein wichtiger Aspekt für ein zufriedenstellendes Zusammenleben in einem Gebiet ist ein gutes Funktionieren der Nachbarschaften. Diese Beziehungen sollen unbedingt gestärkt werden. Hierzu muss ein Dialog zwischen den verschiedenen Gruppen hergestellt werden, oft müssen dazu zunächst Orte geschaffen werden, die Begegnungen ermöglichen.

Die Wohnzufriedenheit muss soweit erhöht werden, dass die Menschen nicht mehr das Gefühl haben, dass in anderen Stadtgebieten oder den Vororten ein Leben um ein vielfaches angenehmer wäre und sie deshalb (meist wegen der Kinder) das Gebiet verlassen wollen. Das „Wohlfühlen“ kann stark verbessert werden, wenn der öffentliche Raum sauberer und sicherer wird, was auch zu einem besseren Image des Gebietes beitragen würde.

Ein in den meisten innerstädtischen Gebieten feststellbares Problem ist eine hohe Arbeitslosigkeit und eine allgemein stagnierende oder sich verschlechternde Stadtteilökonomie. Die lokale Wirtschaft soll gestärkt und gleichzeitig Arbeitsplätze (zum Beispiel über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen) und bessere Möglichkeiten zur Qualifikation und Weiterbildung der BewohnerInnen geschaffen werden.

Die häufig festzustellende ‚Regungslosigkeit‘ der Gebiete und ihrer Bewohner ist zurückzuführen auf mangelndes Vertrauen und Skepsis gegenüber Behörden, Verwaltung und Politik. Die Menschen melden sich nicht mehr zu Wort, da sie sich nicht ernst genommen oder im Stich gelassen fühlen. Diese Resignation resultiert aus einer langanhaltenden Phase der ‚Planung von oben‘ (bis in die 80er Jahre) und vielfacher problematischer Entwicklungen, die sich vor allem in den innerstädtischen Quartieren Berlins nach der Wende verstärkt haben.

Ein Hauptansatzpunkt des Konzeptes Quartiersmanagement ist daher die Motivation der Bevölkerung, sich selbst zu engagieren und für ihre Belange und Interessen stark zu machen. Dafür muss oft das Selbstwertgefühl gestärkt und den Menschen vermittelt werden, dass sie ernst genommen werden und ihr Engagement sich auszahlt, sie also tatsächlich etwas bewegen können.

Zusammenfassend kann man das Ziel des Quartiersmanagements damit charakterisieren, dass eine nachhaltige soziale, wirtschaftliche, städtebauliche und ökologische Entwicklung in die Wege geleitet werden soll. Auf dieser Basis kann aufgebaut werden, den anfallenden Problemen eines Gebietes zu begegnen. Sind die vorhandenen Potenziale eines Quartiers erst stabilisiert oder verbessert und daraufhin organisiert, dann können in Zukunft Probleme besser abgefedert bzw. leichter gelöst werden. Ein wichtiges Merkmal ist, dass ein Quartiersmanagement für jedes Gebiet und sein jeweiliges Potenzial individuell gestaltet sein muss und es keinen anzustrebenden ‚Idealtyp‘ eines Quartiers gibt.

### *Maßnahmen*

Im folgenden sollen die Maßnahmen, die das Quartiersmanagement vornimmt, dargestellt werden (SenSUT 1999):

- Die vorhandenen lokalen Potenziale vom Raum und den Bewohnern sollen genutzt werden (*quartiersbezogen, bewohnerorientiert*). Die schon bestehenden Institutionen und Körperschaften sollen eingebunden werden.

- Es ist wichtig, die Menschen abseits der lokalen Politik zu erreichen. Die Fähigkeiten der Menschen und die schon vorhandenen Aktivitäten sollen gefördert werden. Durch Motivation kann das Selbstwertgefühl der Bevölkerung gesteigert werden und ein verstärktes Interesse zum Engagement aufgebaut werden (*Empowerment*).
- Das Quartiersmanagement ist ein Mittel der Kommunikation und Vermittlung zwischen den verschiedenen Akteuren: den Bewohnern und ihren bestehenden Initiativen und aktiven Gruppen einerseits und den Behörden, der lokalen Politik, Institutionen sowie Gewerbe und Handel andererseits, aber auch denen untereinander. In den Vor-Ort-Büros stellen die jeweiligen Träger des Quartiersmanagements Räume, in denen sich die Akteure informieren und versammeln können, die außerdem mit der nötigen technischen Ausstattung versehen sind (Computer etc.).
- Das Quartiersmanagement soll, ohne ‚von oben herab‘ zu agieren, Projekte initiieren und von der Bevölkerung hervorgebrachte Ideen unterstützen. Vor allem bei der Beschaffung von Sach- und Finanzmitteln muss oft Beistand von sachkundigen Experten geleistet werden. Die Projekte können vielfältigster Art sein: es kann sich sowohl um Wohnumfeldverbesserungen handeln als auch um Aktionen, die die Infrastruktur (soziale, kulturelle oder das Gesundheitswesen betreffend) fördern. Außerdem sollte die lokale Wirtschaft eingebunden und dadurch möglicherweise gestärkt werden.

Ein Beispiel für letzteres ist das in Großbritannien betriebene CCI – community corporate involvement. Lokale Handels- oder Wirtschaftsunternehmen investieren in ein Projekt in ihrem Einzugsbereich. Der Vorteil ist einerseits die Werbung für das Unternehmen und andererseits je nach Investition eventuell steigende Kaufkraft oder zumindest eine positive Auswirkung, die nicht direkt messbar ist: Erhaltung oder Förderung des sozialen Friedens und der politischen Stabilität (SENSUT 1998). Alle diese Maßnahmen sollten nicht allzu großen Umfangs sein, vielmehr sind es die kleinen überschaubaren Projekte, die der Bevölkerung deutlich ‚einsehbar‘ erscheinen, die den gewünschten Erfolg nach sich ziehen. Wichtigste Basis für die erfolgreiche Arbeit ist das Vertrauen der Bürger, was zunächst gewonnen werden muss. Ist dieser erste Schritt getan, kann das Büro der Quartiersmanagers als Kontaktbörse und Anlaufstelle für die Kiezbewohner fungieren (vgl. Tabelle 6).

#### *Der öffentliche Diskurs in Berlin*

Die gutachterliche Darstellung bestimmter Quartiere als Problemgebiete und die darauffolgenden öffentlichen Diskussionen wurden von der Wohnbevölkerung und den bestehenden Initiativen oft als verbale Abwertung der Wohngebiete gesehen und scharf kritisiert. Die in der Studie vertretene Auffassung von einem ‚Abrutschen‘ oder ‚Kippen‘ der Gebiete wurde von den dort lebenden Menschen nicht immer geteilt, vielmehr empfanden einige den Bericht als eine Zerstörung des Rufs und des Images. Auch im fachlichen Diskurs blieb das Gutachten aufgrund seiner Methodik, Indikatorenauswahl und den darauf basierenden relativ weitreichenden Schlussfolgerungen umstritten.

Auch zeigte sich die Bevölkerung relativ skeptisch gegenüber dem daraufhin eingerichteten Quartiersmanagement. Es wurde teilweise befürchtet, dass die Einrichtung dieser Maßnahme ein Aussetzen der Erhaltungsverordnung (Milieuschutz) zur Folge haben könnte.

Eine andere Befürchtung war, dass das zunächst auf ein Jahr befristete Projekt aufgrund der Kürze überhaupt keine Verbesserungen erreichen konnte, dass außer-

dem zuvor eine um ein vielfach größere Summe in den Gebieten eingespart worden war und es sich nun lediglich um eine ‚kosmetische Maßnahme‘ handeln würde. In Berlin stand für die ersten drei Jahre ein Summe von jährlich etwa DM 300.000 für jedes der zunächst 15 eingerichteten Vor-Ort-Büros zur Verfügung, wovon der Großteil für Miete, Bezahlung und feste Kosten aufgingen, so dass vereinzelt nur eine sehr kleine Summe wirklich für Projekte nutzbar war.

Man bemängelte außerdem, dass Verantwortung, die eigentlich in der öffentlichen Hand lag nun auf die Wohnbevölkerung abgeschoben werden sollte.

### **Tabelle 6: Anforderungsprofil für einen Quartiersmanager**

Die Qualitäten eines Quartiersmanagers lassen sich am besten anhand der in einem Exposé des Berliner Senats zusammengefassten erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen von potentiellen Bewerbern darstellen (SenSUT 1999). Hierbei wird auch deutlich, mit welchen verschiedenen Bereichen sich das Quartiersmanagement befasst und wie komplex die Anforderungen an die Tätigkeit sind:

- Erfahrung im Projektmanagement (Projektentwicklung, Planung, Finanzierung, Erfolgskontrolle)
- Kenntnisse und Erfahrung in sozialer Ökonomie / social marketing
- Umfassende Kenntnisse der Gegebenheiten, Problemstrukturen und Akteure vor Ort
- Kenntnisse der sozial- und arbeitsmarktpolitischen Rahmenbedingungen und Förderinstrumente, der Instrumente der Wirtschaftsförderung
- Überblick über die relevanten Programme und Fördermöglichkeiten des Landes,
- des Bundes und der EU
- Kenntnisse in Planungs-, Baurecht und Mietgesetzgebung

Zusätzlich werden folgende Kenntnisse gefordert:

- Moderation
- Konfliktmanagement
- Methoden der BewohnerInnenaktivierung und –beteiligung
- Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (d.h. Kommunikation nach außen aber auch in das Quartier hinein)

Als fragwürdig gilt auch, ob die hochgesteckten Ziele des Quartiersmanagements mit den wenigen zur Verfügung stehenden Finanzmitteln und einer so kurzen Laufzeit (in Berlin sind zunächst 3 Jahre veranschlagt) erreicht werden können, ob es nicht vielmehr nur „ein Tropfen auf den heißen Stein“ ist und die Probleme in den innerstädtischen Gebiete nicht zu kompliziert oder komplex sind, als dass sie von einer Hand voll Quartiersmanagern mit minimaler Ausstattung bewältigt werden können. Auch wird sich erst noch zeigen müssen, ob es möglich ist, in dem gewünschten Maße die Vernetzung und Koordination zwischen den Gruppen und Akteuren zu schaffen.

Eine ständige umfassende Evaluation der Ergebnisse des Quartiersmanagements, die allerdings schwer messbar sind, ist wichtig, damit man schnell und flexibel Veränderungen vornehmen kann und sich noch besser auf die Gegebenheiten des Kiezes einrichten kann. Auch hier werden Defizite befürchtet.

Als problematisch wird manchmal auch die Tatsache angesehen, dass die Büros, die das Quartiersmanagement durchführen, oft schon vorher im Gebiet präsent waren, beispielsweise die S.T.E.R.N. – Gesellschaft für behutsame Stadterneuerung, die in Moabit schon seit Anfang der 90er Jahre gebietsbeauftragt war und dort nun das Quartiersmanagement durchführt. Von Vorteil ist sicherlich die gute

Kenntnis des Gebietes und seiner Bürger, es können sich aber auch Nachteile aus der langen Präsenz im Gebiet ergeben.

Matthias Naumann

### Quartiersmanagement im Kontext neoliberaler Stadtpolitik

Die Einführung des Quartiersmanagement in 15 Berliner „Problemkiezen“ wurde von einer kontroversen Debatte begleitet. Verschiedene PolitikerInnen, StadtforscherInnen und StadtteilaktivistInnen kritisierten dabei nicht nur die konkreten Projekte und praktischen Umsetzungen des Quartiersmanagements (siehe vorheriger Abschnitt), sondern auch den politischen Paradigmenwechsel, der sich – so die KritikerInnen- von der Idee der sozialen Stadterneuerung verabschiedet.

Im folgenden werden thesenartig einige der Kritikpunkte am Quartiersmanagement erläutert sowie Alternativen aufgezeigt:

- **Quartiersmanagement ist nur symbolische Politik.** Selbst Hartmut Häußermann, der Verfasser der Studie auf die sich das Quartiersmanagement bezieht, schreibt, dass Quartiersmanagement nicht mehr als eine symbolische Aktion ist und bestehende Strukturen nicht ersetzen kann (RADA 1998b). Ulrike STEGLICH beschreibt das Programm als eine „Zauberformel“, das nicht in der Lage ist, einen wirksamen Schutz vor steigenden Mieten zu garantieren. Es sei schizophren, so STEGLICH, dass der Senat lokale Initiativen in den Kiezen fördern möchte, während anderswo bestehenden Projekten die Unterstützung gestrichen wird. Das Quartiersmanagement stelle somit das „Ende der sozialen Stadterneuerung“ dar und sei ein „Ablenkungsmanöver“ von den realen Problemen (STEGLICH 1998).
- **Quartiersmanager sind nicht demokratisch legitimiert.** Bei der Ausschreibung für das Quartiersmanagement in den Kiezen haben die Betroffenen kein Mitspracherecht. Wieder einmal mehr, wird anderswo entschieden, wie die „endogenen Potenziale des Viertels“ geweckt werden können. So sind Konflikte mit den lokalen Stadtteilinitiativen vorprogrammiert. BewohnerInnen des Arnimplatzes in Prenzlauer Berg protestierten dagegen, dass ihr Kiez als „Problemgebiet“ bezeichnet wird und setzten statt des geplanten Quartiersmanagements, die seit langem geforderte Ausschreibung als Milieuschutzgebiet durch (MOLLE 1999). Am Boxhagener Platz in Friedrichshain gingen die Konflikte zwischen Anwohnerinitiativen und Quartiersmanagern soweit, dass die dortigen Stadtteilaktivisten eine Zusammenarbeit mit den Quartiersmanagern strikt ablehnen (AM ORDE 1999)
- **Das Quartiersmanagement hat falsche Themensetzungen.** Eine Kritik am Programm bezieht sich darauf, dass beim Quartiersmanagement der Wegzug von Besserverdienenden mehr berücksichtigt wird als die Problematik steigender Mieten. So kritisierte die „Betroffenenvertretung Helmholtzplatz“, dass die Quartiersmanager von S.T.E.R.N. die Probleme des Kiezes in einer Zukunftskonferenz ermitteln möchte, die „seit Jahren in der Diskussion (sind) und auch die Forderungen der BewohnerInnen sind seit Jahren bekannt und warten auf ihre Einlösung“ (BETROFFENENVERTRETUNG HELMHOLTZPLATZ 2000).
- **Das Quartiersmanagement verwendet pauschal den Anteil von Nicht-Deutschen als Äquivalent für soziale Probleme.** Die Stadtsoziologin Karin BAUMERT kritisiert (BAUMERT 1998), dass in der Studie von Häußermann ein hoher AusländerInnen als gleich bedeutend mit sozialen Problemen gesetzt wird. Wohin solche Pauschalisierungen führen zeigen die rassistischen Ausfälle einiger CDU-Politiker, die verlangten „Deutschland muss in Kreuzberg wieder erkennbar sein“.

- **Das Quartiersmanagement steht für eine Abkehr von der sozialen Stadterneuerung.** In einer Sonderausgabe des Berliner „Mieterecho“ widmeten sich mehrere AutorInnen dieser Kritik. Chaim REICH sieht im Quartiersmanagement nicht einen Versuch zur Unterstützung sozial Degradierter, sondern eine Verbesserung des „Standortes Nachbarschaft im Sinne der unternehmerischen Stadt“ (REICH 1998). Der Berliner Sicherheitsexperte Volker EICK schreibt: „nicht die Interesse der BewohnerInnen sind wichtig, sondern die intensive Durchsetzung von Profit- und Law- und Orderinteressen“ (EICK). Für die grüne Abgeordnetenhausvertreterin Ida SCHILLEN ist das Quartiersmanagement die Etablierung eines Modells lokaler Politik, dass öffentliche Aufgaben an private und lokale Träger wegdelegiert (RADA 1998). So ist es nur natürlich, wenn „einige KritikerInnen das Quartiersmanagement ein gut inszeniertes Beruhigungsmittel nennen, das nur die Symptome behandelt und längst aufgegeben hat, die Gründe für diese Entwicklung zu verändern“ (RADA 1999).

Vor dem Hintergrund dieser Kritik sind die Erfolgsaussichten des Quartiersmanagements kritisch zu beurteilen. Es stellt sich die Frage, ob das Programm nicht nur eine weitere- medial aber gut verkaufte- Kürzung im sozialen Bereich darstellt. Wie unter diesen Umständen den BewohnerInnen von Problemgebieten geholfen werden kann, ist mehr als fraglich.

#### Alternativen zum Quartiersmanagement

Eine grundlegende Kritik am Quartiersmanagement wirft die Frage nach Alternativen auf. Wie kann denn stattdessen die Entwicklung in Vierteln mit massiven sozialen, ökonomischen und städtebaulichen Problemen positiv beeinflusst werden?

An aller erster Stelle einer nachhaltigen, d.h. eine auf lange Sicht stabilisierenden, Entwicklung von Quartieren steht eine ausreichende soziale Grundsicherung der BewohnerInnen. Die Unabhängigkeit von ganz ökonomischen Zwängen ist notwendige Bedingung für Verantwortungsbewusstsein und ehrenamtliches Engagement im Stadtteil. Dies wird dadurch belegt, dass viele Befragte „Keine Zeit“ als Begründung für mangelndes ehrenamtliches Engagement angaben. So lange die BewohnerInnen mit sinkenden Löhnen und massiver Arbeitslosigkeit zu kämpfen haben, bleibt für freiwilliges Engagement nur wenig Kraft und Zeit. Zwangsmaßnahmen, wie die Verpflichtung von SozialhilfeempfängerInnen zu gemeinnützigen Tätigkeiten, sind nicht dazu geeignet, die Bereitschaft für ein Engagement zu wecken. SozialhilfeempfängerInnen werden dadurch zu billigen Arbeitskräften degradiert und entmündigt.

Konkrete Vorschläge für eine „soziale Grundsicherung“ wären eine, in den Protesten gegen die Sozialkürzungen 1996 erhobene Forderung nach einem monatlichen „Existenzgeld“ von 1.500 Mark (zuzüglich Miete) oder der Schutz vor Mietsteigerungen.

Die Potenziale eines Stadtquartiers zu wecken, impliziert eine Stärkung der Partizipationsmöglichkeiten für die BewohnerInnen. Die Menschen im Stadtteil müssen die Kontrollmacht über ihr Viertel besitzen. Das Gefühl, die Entwicklungen im Stadtteil wirklich selbst beeinflussen zu können, würde vielen Menschen Anreiz geben, sich in die Angelegenheiten, die ihren Stadtteil betreffen, auch einzumischen. Staatliche Institutionen sollten sich einer Selbstbindung an die Quartiersöffentlichkeit verpflichten. Die Erfahrungen zeigen, dass nur wenn aus Bürgerbeteiligungsverfahren auch verbindliche Entscheidungen folgen, lässt sich die Politikverdrossenheit im Viertel bekämpfen. Dies bedeutet aber nicht nur umfassendere Mitspracherechte von Betroffenenvertretungen und Stadtteilinitiativen – wobei das „Tiergartener Modell“ der Bürgerbeteiligung bereits positive Ansätze enthält -

sondern auch die generelle Stärkung der Entscheidungsgewalt und der finanziellen Ausstattung der Stadtbezirke. Die Bezirksreform des Berliner Senats geht in eine andere Richtung. Trotz Bürgerbüros wird eine gewünschte Dezentralisierung dadurch nicht erreicht, sondern im Gegenteil den StadtteilbewohnerInnen noch in viel stärkeren Maße das Gefühl geben, von Entscheidungsprozessen ausgeschlossen zu sein.

Eine Beteiligung der BewohnerInnen schließt zudem den wirksamen Schutz vor steigenden Mieten ein. Nur wenn es eine Sicherheit gibt, im Viertel auch bleiben zu können, sind Motivationen zu ehrenamtlichen Tätigkeiten erfolgreich. Auch in Moabit ist die Miethöhe für viele Haushalte ein entscheidenderes Problem als fehlende Spielplätze. Die Forderungen nach langfristigen Mietobergrenzen von Stadtteilinitiativen und Mieterorganisationen stoßen jedoch schon seit langem auf die Ablehnung des Berliner Senats. Das Argument, dass Mietobergrenzungen ein Hemmnis für Investitionen darstellen, ist Ausdruck einer zutiefst unsozialen Politik. In dieser Logik ist nicht die Lebensqualität der BewohnerInnen, sondern eine steigende Profitrate das anzustrebende Ziel.

Die mangelnde Einbindung von ausländischen BewohnerInnen ist ein ernstes Problem für die Entwicklung eines Quartiers. Einem steigenden Anteil nicht-deutscher BewohnerInnen steht nach wie vor eine geringe Beteiligung im Stadtteil gegenüber. Auch hier könnten politische Entscheidungen positive Impulse geben. Eine rechtliche Gleichstellung von MigrantInnen durch eine liberalere Staatsbürgerschaftsregelung oder durch eine Legalisierung von bisher kriminalisierten Formen des Aufenthalts würde einen ersten Schritt zur Einbindung von AusländerInnen bedeuten. Populistische Parolen wie „Kinder statt Inder“ oder „Deutschland muss in Kreuzberg wieder erkennbar sein“ sind nicht jedoch dazu geeignet, Resentiments zu bekämpfen. Im Gegenteil: Rassistische Stimmungen werden durch PolitikerInnen jeglicher Couleur geschürt, um dann von den WählerInnen im Stadtteil praktisch umgesetzt zu werden. So ist die weitverbreitete Fremdenfeindlichkeit im *Beusselkiez* letztlich Resultat des institutionellen Rassismus und der Stigmatisierung von AusländerInnen durch Medien und PolitikerInnen.

Eine nachhaltige Entwicklung in den sogenannten Problemkiezen der Stadt erfordert einen generellen politischen Paradigmenwechsel: weg von der Realisierung prestigeträchtiger Großprojekte, wie dem Potsdamer Platz oder den diversen Hauptstadtplanungen, hin zu einer kleinteiligen Förderung der Kieze der Stadt.

Die hier angeführten Vorschläge funktionieren nur unter einer Voraussetzung: einer Umverteilung von oben nach unten. Ohne diese sind alle Programme, und seien sie auch noch so gut gemeint, zum Scheitern verurteilt. Der Sparpolitik des Senats muss entgegengehalten werden, dass endogene Potenziale im Kiez nicht umsonst zu haben sind. So lange der Staat bzw. die Stadt selbst soziale Verantwortung wegdelegiert, wird sich auch in den Problemquartieren kein Verantwortungsbewusstsein entwickeln.

## 5 Bewohnerbefragung Moabit 2000: Die Untersuchungsergebnisse

Im folgenden wird die erste Datenauswertung nach der Erhebung dokumentiert. Die Analysen wurden in drei thematische Blöcke zerlegt, um einem Untersuchungsfeld mit vielfältigen Interdependenzen und hoher Komplexität eine nachvollziehbare Struktur zu geben. Dies hat den weiteren Vorteil, dass je nach Interessenlage einzelne Kapitel auch selektiv gelesen werden können. Inhaltliche Überschneidungen sollten zwar bei der Analyse weitgehend umgangen werden. Gewisse Schnittmengen lassen sich aber naturgemäß nicht vermeiden.

Alexandra Hoorn

### 5.1 Identifikation mit Kiez oder Stadtteil

Wie in der theoretischen Betrachtung bzw. in anderen empirischen Untersuchungen deutlich wurde, ist ein grundlegender Aspekt von Identifikation und Ortsbindung in Großstädten die Bindung an ein abgegrenztes kleineres Gebiet, an ein Viertel oder Quartier, wobei die Bedeutung dessen mit der Größe der Stadt zuzunehmen scheint. Der Mensch sucht damit offensichtlich nach einem Ersatz für den Verlust des gesamtstädtischen Überblicks und damit auch der Möglichkeit, sich mit dem kompletten großstädtischen Raum zu identifizieren. Für eine Stadt von der Größe Berlins kann man also davon ausgehen, dass diesem 'Kiezsgefühl' für die Quartiersbewohner eine besonders große Bedeutung zukommt. Den Aspekt der Ortsbindung an die nähere Umgebung gilt es im Folgenden zu untersuchen.

Ziel dieses Kapitels soll es sein, herauszuarbeiten, inwiefern sich die BewohnerInnen Moabits mit ihrem Stadtteil oder Wohngebiet identifizieren und welche Unterschiede sich in Form und Intensität der Ortsbindung zwischen den verschiedenen Kiezen und Personengruppen feststellen lassen. Die Untersuchungsmethode soll eine Verknüpfung der Dateninterpretation der standardisierten Befragung einerseits und eines Videofilms - gedreht von einer Projektgruppe - auf der anderen Seite sein. Diese qualitative Befragung der Moabiter Bewohner war als Ergänzung und praktische Vertiefung des Themas Identifikation konzipiert. Abschließend soll dargestellt werden, wie Ortsbindung gezielt durch Planung geschaffen und unterstützt bzw. das Identitätsbewusstsein der Wohnbevölkerung als Potenzial des Gebiets konstruktiv genutzt werden kann.

#### 5.1.1 „Heimweh“ nach Moabit?

Die in der Untersuchung gestellte Frage, ob man sich nach Moabit zurücksehnen würde, wenn man für längere Zeit an einem anderen Ort außerhalb Moabits wohnen müsste, kann man als eine direkte Aussage über die Bindung der Menschen an ihren Wohnort interpretieren, wie auch GEBHARDT und SCHWEIZER (1995)

anmerken: Ortsbindung liegt demnach dann vor, wenn „eine Person ihren Wohnsitz freiwillig an einem Ort behalten möchte“ (S.27).<sup>15</sup>

Auffällig ist hier, dass die Antworten in den vier Untersuchungsgebieten deutlich unterschiedlich ausfielen. Während im *Beusselkiez* und im *Stephankiez* die Anzahl der Leute, die Moabit vermissen würden, bei etwa einem Drittel lag, gaben im *Lehrter Kiez* 46% und im *Westfälischen Viertel* sogar über die Hälfte (58%) an, sie würden in genannter Situation ein **Gefühl von Heimweh** verspüren (vgl. Tabelle 7).

**Tabelle 7: „Heimweh nach Moabit“**

Frage: „Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie müssten längere Zeit an einem anderen Ort außerhalb von Moabit wohnen. Glauben Sie, Sie würden sich manchmal nach Moabit bzw. Ihrem Kiez hier zurücksehnen?“

		Kiez				Gesamt
		Beusselkiez	Stephankiez	Lehrter Kiez	Westfälisches Viertel	
"Heimweh" nach Moabit?	ja	32,0%	39,2%	46,3%	57,7%	42,4%
	nein	50,5%	51,3%	45,0%	29,1%	45,1%
	weiß ich nicht	17,5%	9,5%	8,8%	13,1%	12,5%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

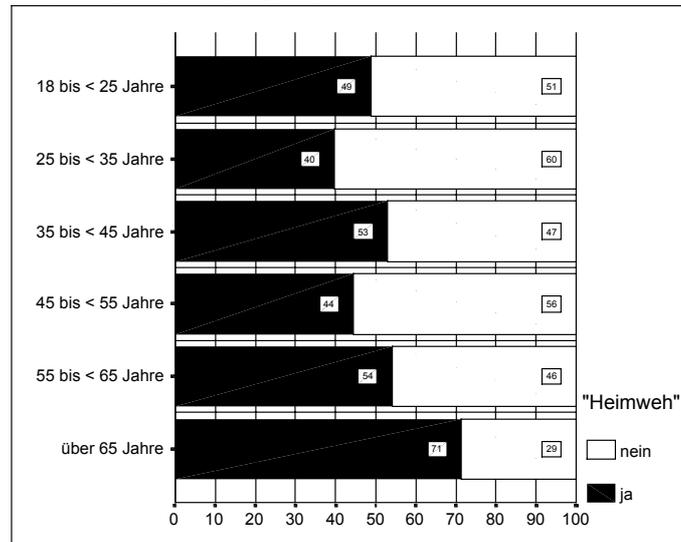
Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Wie zu erwarten war, besteht ein starker Zusammenhang zwischen Ortsbindung und dem Alter. Folgende Abbildung verdeutlicht, dass mit ansteigendem Alter die Anzahl der Personen durchschnittlich zunimmt, die sich nach Moabit zurücksehnen würden. Ältere Menschen sind weniger mobil und flexibel und haben besondere Ansprüche an ihr Wohngebiet, zudem ist über die Jahre oft eine enge Verbundenheit durch die Verknüpfung von Erlebnissen und Erfahrungen (im Raum) mit dem Raum entstanden.

<sup>15</sup> Ortsbindung hängt in verschiedener Stärke von **Einflussfaktoren** ab, die das Gefühl der Verbundenheit mit einem Raum beeinflussen können. Zu nennen wären hier die Wohndauer und das Alter als Faktoren, die unvermittelt Einfluss nehmen. Allerdings lässt sich auch eine gewisse Korrelation mit anderen Faktoren nennen, die nicht direkt das Gefühl der Verbundenheit beeinflussen, aber dennoch eine deutliche Verbindung zur Identitätsbildung der Anwohner herstellen und einen Bezug auf die Theorie der 'Typisierung lokaler Ortsbindung' (vgl. GEBHARDT und SCHWEIZER, S.35f) und deren Interpretation zulassen. Dies könnte die Stellung im Lebenslauf, der soziale Status oder der Ort des Arbeitsplatzes sein. Vor allem aber scheinen dies jegliche Faktoren zu sein, die Einfluss auf die sozialen Kontakte und nachbarschaftlichen Bindungen nehmen.

**Abbildung 16: Auswirkung des Alters auf die Ortsbindung**

Frage: „Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie müssten längere Zeit an einem anderen Ort außerhalb von Moabit wohnen. Glauben Sie, Sie würden sich manchmal nach Moabit bzw. Ihrem Kiez hier zurücksehnen?“

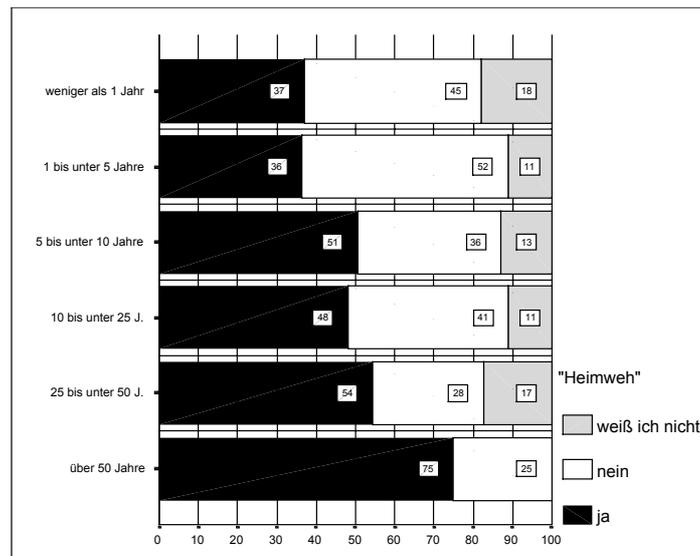


Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Durch eine gezielte Betrachtung der Wohndauer kann man dieses Phänomen noch einmal verdeutlichen. Tendenziell verspüren die Menschen mit längerer Wohndauer ein stärkeres Gefühl von Verbundenheit mit dem Kiez. Abbildung 17 zeigt, dass die Mehrheit der Personen, die schon länger als zehn Jahre im Gebiet wohnen Heimweh nach Moabit hätten, neu Hinzugezogene dahin weit weniger häufig.

**Abbildung 17: Einfluss der Wohndauer auf Ortsbindung in Moabit**

Frage: „Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie müssten längere Zeit an einem anderen Ort außerhalb von Moabit wohnen. Glauben Sie, Sie würden sich manchmal nach Moabit bzw. Ihrem Kiez hier zurücksehnen?“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Interessant ist auch eine Einteilung der befragten Personen in **deutsche und türkische Staatsangehörige**<sup>16</sup>. Auf Grund der relativ geringen Fallzahl sind aber die weiteren Ausführungen eher als die Darstellung eines Trends denn als genaue Aussage anzusehen. In allen Kiezen - mit Ausnahme des *Beusselkiezes* - wurde von den türkischen Bewohnern öfter angegeben, dass sie gegebenenfalls Heimweh nach Moabit hätten<sup>17</sup>. Hieraus lässt sich vermuten, dass diese Gruppe auf Grund intensiverer persönlicher Kontakte in der Nachbarschaft und besser funktionierender interner sozialer Gruppenstrukturen eine intensivere Bindung an Moabit und ihren Kiez verspüren.

Der Grund für insgesamt **mehr positive Antworten in der Lehrter Straße und im Westfälischen Viertel** kann nur zum Teil auf die Entstehungsgeschichte und bauliche Struktur dieser Kieze zurückgeführt werden. Es gilt weiter zu untersuchen, welche sonstigen Faktoren hierauf Einfluss nehmen. Entscheidend sind sicherlich die sozialen Kontakte im Haus und im näheren Wohnumfeld sowie die Tatsache, ob man Freunde oder Verwandte im Kiez hat und seine Freizeit dort zufriedenstellend gestalten kann. Durch einen weiten Bekannten- und Freundeskreis kann sich ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln sowie ein „Vertrauen in den Raum“ und seine Bewohner aufgebaut werden. Aber auch funktionale oder ästhetische Merkmale sowie das Image eines Kiezes können die Ortsbindung beeinflussen.

Für die **Lehrter Straße** kann man eindeutig sagen, dass die Intensität der sozialen Kontakte höher ist als in anderen Moabiter Quartieren. Wie in Kapitel 5.2.1 dargestellt, ist dort der Anteil der Personen, deren wichtigste Bezugsperson im Kiez wohnt und die auch weitere Freunde und Verwandte in Moabit haben, sehr hoch. Hieraus lässt sich direkt ableiten, dass auf Grund persönlicher Kontakte und emotionaler Beurteilung ein hoher Grad '**sozialer bzw. emotionaler Ortsbindung**' (vgl. Kapitel 3.3.3) besteht.

Der relativ hohe Grad von Ortsbindung im **Westfälischen Viertel** hingegen lässt sich anhand der Daten nicht zufriedenstellend mit 'sozialer Ortsbindung' erklären. Hier zeigt sich, dass zwar ein großer Anteil der Befragten auch Freunde und Verwandte in Moabit hat, bei der Frage nach der wichtigsten Bezugsperson fällt aber auf, dass die Befragten hier stärker gesamtstädtisch orientiert sind als in den anderen Kiezen. Man kann also davon ausgehen, dass die BewohnerInnenstruktur und die Ausstattung des *Westfälischen Viertels* sich von denen im *Lehrter Kiez* unterscheiden und in anderer Weise Einfluss auf das Gefühl der inneren Verbundenheit mit dem Kiez nehmen. Als Bindungspotenziale gelten hier vermutlich neben den sozialen Kontakten auch die Ausstattung des Gebietes, wobei als Qualitätsgewinn für das Quartier folgende Merkmale gewertet werden können: die relativ gute Bausubstanz und Wohnungsausstattung, Anbindung ans Spreeufer als 'grüne Lunge' in fußläufiger Entfernung, eine höhere und auch gut gemischte Sozialstruktur (beginnende Gentrification), die innere Geschlossenheit und die Abgrenzung zu den anderen Kiezen bei gleichzeitiger Nähe zum Dienstleistungszentrum Spreebogen und zum Hansaviertel.

<sup>16</sup> Eine Konzentration auf türkische Staatsangehörige erfolgt deshalb, weil sie die quantitativ am stärksten vertretene Gruppe ausländischer Bevölkerung in den Untersuchungsgebieten darstellen. Insgesamt konnten 53 türkische Staatsangehörige befragt werden, d.h. die Fallzahl für die einzelnen Gebiete ist gering.

<sup>17</sup> Die Werte liegen zwischen 11 und 18 Prozent-Punkten über der Nennung der deutschen Bevölkerung.

Auch scheinen die Faktoren **Bildung und sozialer Status** hier Einfluss zu nehmen. Die Bewohner des *Westfälischen Viertels* verfügen im Durchschnitt über ein weit höheres Einkommen als diejenigen in den anderen Moabiter Quartieren: über 50% der Haushalte haben ein Nettohaushaltseinkommen von über 3.000 DM monatlich, während der Moabiter Durchschnitt bei etwa 37% liegt. Im *Lehrter Kiez* beträgt dieser Anteil 40%, während er im *Beusselkiez* mit nur 20% stark unterdurchschnittlich ist (Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000). Eine ungleiche Verteilung kann man auch bei den Schulabschlüssen feststellen: der Anteil der Personen mit Allgemeiner Hochschulreife oder Fachhochschulreife liegt im *Stephankiez* im Moabiter Mittel von etwa 50%, im *Beusselkiez* dagegen 6%-Punkte und in der Lehrter Straße sogar 13%-Punkte unter dem Durchschnitt, während die BewohnerInnen des *Westfälischen Viertels* sogar zu 62%, also überdurchschnittlich häufig eine höhere Schulbildung haben (Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000). Die beteiligten Gruppen (häufig die klassischen „Gentrifier“) weisen generell eine relativ hohe Mobilität auf, ihre Kontaktpersonen finden sich eher über den gesamten Stadtraum verteilt als nur im eigenen Kiez, weshalb die Menschen weniger auf soziale Kontakte in der Nachbarschaft angewiesen sind. Der relativ hohe Grad an Identifikation lässt sich also stärker auf funktionale Ausstattungsmerkmale und die physiognomische Beschaffenheit des Raumes, aber auch auf die Nähe ähnlicher, sozial gehobener Schichten zurückführen.

Entgegen der Erwartungen konnte bezüglich der Lage des Arbeitsplatzes bzw. der Ausbildungsstätte und Ortsbindung kein eindeutiger Zusammenhang festgestellt werden. Obwohl „Arbeiten im Kiez“ bedeutet, dass man einen Teil seines Lebensmittelpunktes im Kiez oder im Gebiet hat, scheint dieser Faktor nicht zwangsläufig großen Einfluss zu nehmen.

### 5.1.2 Zufriedenheit mit der Wohnsituation

Ortsbindung baut sich auf, wenn zwischen den **Bindungsansprüchen**, die die BewohnerInnen eines Gebiets an das Quartier als Wohnstandort stellen und dem **Bindungspotenzial**, d.h., den Ausstattungsmerkmalen, die der Raum bietet, ein für das Individuum zufriedenstellendes Gleichgewicht herrscht (siehe Kapitel 3.3.3). Der Mensch braucht diese Balance um den Standort als 'sein Wohngebiet' und letztlich als 'seinen Kiez' (hier ist die Fokussierung auf den Begriff Kiez als ein in seiner Größe überschaubares Gebiet mit individuellem Charakter, das ein gewisses Heimatgefühl vermittelt) anzusehen. Ist durch eine große Diskrepanz zwischen den zwei Faktoren das nötige Maß an Identifikation nicht gegeben, besteht die Gefahr, dass die Menschen, die es sich finanziell leisten können, in ein anderes Gebiet ziehen, welches ihren Ansprüchen eher gerecht wird. Besondere Ansprüche an den Raum stellen ältere Menschen und Familien, da sie auf Grund der eingeschränkten Mobilität stärker von der näheren Umgebung abhängig: ÖPNV-Anbindung, gesundheitliche Versorgung, Einkaufsmöglichkeiten, Grünflächen, Spielplätze etc. Im Gegensatz zu Senioren sind aber Familien häufig noch eher in der Lage, ein Wohngebiet zu verlassen, wenn ihren Ansprüchen dort nicht mehr Rechnung getragen wird. Mit solchen selektiven Wanderungen setzt der Vorgang der sozialräumlichen Segregation mit seinen negativen Folgen ein, der generell abgeschwächt werden sollte.

Bei Angaben über die Zufriedenheit und störende Dinge in Moabit lassen sich deutliche Parallelen zu den Aussagen über Heimweh in den verschiedenen Kiezen feststellen. Allgemein sind offenbar überall zahlreiche störende Faktoren vorzufinden. Im *Beusselkiez* finden sich die meisten Beschwerden: Hier gaben nur etwa

11% an, dass sie rundum zufrieden sind, dies sind halb so viele wie in den drei Vergleichsgebieten (zwischen 20 und 23%) und im Moabiter Durchschnitt von 21,5%.

Wo liegen die **Probleme Moabits** in den Augen der BewohnerInnen?

Einen ersten Einblick können die **Ergebnisse einer videogestützten qualitativen Befragung** geben: Es wurden Bewohner Moabits zu ihrem 'Leben in Moabit' befragt. Ziel war es, von den Menschen direkt etwas über die lokale Zugehörigkeit zu erfahren. Es wurden folgende bewusst sehr offene Leitfragen gestellt, aus denen Gespräche entstanden, die ein erstes Bild der Identifikation und Ortsbindung in Moabit vermittelten:

- Fühlen sie sich als Moabiter?
- Was gefällt ihnen gut und was weniger gut an Moabit?
- Was könnte man ihrer Meinung nach verbessern?
- Würden sie gerne wegziehen? Wenn ja, wohin?

Auf Grund der Vorgehensweise ist diese Befragung zwar nicht als repräsentativ anzusehen. Dennoch stellt sie einen qualitativen Beitrag dar, in dem die BewohnerInnen selbst zur Sprache kommen, und vermag es daher, die standardisierte Befragung sinnvoll zu ergänzen.<sup>18</sup> Es ließ sich feststellen, dass vor allem die Menschen, die schon länger in Moabit wohnen und von diesen verstärkt ältere Personen eine intensive Bindung an ihren Stadtteil verspüren, selbst wenn von ihnen Probleme aufgezeigt und teilweise Dinge stark kritisiert werden. Jüngere Menschen und hier vor allem die erst in den letzten Jahren Hinzugezogenen verspüren ein weit weniger intensives Gefühl der Zugehörigkeit, sie fühlen sich eher auf den gesamten Stadttraum bezogen als ‚Berliner‘. Von diesen Personen kann sich auch ein höherer Anteil vorstellen, aus Moabit (oder sogar Berlin) wegzuziehen. Als mögliche Gebiete in der Nähe werden Spandau, Charlottenburg und Schöneberg genannt.

Als positiv werden vor allem die niedrigen Mieten und die zentrale Lage Moabits bewertet. Dies bewegt scheinbar viele Menschen dazu, sich bewusst für Moabit als Wohnort zu entscheiden. Ferner werden die billigen Einkaufsmöglichkeiten, die gemischte Bevölkerung, die Ausstattung mit naturnahen Anlagen (Spreeufer, Park) und allgemein die Atmosphäre als positiv empfunden. Kritisiert wird vor allem die fehlende Sauberkeit des öffentlichen Raumes: der Müll, Dreck und Hundekot auf den Straßen und Spielplätzen. Von vereinzelt Personen wird von Diebstahl sowie Überfällen auf Ladenbesitzer und unter Jugendlichen („Handyklau“) berichtet, was dazu führt, dass „*man Angst um sich und seine Kinder haben muss*“. Den hohen Anteil der nichtdeutschen Bevölkerung in Moabit stufen mehrere Befragte als problematisch ein. Die Menschen haben allerdings verschiedene Gründe für diese Bewertung: der „*Stress mit den Ausländern*“ wird von einem jungen Mann bemängelt, während eine junge Kurdin es bedenklich findet, dass ihr Kind in der Schule aufgrund der vielen verschiedenen Nationalitäten „*keine Sprache richtig lernen*“ wird. Als weiterhin negativ werden die Drogen, der Verkehr und die allgemein schlechte Infrastruktur (vor allem auch bezüglich Kneipen und Kino: „*Moabit ist kneipentechnisch Entwicklungsgebiet*“) bewertet. Der große Anteil von preiswerten Einkaufsmöglichkeiten wird zwar von vielen Befragten als angenehm

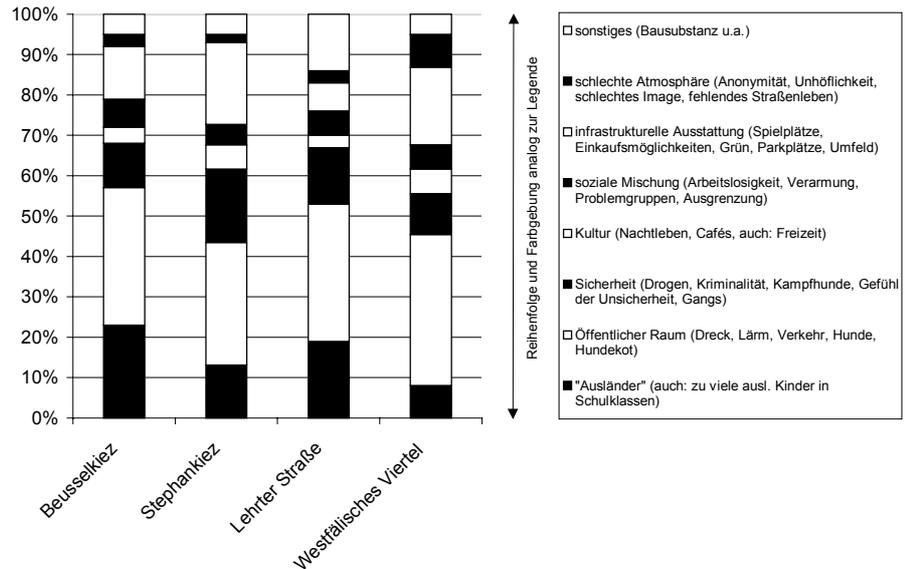
<sup>18</sup> Die Zahl der Interviews lag bei etwa 35, der resultierende Film ist allerdings aufgrund der technischen Qualität und einer Beschränkung auf 20 Minuten zusammengeschnitten, so daß nur etwa 15 Personen gezeigt werden.

empfundenen, allerdings wird auf der anderen Seite das Fehlen von Spezialläden und Läden mit höherwertigerem Angebot bemängelt.

Weitere Anhaltspunkte gibt die Auswertung des Fragebogens bezüglich der **Probleme Moabits** aus Sicht der Anwohner. Nimmt man eine Kategorisierung der Antworten dieser offenen Frage vor, kann man die Häufigkeiten der Antworten in den vier Gebieten deutlich erkennen, Abbildung 18 veranschaulicht dies:<sup>19</sup>

### Abbildung 18: Probleme in Moabit nach Ansicht der BewohnerInnen

% der Nennungen im Kiez



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Für das *Westfälische Viertel* gilt es dabei zu bedenken, dass etwa ein Zehntel der genannten Probleme sich explizit auf Orte außerhalb des Kiezes bezogen: auf die U-Bahn-Station Turmstraße, auf die Turmstraße an sich und die Gebiete nördlich davon. In den anderen Gebieten gab es keine Nennungen, die sich deutlich auf außerhalb des Quartiers bezogene Standorte bezogen. Dies macht einerseits die räumliche Abgegrenztheit, andererseits auch die ausdrückliche Distanzierung eines Teils der BewohnerInnen „Alt-Moabits“ (*Westfälisches Viertel*) vom Rest des Stadtteils deutlich.

Die **Probleme des öffentlichen Raumes** nehmen den Hauptteil der Antworten ein. Hier handelte es sich vor allem um Aussagen über Belästigung durch starken Verkehr und Lärm, aber auch zu Dreck auf den Straßen sowie zu der hohen Anzahl von Hunden und der damit entstehenden Verschmutzung durch Hundekot. Anteilsmäßig nimmt diese Kategorie den größten Teil im *Westfälischen Viertel* ein. Dieser hohe Anteil entsteht hauptsächlich durch einen - verglichen mit den anderen Quartieren - geringen Anteil von Aussagen zu **nichtdeutschen Bewohnern**, die hier unter 10% aller Antworten einnehmen, während dies im *Stephankiez* 13%, in der *Lehrter Straße* 19% und im *Beusselkiez* sogar 23% sind. Die hohe Anzahl der

<sup>19</sup> Die Methode war hier, für jede Nennung einen Zählvermerk in der entsprechenden Kategorie zu machen und dann die anteiligen Werte aus der Gesamtheit der Nennungen im Kiez zu errechnen

Nennungen zu Ausländern ist durchaus erschreckend, vor allem, wenn man bedenkt, dass hier nicht wie in den anderen Kategorien mehrere Aspekte zusammengefasst sind. Die **Sicherheit** wird vor allem im *Stephankiez* zum Thema gemacht. Drogen, Kriminalität, und Jugendgangs werden aber auch in den anderen Gebieten angesprochen. Das Gefühl der Unsicherheit wird nach Angabe der Befragten auch durch die Präsenz von Kampfhunden, Jugendgangs und offener Aggressivität erzeugt.

### **Tabelle 8: Ausländische Bevölkerung – ein Problem in Moabit?**

An dieser Stelle kommt man nicht umhin, noch einmal auf die **Thematik des Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern** einzugehen. In der gesamten Umfrage wurden 16% aller Nennungen (das ist jede sechste Aussage) zu diesem Thema gemacht und auch in der qualitativen Bewohnerbefragung wurde das Zusammenleben als problematisch thematisiert<sup>20</sup>. Eine negative Einstellung gegenüber Ausländern ist in der Bevölkerung scheinbar doch einigermaßen verbreitet.

Woran liegt nun die starke Konzentration auf Ausländer als Problem Moabits? Dies hat vielfältige Gründe: Problematisch im Bezug auf Identifikation mit dem Quartier ist sicherlich die mit Angst vor Überfremdung zu benennende Einstellung „*es sind zu viele in den letzten Jahren hinzugezogen und man erkennt seinen Kiez nicht wieder*“. Auch Sprachbarrieren und interkulturelle Konflikte können Gründe für eine ablehnende Haltung sein. Als kritisch ist außerdem der hohe Anteil von ausländischen Kindern mit schlechten Kenntnissen der deutschen Sprache in Schulklassen anzusehen. Dies ist teilweise auch ein Grund, dass Familien mit Kindern im schulpflichtigen Alter ihre Kinder in anderen Bezirken zur Schule schicken oder dies die Entscheidung eines Umzugs aus dem Gebiet bestärkt. Auch das Auftreten einiger Gruppen (z.B. Jugendgruppen), welche in der Öffentlichkeit Anstoß erregen und die Konkurrenz von deutschen und ausländischen Jugendlichen um Aufenthaltsorte (öffentliche Plätze) kann zu Aussagen wie 'zu viele Ausländer in Moabit' führen. Oft sind die Gründe für eine ablehnende Haltung gegenüber Ausländern aber in banalen Alltagssituationen zu finden, in kleinen Missverständnisse und normalen Nachbarschaftsstreitereien. Hier werden Konflikte, die nicht durch die Herkunft oder den kulturellen Hintergrund hervorgerufen werden mit der Nationalität begründet und damit am Ende die 'Ausländer' als problematisch stigmatisiert. Letztlich ist noch hervorzuheben, dass Ausländer häufig die Sündenbockfunktion einnehmen: sie werden indirekt oder unterbewusst für persönliche oder im Gebiet öffentlich sichtbare Probleme (soziale, stadträumliche und ökologische etc.), die eigentlich nicht auf die ethnische Mischung zurückzuführen sind, verantwortlich gemacht.

Eine Kritik an der **sozialen Mischung der BewohnerInnen und der Atmosphäre** nimmt dagegen in allen Gebieten eine vergleichsweise geringe Bedeutung ein, auffällig wenige Nennungen finden sich mit insgesamt 7% im *Stephankiez*, wo die Thematik der Sicherheit einen großen Anteil hat. Das Gefühl der Sicherheit scheint somit nicht unmittelbar mit einer Negativbeurteilung der BewohnerInnen und der Atmosphäre im Kiez zusammenzuhängen. Die meisten Nennungen hierzu gibt es im *Westfälischen Viertel*, was man mit einem - auf Grund einer durchschnittlich höheren Bildung - größeren Problembewusstsein und klareren Artikulation dieser Art von Problemen erklären könnte<sup>21</sup>.

Eine schlechte **infrastrukturelle Ausstattung und Versorgung mit Kultureinrichtungen**, Cafés und Restaurants wird im *Stephankiez* deutlich am häufigsten kritisiert. Hier bemängelt ein Viertel der BewohnerInnen eine schlechte Ausstattung, während es in den drei anderen Kiezen deutlich weniger sind, in der Lehrter

<sup>20</sup> 1999 lag der Anteil der Nichtdeutschen mit 28,7% an der Gesamtbevölkerung im Bezirk Tiergarten nach Kreuzberg und Wedding an dritter Stelle in Berlin und damit deutlich über dem Berliner Mittel (13,1%) und dem Durchschnitt für Westberliner Bezirke (17,4%) (Informationen des Statistisches Landesamts Berlin, 2000).

<sup>21</sup> Hier ist wiederum zu beachten, daß bei diesen Themen etwa 20% der Nennungen sich auf Gebiete außerhalb des Kiezes bezogen, somit nicht unbedingt ausgesagt wird, daß die Bewohner die soziale Mischung und schlechte Atmosphäre im *Westfälischen Viertel* thematisieren.

Straße sogar nur 10% der Aussagen. Zusammenfassend kann man herausstellen, dass der Zustand des öffentlichen Raumes und die ethnische Zusammensetzung der Moabiter Quartiere von den Bewohnern als größte Probleme angesehen werden (vgl. Anmerkungen in Tabelle 8).

### 5.1.2.1 Zusammenfassung

Abschließend lässt sich sagen, dass in den vier Untersuchungsgebieten Moabits unterschiedliche Voraussetzungen vorhanden sind, die zu speziellen Ausprägungen von Identifikation und Ortsbindung führen. Die Ausstattung der Quartiere differiert und die Probleme scheinen anders gelagert, so dass sich verschiedene Bindungspotenziale unterscheiden lassen. Die heterogenen Bevölkerungsstrukturen der Kieze und die jeweils speziellen Bindungsansprüche einzelner Personengruppen an den Raum lassen nur eine kleinräumige Betrachtung auf der Ebene von Sub-Vierteln zu. Für die Untersuchung und Planung in Moabit scheint also eine Unterteilung des Raums in Teilräume (Kieze) sinnvoll.

Ausgehend davon, dass Identifikation eigendynamisch entstehen muss, reduzieren sich die Möglichkeiten der Einflussnahme erheblich: Eine Möglichkeit ist die Minimierung der Faktoren, die identifikationshemmend wirken. Die von der Bevölkerung kritisierten Missstände im Gebiet sollten demnach gezielt in Angriff genommen werden. Bei den baulich-stadträumlichen und infrastrukturellen Aspekten wäre dies im Prinzip ohne weiteres machbar, wenn nicht mangelnde finanzielle Ressourcen ein häufig unüberwindbares Hindernis darstellten. Bei Problembereichen, welche die Atmosphäre und das Image betreffen, stellt sich auch die Antwort auf die Frage des „Wie“ als kompliziert heraus. Die Planbarkeit von Kultureinrichtungen, Kneipen und Cafés ist dabei noch ein geringeres Problem. Es sollte vor allem auch über gezielte „Identifikationsprojekte“ nachgedacht werden.

Ein zentraler Punkt zur Schaffung von Möglichkeiten zur sinnvollen Freizeitgestaltung im eigenen Bezirk oder Wohngebiet - was wiederum die sozialen Kontakte unter den Bewohnern und damit den Zusammenhalt stärken würde - ist die Erweiterung des Angebots an Erlebnisräumen. Der gesamte Bereich von Einrichtungen des öffentlichen Raums wird hiermit umfasst: Spiel- und Sportplätze, Parks, Jugendfreizeiteinrichtungen etc. Dabei sollten zielgruppenspezifische Bedürfnisse berücksichtigt werden, damit nicht eine Gruppe – z.B. finanzstärkere Familien - auf Grund von unbefriedigten Bedürfnissen vermehrt das Gebiet verlässt. Dahinter steht zum Teil die Tatsache, dass die Mieten für ein innerstädtisches Gebiet hoch sind und für vergleichsweise wenig Mehrausgaben eine Wohnung in einem anderen Berliner Bezirk oder im Umland bezogen werden könnte. Das Mittel des Milieuschutzes ist somit eine Möglichkeit, durch die Gewährung von niedrigen Mieten die Abwanderung einzudämmen.

Die Problematik des Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern in Moabit ist ein weiterer Punkt, den es zu beachten gilt und wo eine Planung oder ein Stadtteil-Management anzusetzen hat. Die Stimmung in der (deutschen sicherlich so wie der ausländischen) Bevölkerung muss verändert werden. Dazu könnten folgende Aspekte hilfreich sein:

- bessere Integration von sozial Schwachen und Ausländern,
- Förderung und Unterstützung der lokalen Ökonomie und Kultur sowie
- eine aktive Anti-Diskriminierungsarbeit mit offener Diskussion der bestehenden interkulturellen Konflikte, damit eine bessere gegenseitige Akzeptanz erreicht wird.

Man kann abschließend zusammenfassen, dass Ortsbindung und Identifikation die wichtigsten Voraussetzungen für kooperative Stadtplanung sind: nur Menschen, die ein Gefühl der Verbundenheit mit ihrem Kiez verspüren, werden bereit sein, sich bei Planungen in ihrem Stadtteil oder Kiez zu engagieren und damit zu einer individuellen bewohnerorientierten und kiezspezifischen Planung beizutragen. Da die BewohnerInnen am besten wissen, wie sie ihr Wohngebiet zur Zufriedenheit aller dort Ansässigen gestalten können, ist dies wiederum die Voraussetzung für ein zunehmendes Identifikationsgefühl der gesamten Kiezbewohnerschaft. Es handelt sich folglich um einen Kreislauf, der bis jetzt erst langsam in Bewegung gekommen ist. Die bis jetzt vorhandenen Initiativen und das Engagement sind aber sicherlich ein großes Potenzial, mit dem ein aktiver und kreativer Handlungswille zu einer bürgerlichen Eigensteuerung führen kann.

### 5.1.3 Soziales Vertrauen und Sicherheitsempfinden im Kiez

Ulrich Janeczek

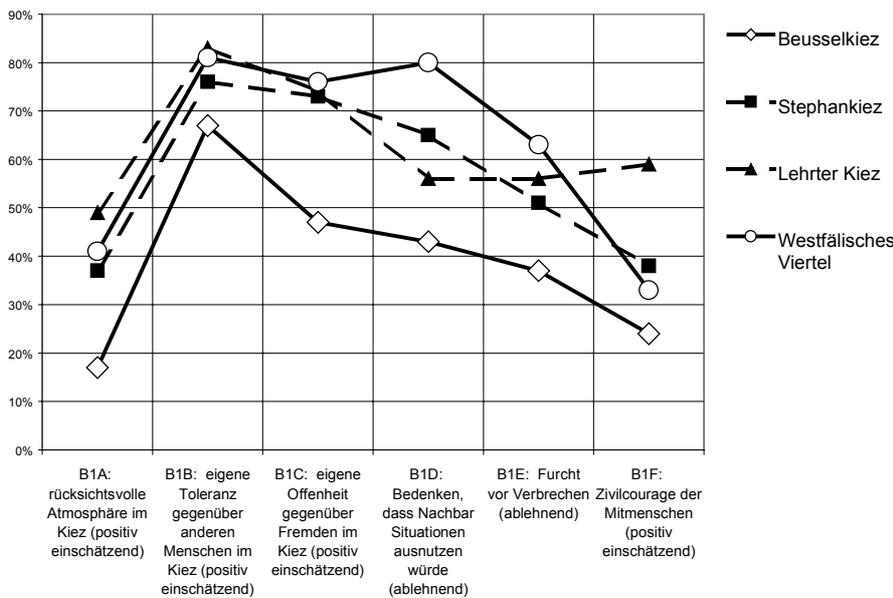
Der folgende Abschnitt beschäftigt sich vor allem mit subjektiven Einschätzungen und Einstellungen der befragten Bewohner. Viele der folgenden Aspekte sind sowohl im Kontext der Identifikation und Ortsbindung, als auch im Sinne von Sozialkapital (s.u.) interessant.

#### 5.1.3.1 Ausgangssituation

In den Interviews wurde der Versuch unternommen, Auskünfte über das generalisierte Vertrauen der Menschen in ihr soziales Umfeld und das subjektive Sicherheitsempfinden im Kiez zu erfragen (vgl. Abbildung 19).

**Abbildung 19: „Das Leben in Ihrem Kiez“ – Einschätzungen und Einstellungen der BewohnerInnen**

Die zu bewertenden Items wurden zwecks Vergleichbarkeit der Aussagen „positiv umgepol“, d.h. es wurden bei „positiven Faktoren“ ( B1a-d und B1f) die positiven Einschätzungen und bei „negativen Faktoren“ (B1d und B1e) die Ablehnungen zusammengefasst und prozentual dargestellt.



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Dies geschah z.B. mit kiezbezogenen Aussagen zu den Fragen,

- ob die Mitmenschen im Kiez rücksichtsvoll seien, also die Frage, ob die gesellschaftlichen Normen aus Sicht des Befragten weitgehend eingehalten werden oder nicht oder
- ob es im eigenen Viertel auch Menschen geben solle, die ganz anders sein sind als der Befragte selber, also die Frage nach den Vorstellungen zur Homogenität der Bevölkerung.

Darüber hinaus wurde nach dem Vertrauen als Grundlage von sozialen Interaktionen gefragt: Der enger gefassten Frage nach der individuellen Offenheit gegenüber anonymen Kiezbewohnern folgte die noch stärker auf das nähere Wohnumfeld bezogene Einschätzung, ob einzelne Nachbarn bei passender Gelegenheit die Befragten ausnutzen würden. Weiterhin wurde das subjektive Sicherheitsgefühl sowie tatsächlich damit zusammenhängende Erlebnisse erfragt. Das letzte „Statement“ in diesem Kontext betraf die Zivilcourage der Mitmenschen. Hier sollte die Aussage „In brenzligen Situationen kann ich mich auf die Hilfe meiner Mitmenschen im Kiez verlassen“ bewertet werden.

All diese „weichen“ Faktoren tragen zum einen zur Identifikation mit dem Wohngebiet bei (oder wirken hinderlich), zum anderen sind sie aber auch eine unabdingbare Basis dafür, dass sich Netzwerke bilden, Gruppen zusammenfinden und Sozialkapital entstehen kann.

Das Überblicksdiagramm zeigt bereits auf den ersten Blick deutliche Unterschiede zwischen den Kiezen. Die besondere Problemlage im *Beusselkiez*, der in allen Punkten am schlechtesten abschneidet, wird hier deutlich. Der *Lehrter Kiez* scheint, vergleicht man dessen Kurve mit den anderen, zum Teil eine Sonderstellung einzunehmen, was auch in anderen Teilen der Analysen immer wieder festzustellen war.

### 5.1.3.2 Nachbarschaftsbeziehungen

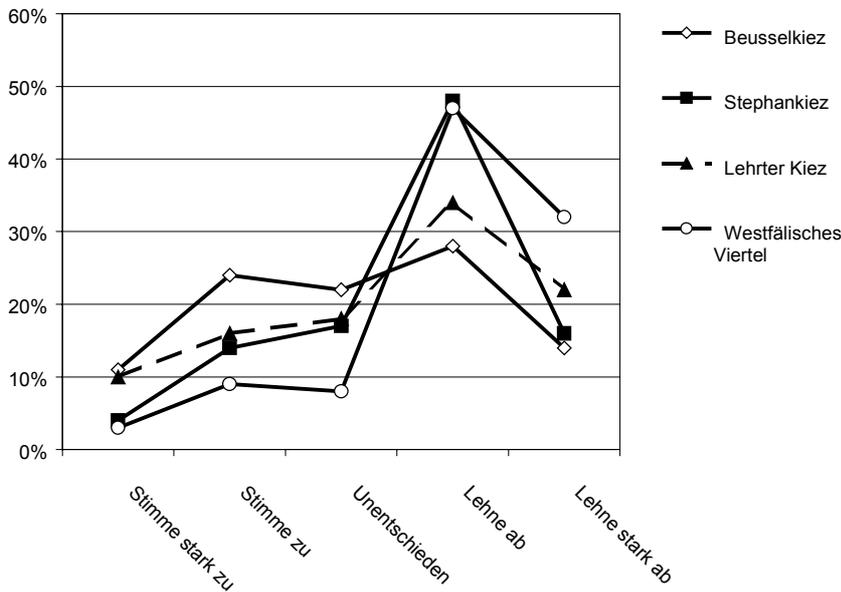
Vieles deutet darauf hin, dass die Qualität der Nachbarschaftsbeziehungen im *Beusselkiez* gestört ist. Mehr als die Hälfte der Befragten stimmte der Aussage „...dass mich so mancher Nachbar ausnutzen würde, wenn sich die Gelegenheit ergäbe...“ zu (vgl. Abbildung 20). Im *Lehrter Kiez* sind dies hingegen nur ca. 20% der Befragten, in den beiden übrigen Kiezen immer noch eine deutliche Minderheit.<sup>22</sup> Gerade auch die extremen Antwortunterschiede bei der Zivilcourage der Mitmenschen im Kiez lassen für den *Beusselkiez* auf eine gewisse Desintegration der Kiezesellschaft schließen.

Man kann davon ausgehen, dass die hier betrachteten Einstellungen wahrscheinlich aus tatsächlich gemachten Erfahrungen resultieren. Es gibt einen Teil, der negative Erfahrungen gemacht hat, und einen anderen, der solche noch nicht gemacht hat. Faktoren wie eine Zuspitzung der öffentlichen Meinung über einen Stadtteil bis hin zur Stigmatisierung, wie sie sich gemäß der theoretischen Betrachtungen zu Identifikation und Ortsbindung auch auf die BewohnerInnen des Ortes selber auswirken kann, könnten zumindest eine verstärkende Rolle gespielt haben.

<sup>22</sup> In diesem Kontext spielt auch die Wohndauer im Haus eine Rolle. Allerdings sind die Unterschiede zwischen den Kiezen nicht so signifikant, dass sich daraus gesicherte Aussagen ableiten ließen.

### Abbildung 20: Nachbarschaftsverhältnisse

Aussage: „Ich habe bedenken, dass mich so mancher Nachbar ausnutzen würde, wenn sich die Gelegenheit ergäbe.“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

#### 5.1.3.3 Reizthema „öffentliche Sicherheit“

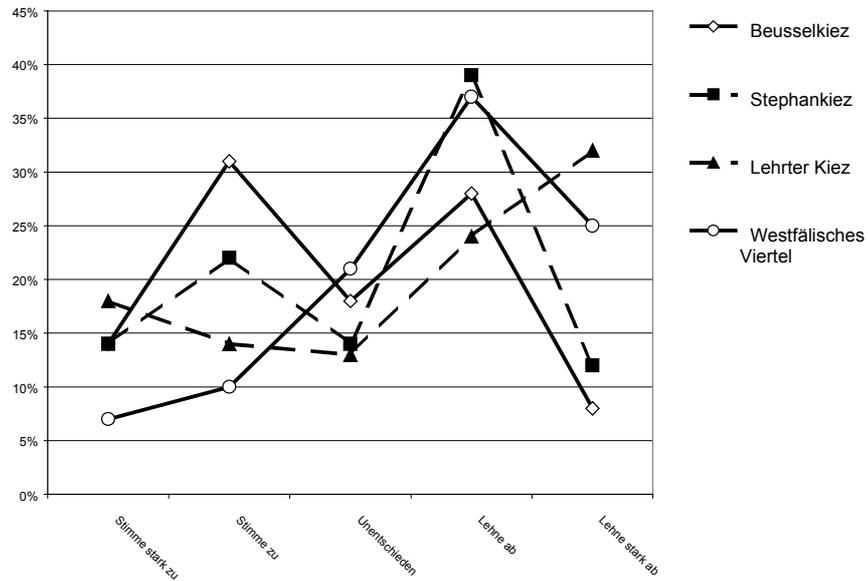
Im Folgenden werden die Indikatoren Kriminalität und unterdurchschnittliche Einkommen näher betrachtet. Die Frage geht den Erfahrungen, die die BewohnerInnen vor allem im öffentlichen bzw. halböffentlichen Raum ihres Kiezes gemacht haben, nach. Derartige Erfahrungen und damit die Erwartungen, die BewohnerInnen an die Sicherheit auf den Straßen und Plätzen ihres Kiezes haben, sind entscheidend für die Lebensqualität und den „Raum“ für soziale Interaktionen. Besonders für Eltern und Alte Menschen ist eine real erlebte Bedrohung ein Faktor „sozialer Desintegration“ (z.B. Angst vor der Straße und Spielplätzen etc., unterbundene Sozialkontakte, Wegzugswille).

Während in den anderen Kiezen etwa jeder vierte Befragte nach eigenen Angaben bereits einmal einer tatsächlichen Bedrohung im Wohnquartier ausgesetzt war, ist es im *Beusselkiez* bereits mehr als jeder Dritte (vgl. Tabelle 9). Dabei fällt auf, dass die Furcht vor Verbrechen in der Regel mit tatsächlichen Bedrohungen korrespondiert, wenngleich die Zahl der „Ängstlichen“ erwartungsgemäß höher ist als die der tatsächlich „Geschädigten“. Eine Ausnahme hiervon ist das *Westfälische Viertel*. Der hohe Anteil „tatsächlicher bedrohlicher Situationen“ hängt hierbei allerdings von der Nähe des Quartiers zum U-Bahnhof Turmstraße ab, dessen Drogenszene vielen Bewohnern als Gefahrenzone erscheint. Bloße nächtliche Begegnungen wurden hier zum Teil bereits als „reale Bedrohung“ empfunden.<sup>23</sup> Im eigentlichen Kern des Kiezes, also dort, wo man Leute kennt und keine unübersichtlichen Situationen wie um den U-Bahnhof auftreten, gibt es offenbar kaum Anlass zur Furcht.

<sup>23</sup> Es soll hier noch einmal ausdrücklich betont werden, dass das erfragte Erlebnis einer „...bedrohlichen Situation im Kiez...“ subjektiv ist und auf keinen Fall mit einer „Kriminalitätsstatistik“ zu verwechseln ist. Dort wo eine „schlechte“ Atmosphäre herrscht, werden Situationen schneller als bedrohlich eingestuft werden, als in einem „harmonischen“ Umfeld.

**Abbildung 21: Furcht vor Verbrechen im Kiez**

Aussage: „Ich fürchte mich hier im Kiez vor Verbrechen wie Diebstahl, Raub, Einbruch oder Gewalttaten.“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

**Tabelle 9: Sicherheitsempfinden und erlebte reale Bedrohungen**

Angaben in %	Beusselkiez	Stephan- kiez	Lehrter Kiez	West- fälisches Viertel
„Ich fürchte mich hier im Kiez vor Verbrechen wie Diebstahl, Raub, Einbruch oder Gewalttaten“ (starke Zustimmung und Zustimmung)	44,6	35,5	31,6	16,4
„Ich habe tatsächlich bereits eine bedrohliche Situation im Kiez erlebt“	34,8	27,9	25,3	24,6

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

5.1.3.4 Zusammenfassung

Es werden die vier Kieze noch einmal kurz zusammenfassend charakterisiert: der *Beusselkiez* weist die stärksten Probleme auf. Alle Kieze sind sich jedoch strukturell eher ähnlich, hier macht aber am ehesten der *Lehrter Kiez* eine Ausnahme von den übrigen drei. Der Kiez ist strukturell und in den Einstellungen der BewohnerInnen anders. Neben der etwas anderen Migrantenzusammensetzung, als in den anderen Kiezen müsste es weitere stabilisierende Faktoren geben.

Die Haushaltsnettoeinkommensverteilung ist hier beispielsweise sehr viel stärker als in allen anderen Kiezen in den mittleren Klassen angesiedelt (wenig hohe und wenig niedrige Einkommen). Der Kinderanteil (Kinder unter 18 Jahre) ist bei wei-

tem am höchsten. Der Kiez ist städtebaulich klein und kompakt und er hat zentrale Identifikationspunkte („Kulturfabrik“). Zusammen mit anderen Faktoren, lässt sich aus dem Gesagten schließen, dass die Bevölkerung des *Lehrter Kiezes* sich zu einer „gesamtgesellschaftlich günstigeren“ Zeit als der jetzigen konsolidiert (ältere Migrantengruppen, kleiner „Kreuzberg 36 Ableger“) hat, und der Kiez seine stabilisierenden Strukturen bis heute aufrechterhalten hat können.

Bei der Toleranz gegenüber den Mitmenschen gibt es bei allen Kiezen keine großen Abweichungen voneinander. Es wird mit bewusster Überspitzung vermutet, dass im *Westfälischen Viertel* und im *Lehrter Kiez*, vielleicht auch noch im *Stephankiez*, die Toleranz nicht im Übermaß auf die Probe gestellt wird - es ist hier relativ „friedlich“, die Toleranz kann deswegen auch leicht als relativ hoch eingeschätzt werden. Im *Beusselkiez* herrscht hingegen eine relative Teilung und Individualisierung der Kiezesellschaft vor. Es ist davon auszugehen, dass viele Gruppen die Schuld „den anderen“ und in der Konsequenz daraus die Toleranz sich selber zusprechen. Für diese polarisierte Lage spricht auch das Ergebnis der Frage nach der rücksichtsvollen Atmosphäre im Kiez, hier schätzen nur die BewohnerInnen des *Beusselkiezes* die „Lage“ negativ ein.

Auch im *Beusselkiez* und vorsorglich im *Stephankiez* muss versucht werden, stabilisierende Elemente (auch Bewohnergruppen und einzelne Akteure) zu stärken. Die sozial Benachteiligten sind mit dem Problem der Fremdheit (im Sinne von G. SIMMEL und A. SCHÜTZ) mehr als alle anderen Gruppen überfordert. Neue, gerade hier<sup>24</sup> ankommende kleinere Migrantengruppen stehen vor großen Herausforderungen: Die Migranten kommen nur noch in kleiner Zahl und haben es dementsprechend sowohl bei der Integration in die Aufnahmegesellschaft als auch bei der Binnenintegration möglicherweise schwerer als größere und geschlossener Gruppen.

Mit neuen Formen der Stadtentwicklungspolitik sollte kreativ und unvoreingenommen experimentiert werden können. Die Politik kann nur Erfolg haben, wenn sie Sprache und Probleme der Betroffenen versteht. Deshalb muss ein wesentliches Element der Planung die Beteiligung und Mobilisierung der Bürger sein. In letzterem dürfte die größte Herausforderung und größte Chance zugleich liegen.

---

<sup>24</sup> Moabit wäre im Sinne einer „Zone of Transition“ der Chicagoer Schule zu interpretieren, wobei jedoch die „Aufstiegsmöglichkeiten“ in andere Gebiete der Stadt stark in Frage gestellt sein dürften.

Petra Essenfelder  
Benjamin Wolf

## 5.2 Sozialkapital in Moabit

„Sozialkapital“, basierend auf einem vertrauensvollen Beziehungsgeflecht aus Nachbarn, Freunden, Verwandten und Bekannten, trägt entschieden dazu bei, ein Quartier zu stabilisieren, ein Zusammengehörigkeitsgefühl und damit eine Verbundenheit mit dem Wohnort herzustellen. Die daraus resultierende Identifikation mit dem Wohnviertel hat zur Folge, dass sich die Menschen dort wohlfühlen und sich „kümmern“. Zudem wird zivilgesellschaftliches Engagement den Bewohnern vereinfacht, wenn eine starke Bindung zu anderen Menschen im Kiez besteht. Es sollte daher die Aufgabe aller an Stadtentwicklung maßgeblich beteiligten Akteure sein, derartige Netzwerke zu pflegen und zu fördern.

### 5.2.1 Soziale Netzwerke

Den sozialen Netzwerken im Kiez soll hier eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, da „... wenn es um verlässlich alltägliche Unterstützung geht, die Erreichbarkeit entscheidend ist. Deshalb sind neben den in der Nähe wohnenden Angehörigen auch Freunde und Nachbarn wichtige und im Ernstfall in ihrer Bedeutung wachsende Ansprechpartner und Hilfeleistende.“ (GEIßLER 1998: 115)

Die Analyse und das Verständnis der im Untersuchungsgebiet vorhandenen sozialen Netzwerke spielen auch eine bedeutende Rolle bei der Interpretation weiterer Themenkomplexe. Nicht zuletzt gibt die Kenntnis der sozialen Netzwerke einen „guten Einstieg“ in die Diskussion über soziales Kapital in Großstadtquartieren.<sup>25</sup> Wegen seiner vielschichtigen Beiträge zur Erklärung und Bewertung anderer Themenkomplexe lohnt es sich, die Qualität der sozialen Netzwerke genauer zu untersuchen und dabei auf die Unterschiede in den vier Kiezen einzugehen. Es geht vor allem darum, Hinweise auf vorhandene Netzwerke zu erhalten und diese in einen Gesamtkontext anderer Faktoren einzuordnen.

Ein „soziales Netzwerk“ als Gesamtheit der Beziehungen zwischen Individuen ist als Merkmal eines Kiezes bzw. eines Stadtteiles schwer zu messen, zumal die persönlichen Netzwerke meist deutlich über das engere nachbarschaftliche Umfeld hinausgehen. Aber auch die Beziehungen eines einzelnen Individuums zu anderen innerhalb eines Kiezes können zahlreiche Ausprägungen haben. Da gibt es Familienangehörige und Verwandte, es gibt Freunde, die Nachbarn, Kiezvereine, die Stammkneipe oder auch die kirchlichen Gemeinden. Das heißt, obwohl das soziale Netzwerk eines Individuums wie hier ausschnitthaft in einem konkreten Kiez beleuchtet wird, hat ein Netzwerk als solches viele Ebenen, die es zu erkennen und qualitativ zu bewerten gilt. Letztendlich ist der Begriff „soziales Netzwerk“ mit einer hohen Komplexität behaftet.

#### 5.2.1.1 Soziale Netzwerke in der Nachbarschaft

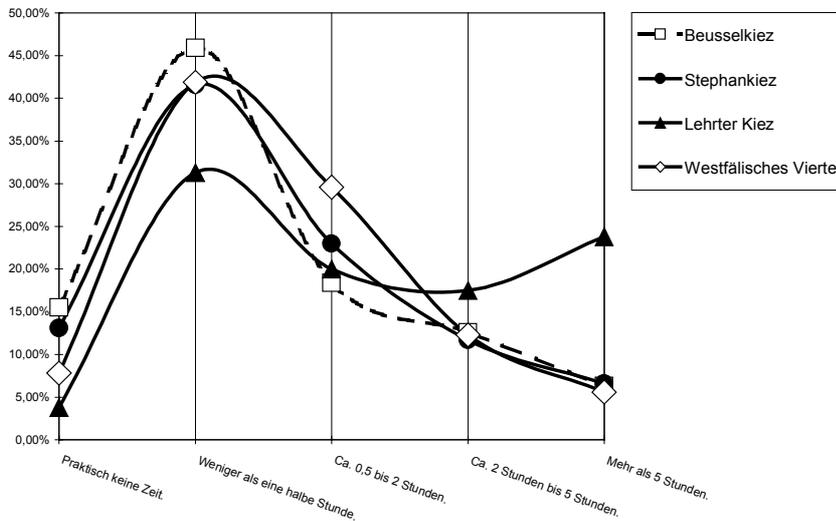
##### **Kontaktintensität zwischen den Nachbarn**

Um etwas über die Intensität der nachbarschaftlichen Kontakte in Moabit aussagen zu können, werden zunächst die Aussagen über die mit den Nachbarn verbrachte Zeit beleuchtet.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu SCHNUR 1999

## Abbildung 22: Kontaktintensität mit Nachbarn

Frage: „Wie viel Zeit verbringen Sie (durchschnittlich) pro Woche mit Ihren Nachbarn z.B. mit Gesprächen oder anderen Aktivitäten?“<sup>26</sup>



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Bei der Bewohnerbefragung ergibt sich hinsichtlich der nachbarlichen Kontaktintensität bezogen auf den gesamten Befragungsraum folgendes Bild: über die Hälfte (54,4%) aller Befragten gab an, dass sie „praktisch gar keine Zeit“ und „weniger als 0,5 Stunden“ pro Woche mit ihren Nachbarn verbringen, etwas weniger als ein Viertel der Personen (23,5%) schlossen sich der Aussage an, dass sie dem Kontakt mit ihren Nachbarn etwa 0,5 bis 2 Stunden pro Woche widmen. Ein fast ebenso großer Anteil der Befragten (21,3%) verbringt pro Woche 2 bis 5 und mehr als 5 Stunden pro Woche mit den Nachbarn. Dies bedeutet, dass fast ein Viertel aller befragten Personen ein Nachbarschaftsverhältnis pflegen, bei welchem man davon ausgehen kann, dass sich die betreffenden Personen gegenseitig besuchen oder/und gemeinsam etwas unternehmen.

Auffällig ist v.a. der *Lehrter Kiez*, der in den unteren Zeitkategorien („praktisch gar keine Zeit“, „weniger als 0,5 Stunden“) deutlich unter den anderen Kiezen liegt, während die Anteile der befragten Personen, die angaben, 2 bis 5 Stunden mit ihren Nachbarn zu verbringen, vergleichsweise sehr viel höher liegt. Die dortigen Bewohner verbringen demnach mehr Zeit miteinander als dies in den anderen Kiezen der Fall ist. Dort ist die Vorstellung der nachbarschaftlichen Beziehungen als reine „Schönwetter“-Beziehungen nicht haltbar. Im übrigen kann diese Schlussfolgerung nicht nur auf die vorliegenden Befragungsdaten, sondern auch auf weiterführende Bewohnergespräche und Expertenmeinungen gestützt werden. Der *Beusselkiez* hingegen weist erhöhte Anteile der befragten Personen auf, die „praktisch keine Zeit“ bzw. „weniger als 0,5 Stunden“ pro Woche mit ihren Nachbarn verbringen, und verhält sich auch in den höheren Zeitkategorien deutlich weniger „nachbarlich orientiert“ als etwa der *Lehrter Kiez*.

<sup>26</sup> Die Funktionswerte zwischen den Datenpunkten sind durch Interpolation entstanden. Außerdem ist die Zeitskala nicht linear geteilt.

### *Wohndauer in der jetzigen Wohnung: Einfluss auf die Kontakte?*

Da langfristige soziale Beziehungen innerhalb eines Kiezes aufgrund ihrer Stabilität meist die „Wertvollsten“ sind, und eine hohe Fluktuation unter den Bewohnern einer geschlossenen sozialen Struktur und einem festen Nachbarschaftsnetz entgegen wirken, ist die Zeitfrage auch in Bezug auf die Qualität der sozialen Netzwerke unter einem weiteren Blickwinkel interessant: Wie lange wohnen die BewohnerInnen durchschnittlich in ihren Kiezen? Die Befragung zeigt, dass überraschenderweise der *Lehrter Kiez* die geringste Verweildauer hat (vgl. Tabelle 10). Das erst vor kurzem fertiggestellte Wohnungsneubauprojekt im Norden der Lehrter Straße dürfte den Durchschnitt des kleinsten der untersuchten Kieze gedrückt haben.

**Tabelle 10: Wohndauer**

Frage: „Wie lange wohnen Sie bereits in der jetzigen Wohnung?“

Kiez	Durchschnittliche Wohndauer
<i>Beusselkiez</i>	<b>7,64 Jahre</b>
<i>Stephankiez</i>	<b>8,53 Jahre</b>
<i>Lehrter Kiez</i>	<b>6,34 Jahre</b>
<i>Westfälisches Viertel</i>	<b>9,62 Jahre</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit Moabit 2000

Da auch die prozentuale Verteilung der befragten Personen hinsichtlich der Wohndauer in ihrer jetzigen Wohnung in den Kiezen jeweils in etwa der Verteilung des gesamten Befragungsgebiets entspricht<sup>27</sup>, scheint es, dass die Auffälligkeit im *Lehrter Kiez* (24,7% mehr als 5 Stunden mit den Nachbarn verbrachte Zeit) tendenziell nicht auf eine längere Wohndauer – im Vergleich mit den anderen Kiezen - zurückgeführt werden kann. Dies kann noch durch den hohen Anteil jüngst Hinzugezogener gestützt werden.<sup>28</sup>

<sup>27</sup> Zum Vergleich: durchschnittliche Wohndauer insgesamt (alle Kieze)

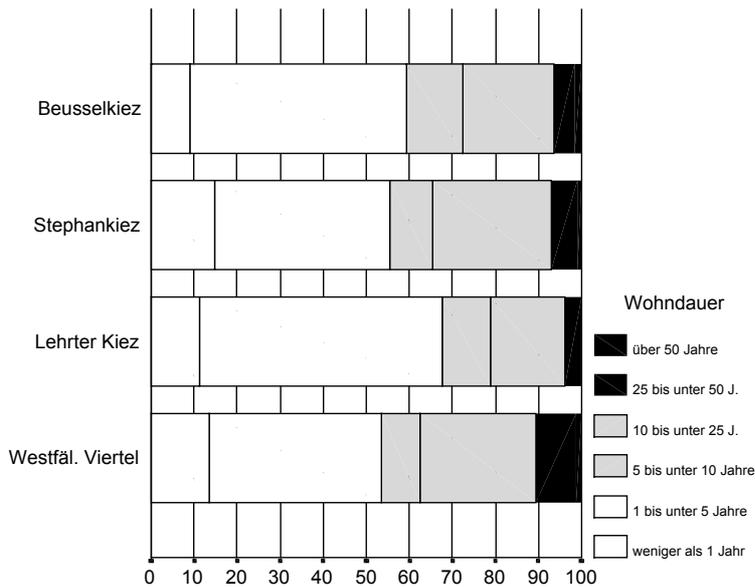
	Weniger als 1 Jahr	1 bis unter 5 Jahre	5 bis unter 10 Jahre	10 bis unter 25 Jahre	25 bis unter 50 Jahre	über 50 Jahre
Gesamt Moabit	12,4%	45%	10,7%	24,6%	6,3%	1,1%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit Moabit 2000

<sup>28</sup> Vor allem weil im *Lehrter Kiez* die Gruppe der 1 bis 5 Jahre in ihrer jetzigen Wohnung lebenden Personen mit 56,3% im Vergleich mit den anderen Kiezen relativ stark vertreten ist, hingegen mit 17,5% und 3,8% die Gruppen der seit 10 bis unter 25 und die der seit 25 bis unter 50 Jahre in ihrer jetzigen Wohnung lebenden Personen relativ hinter den Anteilen anderer Kieze zurückliegen.

### Abbildung 23: Wohndauer in der jetzigen Wohnung pro Kiez

Angaben in %



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Allgemein kann man jedoch sowohl im gesamten Gebiet als auch in den einzelnen Kiezen den Trend feststellen, dass die Bevölkerungsgruppen, welche 5, v.a. aber 10 bis unter 25 Jahre und darüber in ihrer jetzigen Wohnung wohnen, in der nachbarlichen Kontaktintensität von über 2 Stunden pro Woche in ihrer beobachteten Anzahl höher liegen als erwartet. Dies deutet auf einen positiven Zusammenhang zwischen Wohndauer und Intensität des nachbarschaftlichen Verhältnisses hin.

#### Sozioökonomische Faktoren und Nachbarschaft

##### Familienstatus

In allen Kiezen ergibt sich aus den Gruppen mit intensiverem nachbarschaftlichen Kontakt (> 2 Stunden pro Woche) ein positiver Zusammenhang mit den Familien. Dies trifft vor allem auch für den *Lehrter Kiez* zu. Dies gilt für kinderlose befragte Personen analog im Bereich der niedrigen Kontaktintensität (gar keine Zeit und weniger als 0,5 Stunden). Wenn man in die Betrachtung mit einbezieht, dass der *Lehrter Kiez* – im Vergleich zu den anderen Kiezen – mit 46,1% den höchsten Anteil der Haushalte mit Kindern (durchschnittlicher Anteil von 30,5% im gesamten Befragungsgebiet) aufweist, ergibt sich ein stimmiges Bild<sup>29</sup>. Der umgekehrte Tatbestand, eher wenig Zeit mit den Nachbarn zu verbringen, verbunden mit einem geringen Anteil von Eltern unter den Befragten (22,9%), charakterisiert die Situation im *Westfälischen Viertel*.

Eltern mit Kindern unter 18 Jahren verbringen offenbar mehr Zeit mit ihren Nachbarn bzw. investieren mehr Zeit in die Kontaktpflege als kinderlose Personen. Ein mögliches Motiv dafür könnte sein, dass diese Bewohnergruppe auf nachbarschaftliche Hilfe eher angewiesen ist als die Gruppe der Kinderlosen und dementsprechend ihr nachbarschaftliches Netz pflegt. Tatsächlich scheint die Tendenz

<sup>29</sup> Zum Vergleich: *Beusselkiez* 31,4%; *Stephankiez* 30,5%; *Westfälisches Viertel* 22,9%.

vorhanden, dass Eltern die Hilfeleistungen von Nachbarn „sehr häufig“ in Anspruch nehmen, während kinderlose Personen dazu tendieren, sehr selten oder überhaupt nicht ihre Nachbarn um eine Leistung zu bitten (vgl. Kapitel 5.2.1).

### Erwerbslosigkeit

Hinsichtlich der Kontaktintensität lässt sich ein ähnlicher Trend auch bei den Gruppen der erwerbslosen Personen im Vergleich mit Personen, welche einer Erwerbstätigkeit nachgehen, in allen Kiezen nachzeichnen. D.h. es verbringen mehr erwerbslose Personen tatsächlich viel Zeit mit ihren Nachbarn als man rein statistisch erwarten sollte, während die Personen, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen, tendenziell weniger Zeit mit ihren Nachbarn verbringen. Dies könnte eine Rolle hinsichtlich der relativ niedrigen Kontaktintensität im *Westfälischen Viertel* spielen; mit 37,4% Anteil an Erwerbslosen unter den befragten Personen liegt dieser Kiez deutlich hinter den anderen<sup>30</sup>

Auch innerhalb der Gruppe der Erwerbslosen erkennt man Unterschiede. Trotz der sehr kleinen Fallzahlen soll darauf hingewiesen sein, dass sich der oben beschriebene Trend für die Erwerbslosen hinsichtlich der intensiven Nachbarschaftskontakte (2 bis über 5 Stunden) in erster Linie auf die Gruppe der Arbeitslosen zu stützen scheint, die im *Lehrter Kiez* am stärksten, im *Westfälischen Viertel* am schwächsten (18,6%) vertreten sind. Während die Kontaktintensität der Personen aus der Gruppe der Rentner sich eher auf die mittlere Zeitkategorie (0,5 bis 2 Stunden) die Woche konzentriert.

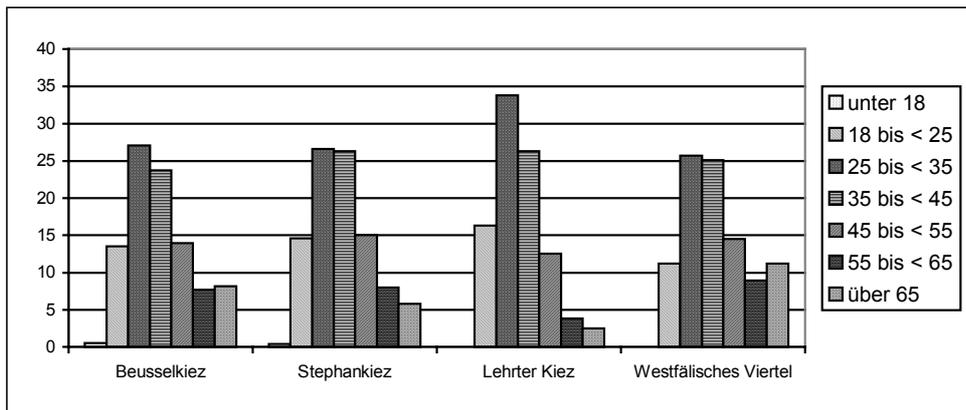
### Alter

Um eine Interpretation hinsichtlich der Altersgruppen zuzulassen, soll zunächst ein Blick auf die Verteilung der Altersgruppen insgesamt in den Kiezen geworfen werden (vgl. Abbildung 24).

Die Verhältnisse der Altersgruppen zueinander sind in den jeweiligen Kiezen tendenziell gleich beschaffen: Die Gruppe der 25-35jährigen Personen bilden jeweils die Mehrheit, gefolgt von der nächst höheren Altersstufe (35-45 Jahre). Auffällig ist im *Westfälischen Viertel* der hohe Anteil der über 65 Jahre alten Personen.

Hinsichtlich den Kategorien der Kontaktintensität könnte man nun erwarten, dass sich diese Verhältnisse widerspiegeln. Im *Beusselkiez* fällt auf, dass die 18-25 Jahre alten Personen als eher überrepräsentiert in den Kategorien des intensiveren nachbarschaftlichen Kontakts finden lassen, da jedoch in diesem Bereich nur sehr kleine Fallzahlen vorliegen, kann an dieser Stelle keine Trendaussage gemacht werden. Die Auffälligkeit im *Lehrter Kiez* (s.o. Abbildung 22) im Bereich der Kontakte mit 5 Stunden und mehr wird zu großen Teil von der Altersgruppe der 25-35jährigen getragen, was auch mit der Vermutung einhergehen könnte, dass es sich hierbei hauptsächlich um junge Familien handelt. Im *Westfälischen Viertel*, welches in oberen Bereichen der Kontaktintensität an letzter, bzw. im Bereich „2-5 Stunden“ an vorletzter Stelle unter den Kiezen liegt (vgl. Abbildung 22), wird der Kontakt v.a. durch die Gruppe der 35 bis 45jährigen Befragten gebildet, die wiederum wohl den größten Anteil an den Erwerbstätigen aufweist.

<sup>30</sup> Zum Vergleich: *Beusselkiez* 41,1%; *Stephankiez* 51,1%; *Lehrter Kiez* 48,8%; gesamtes Befragungsgebiet 44,7%.

**Abbildung 24: Altersverteilung der befragten Personen pro Kiez (in %)**

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

### Wie Du mir, so ich Dir – Hilfeleistungen und deren Reziprozität

Nach der Untersuchung der zeitlichen Ausprägung des nachbarschaftlichen Kontakts folgt nun die Betrachtung weiterer Qualitätsaspekte. U.a. ist etwa von Interesse, ob mit der verbrachten Zeit auch eine Inanspruchnahme von Hilfe einhergeht? D.h. wird das soziale Kapital, welches in den Nachbarschaftsbeziehungen als Potenzial liegt, auch genutzt?

Auf die Frage, wie häufig die befragten Personen eine nachbarschaftliche Leistung in Anspruch nehmen, antworteten anteilmäßig öfter die Personen im *Lehrter Kiez*, gefolgt vom *Stephankiez* mit „sehr häufig“. „Ab und zu“ nehmen die befragten Personen des *Beusselkiez* mit 39,7% aller im *Beusselkiez* gegebenen Antworten Hilfeleistungen ihrer Nachbarn an, zu 37,8% im *Westfälischen Viertel* und zu 35,9% im *Lehrter Kiez*. Der Anteil, der keine Hilfeleistung erhält, übersteigt im *Stephan-* und *Beusselkiez* die Kategorie „sehr häufig“, im *Lehrter Kiez* und im *Westfälischen Viertel* hingegen ist dies innerhalb des Viertels betrachtet die kleinste Gruppe. In allen Kiezen gab jedoch mehr als die Hälfte an, „sehr häufig“ oder „ab und zu“ nachbarschaftliche Hilfe zu nutzen. Dies ist verglichen mit der Kontaktintensität v.a. überraschend für den *Beusselkiez* und das *Westfälische Viertel*. Beim *Lehrter Kiez*, der mit über 60% (der beiden Kategorien insgesamt) an der Spitze liegt, liegt die Vermutung nahe, dass dies im Verhältnis zur hohen Kontaktintensität steht.

Im *Beussel-* wie auch im *Lehrter Kiez* lässt sich die Tendenz erkennen, dass die Personen, welche sehr häufig nachbarschaftliche Hilfe annehmen, auch mehr Zeit mit ihren Nachbarn verbringen. Im *Stephankiez* und im *Westfälischen Viertel* hingegen ist dieser Anteil der sehr häufig Leistung entgegennehmenden Personen relativ gleichmäßig verteilt über die Kategorien „weniger als 0,5 Stunden“ bis „mehr als 5 Stunden“, mit dem stärksten Anteil bei der Intensität, welche als „längere Zaun- oder Treppen-Gespräche“ beschrieben werden kann (0,5 bis 2 Stunden).

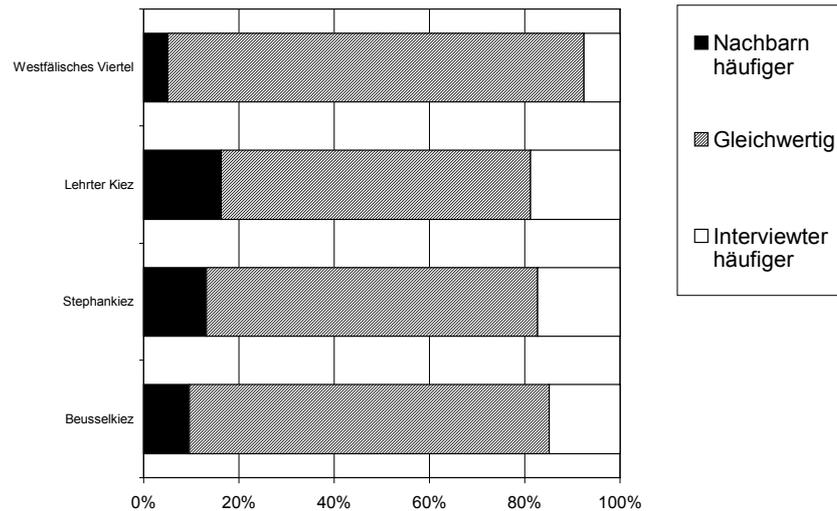
Nachbarschaftliche Beziehungen beruhen besonders stark auf Gegenseitigkeit, z.B. auf kleinen Gefälligkeiten des Alltages. Die Reziprozitätsnorm, d.h. die Gegenseitigkeit von Verpflichtungen und Erwartungen aufgrund von Hilfeleistungen oder Gefälligkeiten, definiert, neben dem Zeitaspekt, die Qualität nachbarschaftlichen Netzwerke und gilt gleichzeitig als ein wichtiger Indikator für soziales Kapital.

Der Trend zur gegenseitigen Gleichwertigkeit der Beziehung ist in allen Kiezen gleichermaßen ausgeprägt, d.h. stufen die befragten Personen ihre Hilfeleistung an

ihre Nachbarn als sehr häufig ein, so stufen sie zum großen Teil gleichzeitig die Leistungen ihrer Nachbarn ebenfalls in diese Häufigkeitskategorie ein. Dies gilt ebenso für die Kategorien „ab und zu“, „sehr selten“ und „überhaupt nicht“. Vor allem im *Westfälischen Viertel* ist diese Gegenseitigkeit mit rund 79% bis rund 87% aller Befragten, die sich selbst in eine bestimmte Häufigkeitskategorie einstuften, gegeben.

### Abbildung 25: Reziprozität nachbarschaftlicher Hilfeleistungen

Fragen: „Wie oft tun Sie Ihren Nachbarn / Ihnen Ihre Nachbarn (im Häuserblock oder im näheren Wohnumfeld) einen gefallen oder helfen Ihnen aus?“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Das sagt jedoch relativ wenig über die Qualität der Austauschbeziehungen aus, da ein Interviewter der seinen Nachbarn nie einen Gefallen tut und auch von diesen nie einen Gefallen erfährt, die Austauschhandlungen als gleichwertig bewerten muss. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass die Befragten sich im Durchschnitt besser an eigene Dienste „erinnern“ können, als an die ihrer Nachbarn, dass also die eigene Position idealisiert wird.

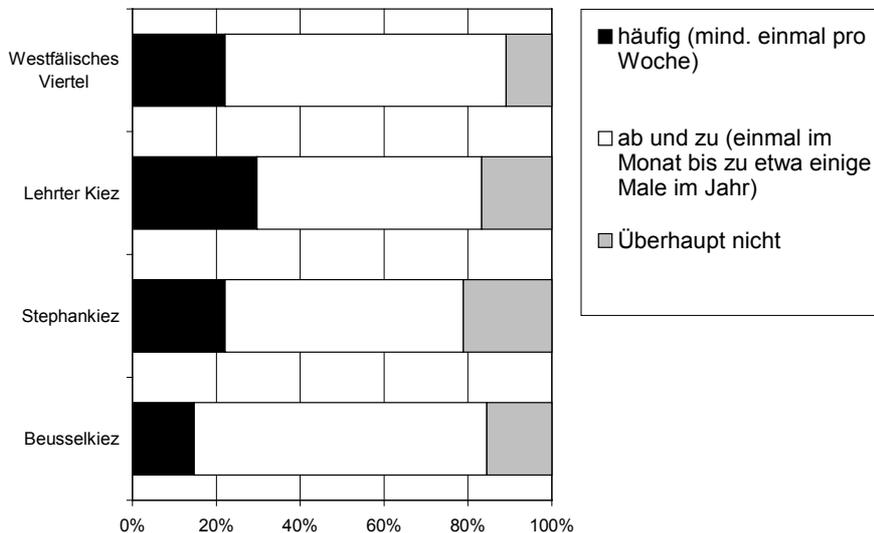
Die absolute Häufigkeit, wie sie in Abbildung 26 zu sehen ist, unterstreicht den Gelegenheitscharakter der nachbarschaftlichen Austauschbeziehungen. Die Austauschbeziehungen finden in etwa im monatlichen Rhythmus statt. Die dabei am häufigsten genannten Austauschhandlungen sind „Paket annehmen oder etwas ausleihen“ (81,5%), „im Urlaub Blumen gießen und ‚nach dem Rechten‘ sehen“ (53,5%) sowie „in der Wohnung telefonieren lassen“ (45,5%). Mehrfachnennungen waren bei dieser Frage zugelassen.

Auf die Frage, ob der / die Befragte Bedenken habe, dass er / sie von so manchen Nachbarn ausgenutzt würde, wenn sich die Gelegenheit ergäbe, reagierten v.a. im *Westfälischen Viertel* die Personen überwiegend mit Ablehnung bzw. starker Ablehnung; auch im *Lehrter* und *Stephankiez* kann man eindeutig bei allen Häufigkeitsgruppen der Leistung an die Nachbarn eine ablehnende Haltung erkennen. Im *Beusselkiez* gerät dieses Bild etwas verwischter; so sagen immerhin z.B. 21% der Personen, die sich als „sehr häufige“ Hilfeleister für die Nachbarn angeben, dass sie der Aussage zustimmen. Die Personen, die „ab und zu“ ihren Nachbarn unter

die Arme greifen, fallen mit 29,7% ins Gewicht und diejenigen die ihren Nachbarn überhaupt keinen Gefallen tun, stimmen zu 25% der Aussage zu.

### Abbildung 26: Intensität nachbarschaftlicher Hilfeleistungen

Fragen: „Wie oft tun Sie Ihren Nachbarn / Ihnen Ihre Nachbarn (im Häuserblock oder im näheren Wohnumfeld) einen gefallen oder helfen Ihnen aus?“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus der Erfahrung der Befragungsdurchführung –v.a. im *Beusselkiez*– ergab sich jedoch z.T. ein Stimmungsbild, das auf eine gewisse Hilfsbereitschaft hindeutete; ‘es seien eben die Nachbarn noch nicht auf einen zugekommen, aber man würde natürlich aushelfen’.

Auf diese Betrachtungen aufbauend kann man zunächst festhalten, dass sich ein Bild relativ ausgewogener gegenseitiger Nachbarschaftsbeziehungen anzudeuten scheint, und dies in allen Kiezen. Dies wird gestützt davon, dass 50% und mehr der Befragten in den Kiezen angaben, „sehr häufig“ oder „ab und zu“ auf ihre Nachbarn „zurückzugreifen“, zunächst unabhängig von der mit ihnen verbrachten Zeit (vgl. Abbildung 26). Trotz der relativen Anonymität in *Beussel-* und *Stephankiez* greift auch dort mehr als die Hälfte auf Nachbarschaftshilfe zurück.

Angesichts der relativ gering ausgeprägten Kontaktintensität im *Westfälischen Viertel*, und unter Beachtung des oben beschriebenen Zusammenhangs der Aspekte Häufigkeit und Zeit kann man davon ausgehen, dass es sich hierbei um einen „Sonderfall“ handelt. Im *Lehrter Kiez* etwa stützt sich die Leistung sehr stark auf die miteinander verbrachte Zeit, dieser Trend ist auch im *Beusselkiez* festzustellen. Im *Westfälischen Viertel* liegt die Vermutung nahe, dass es nicht „notwendig“ ist, viel Zeit auf die Netzwerkpflege zu verwenden, zumal eventuell die BewohnerInnen dort gar nicht soviel Zeit zur Verfügung haben (Erwerbstätige). Zudem ist dort ein höherer Grundstock an generalisiertem Vertrauen dem Nachbarn gegenüber anzutreffen.

### Zusammenfassung

Obwohl der *Beusselkiez* keineswegs drastisch hinsichtlich der Kontaktintensität vom gesamten Befragungsgebiet oder auch vom *Stephankiez* abweicht und keines-

wegs an „letzter“ Stelle bezüglich der höheren Intensitäten liegt, so lässt sich doch eine vergleichsweise erhöht schlechtere Kontaktbindung im nachbarschaftlichen Netzwerk feststellen. Eventuell zu untersuchen wäre, ob sich bei nachbarschaftsstabilisierende Gruppen wie Familien ein Abwanderungsverhalten abzeichnet dessen Motive auf der Hand liegen (z.B. Angst um die Kinder). Diese Vermutung würde auch durch die Verteilung der Haushaltgrößen unter den Kiezen gestützt: die 1 und 2 Personen-Haushalte dominieren eindeutig und mit steigender Größe nimmt der Anteil an den Haushalten rasch ab, während etwa im *Lehrter Kiez* ein auffallend starker Anteil an 3-5 Personen-Haushalten zu finden ist. Im Gegensatz etwa zum *Stephankiez*, in dem annähernd die gleiche Haushaltsstruktur auftritt, ist der *Beusselkiez* von starken baulichen Mängeln und einem schlechten Image bestimmt. Als „Vorzeigekiez“ hinsichtlich nachbarschaftlicher Beziehungen kann der *Lehrter Kiez* gelten. Hier scheint es eine Art Zweckgemeinschaften zu geben unter denjenigen Gruppen, die aufgrund ihrer persönlichen Lebenssituation besonders auf gegenseitige Unterstützung angewiesen sind. Diese sind dort im Vergleich zu den anderen Kiezen stärker vertreten. Das *Westfälische Viertel* stellt sich als ein –mit Blick auf die Verteilung der Altersgruppen- heterogenes Viertel dar, in welchem mit der niedrigsten Arbeitslosigkeit und der besten Einkommensstruktur unter den Kiezen ein „verstärktes“ nachbarschaftliches Netz nicht augenscheinlich „notwendig“ ist. Die Stabilität der Nachbarschaften ist hier dennoch als hoch einzuschätzen, so beantworteten mit 69,8% aller befragten Personen die Frage, ob die Nachbarn zu einer gemeinsamen Unternehmung (etwa gegen einen Missstand) zu aktivieren seien mit „ja“. Dies übersteigt alle anderen Kieze (um 10% zum *Stephankiez*, 15,3% *Lehrter Kiez* und 27,5% *Beusselkiez*).

### 5.2.1.2 Soziale Netzwerke unter Freunden und Verwandten

Neben den Nachbarn spielen ohne Frage die weiteren so genannten Primärgruppen<sup>31</sup> Familie und Freunde in der sozialen Wirklichkeit der Menschen eine bedeutende Rolle. Was bislang bei den Nachbarn außer acht gelassen werden konnte, da es in der Definition des Nachbarn als solcher bereits enthalten ist, nämlich die räumliche Nähe und damit deren Bedeutung für das unmittelbare Wohnumfeld (vgl. Theorie Nachbarschaft), soll nun für diese Gruppen zunächst in Form einer Bestandsaufnahme untersucht werden.

Zunächst wurden die Personen nach ihrer wichtigsten Bezugsperson bezüglich der Gruppenzugehörigkeit (Verwandtschaft, Freunde, andernorts lebende/r Ehepartner/in) und deren Wohnort befragt, anschließend wurden die „sonstigen Primärgruppenzugehörigen“ (Freunde, Verwandte in Moabit?) erfasst.

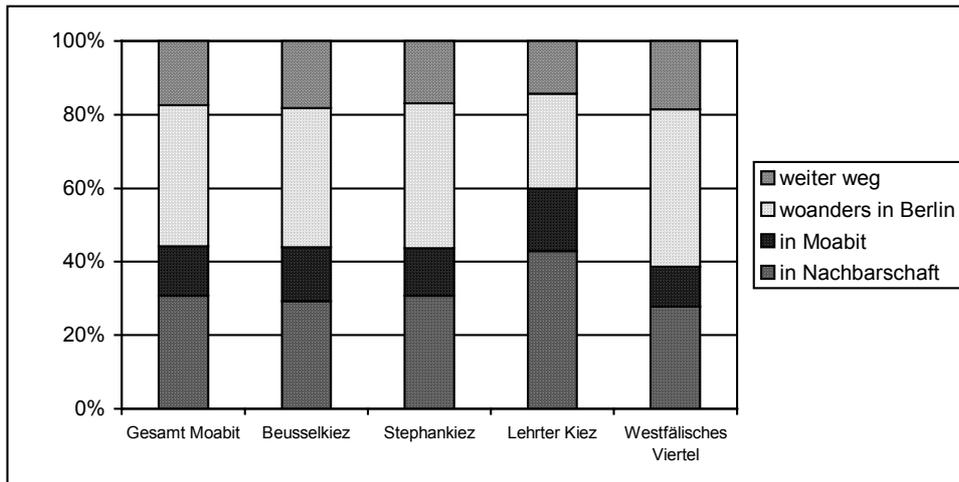
#### Engerer Kreis: Bezugsperson

Durchschnittlich jede/r dritte bis vierte Befragte/r gab an, dass die jeweils wichtigste Bezugsperson in ihrer/seiner Nachbarschaft lebt (vgl. Abbildung 27). Deutlich ist zu erkennen, dass im *Lehrter Kiez* die Nennung der als in der Nachbarschaft lebenden wichtigsten Person die der anderen Kieze übersteigt, dagegen die Charakterisierung als Person „woanders in Berlin lebend“, vergleichsweise gering vertreten, ganz im Gegensatz (mit einem Unterschied von 18,8%) zu den Nennungen der Personen im *Westfälischen Viertel*. Dort übersteigt, wie auch im *Beussel-* und *Stephankiez* die Orientierung hinsichtlich der Bezugsperson zu anderen Teilen

<sup>31</sup> „Primärgruppe, primary group, nach C.H. Cooley (1909) Bezeichnung für Gruppen, deren Mitglieder in relativ intimen, vorwiegend emotional bestimmten, direkten und häufig persönlichen Beziehungen miteinander stehen, sich gegenseitig stark beeinflussen und so relativ ähnliche Einstellungen, Wertvorstellungen und Normen entwickeln.....Die wichtigsten Beispiele für P.n sind die Familie, die Freundschaft, die Nachbarschaft....“ (FUCHS-HEINRITZ u.a. 1995: S. 514)

Berlins die der Bindung an die unmittelbare räumliche Nachbarschaft. Fasst man jedoch die Kategorien „in der Nachbarschaft“ und „in Moabit“ (vgl. *Beusselkiez* 42%; *Stephankiez* 39,4%; *Lehrter Kiez* 52,5%; *Westfälisches Viertel* 37,4%) zusammen und stellt sie der Kategorie „woanders in Berlin“ (vgl. 36,2%; 35,4%; 22,5%; 37,4%) gegenüber, so entsteht - außer im *Westfälischen Viertel* - eher ein Bild der relativen nahräumlichen Konzentration der „wichtigsten Bezugsperson“.

**Abbildung 27: Wohnort der wichtigsten Bezugsperson pro Kiez und gesamtem Befragungsgebiet (in %)**



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

**Tabelle 11: Wichtigste Bezugsperson nach Wohnort in der Nachbarschaft und in Moabit**

	<i>Beussel- kiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>West- fälisches Viertel</i>
<i>„Die wichtigste Bezugsperson wohnt in der Nachbarschaft und ist ...“ (100% je Kiez)</i>				
... ein guter Freund, eine gute Freundin:	<b>47,4</b>	<b>43,1</b>	<b>73,3</b>	<b>58,3</b>
... eine Verwandte, ein Verwandter:	<b>21,1</b>	<b>24,3</b>	<b>13,3</b>	<b>33,3</b>
... ein andernorts lebende EhepartnerIn:	<b>24,6</b>	<b>1,3</b>	--	<b>6,3</b>
<i>„Die wichtigste Bezugsperson wohnt anderswo in Moabit und ist ...“ (100% je Kiez)</i>				
... ein guter Freund, eine gute Freundin:	<b>89,3</b>	<b>81,3</b>	<b>66,7</b>	<b>63,2</b>
... eine Verwandte, ein Verwandter:	<b>3,6</b>	<b>15,6</b>	<b>33,3</b>	<b>31,6</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Welche Qualität hat diese „nahräumliche Konzentration“? D.h. welcher Art ist die Beziehung zwischen befragter Person und ihrer Bezugsperson im Wohnumfeld (Nachbarschaft und woanders in Moabit)?

Die Bezugspersonen, welche in der Nachbarschaft der befragten Person wohnen, rekrutieren sich in allen Kiezen zum größten alleinigen Anteil aus Freunden. Dies

ist insofern relevant, als dass man sich Freunde „aussuchen“ kann und dazu neigt, Personen mit ähnlichen sozialen Merkmalen zu wählen. Auch bei den Personen, die gesagt haben, ihre Bezugsperson wohne woanders in Moabit, spielen die Freunde als Bezugsperson die wichtigste Rolle.

In allen Kiezen – außer im *Beusselkiez*- wird als zweitgrößte Gruppe der in der Nachbarschaft lebenden Bezugsperson als verwandt angegeben. Der Anteil der Bezugspersonen in der Nachbarschaft, welcher als Verwandte charakterisiert wird, liegt im *Beussel-* und *Stephankiez* zwischen dem des *Lehrter Kiezes* und dem des *Westfälischen Viertels*. Dies bedeutet, dass die eher auf die Nachbarschaft konzentrierten Personen dieser Kieze, einen stärkeren familiären Hintergrund in ihrem unmittelbaren Wohnumfeld haben als etwa die des *Lehrter Kiezes*.

Die Frage schließt sich an, ob die Personen, deren Bezugsperson in der Nachbarschaft lebt, auch tatsächlich mehr Zeit mit den Nachbarn verbringt<sup>32</sup>. Zumindest im *Beussel-* und *Stephankiez* lässt sich dies nicht nachdrücklich bestätigen; die größte Gruppe innerhalb der Personen, die ihre Bezugsperson in der Nachbarschaft haben verbringt weniger als 0,5 Stunden mit ihren Nachbarn. Im *Lehrter Kiez* hingegen tritt eine deutliche Mehrheit der Personen mit einer Bezugsperson in der Nachbarschaft auch hinsichtlich der Kontaktintensität zu den Nachbarn generell hervor. Dies könnte mit dem großen Anteil der freundschaftlichen Beziehungen zusammenhängen, da man eher geneigt ist, bei den Freunden die Notwendigkeit der Beziehungspflege zu sehen.

### Weiterer Kreis der Freunde und Verwandten

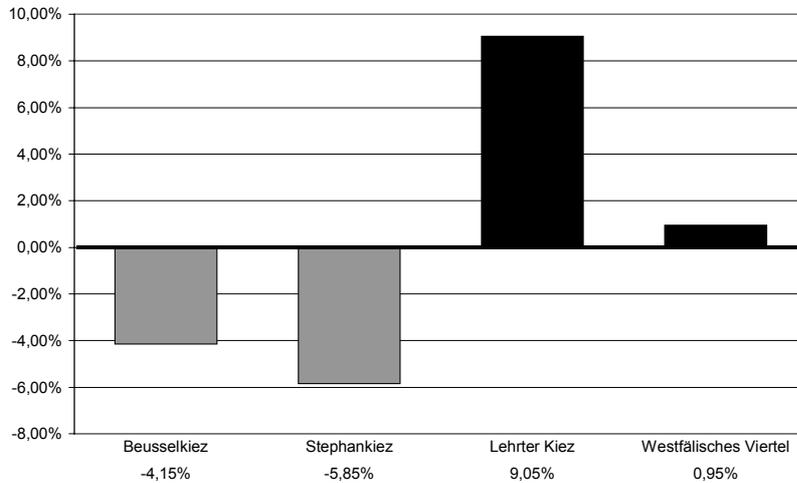
Wie bereits bei den Bezugspersonen, so kommt auch der Gruppe der Freunde im Allgemeinen eine besondere Stellung zu. Anders, als bei den familiären Netzwerken liegt dem Begriff „Freund“ gleich eine eindeutig qualitative Wertung zugrunde. Nur diejenigen, zu denen gute und häufige Kontakte bestehen, werden als „Freund“ bezeichnet. Bei Verwandten zum Beispiel ist diese Kontaktqualität nicht implizit gegeben: „Freunde sucht man sich – Verwandte hat man“. Die Aussagen zu den in Moabit lebenden Verwandten müssen vor dem Hintergrund der Qualität sozialer Netzwerke differenziert betrachtet werden. Der Anteil der Befragten, die sagen, sie hätten zu mindestens einen Freund in Moabit liegt in den einzelnen Kiezen zwischen 66,4% und 81,3% der Gesamtbefragten innerhalb der Kieze (vgl. Abbildung 28).

Wie schon bei den Familien sticht der *Lehrter Kiez* mit überdurchschnittlichen Werten heraus. Dies ändert sich auch nicht wesentlich, wenn nur die Befragten mit deutscher Staatsangehörigkeit herangezogen werden. Die Werte differieren dann zwischen 65,8% und 79,2% der Gesamtbefragten innerhalb der Kieze. Der *Lehrter Kiez* ist wiederum der Kiez mit dem größten prozentualen Anteil. Betrachtet man weiter einschränkend nur deutsche Staatsangehörige mit deutscher Abstammung, d.h. mindestens ein Elternteil stammt ebenfalls aus Deutschland, so müssen die Prozentanteile weiter nach unten korrigiert werden. Trotzdem besteht zwischen den Kiezen weiterhin eine Differenz von bis zu 11,3 Prozentpunkten. Die Werte differieren nun zwischen 65,6% und 78,3%. Der größte Prozentwert wird allerdings nicht mehr im *Lehrter Kiez* (74,3%) beobachtet, sondern im *Westfälischen Viertel*. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die deutliche Mehrheit (immer zwei Drittel der Befragten oder mehr) Freunde in Moabit hat und damit gut über Freunde in soziale Netzwerke innerhalb Moabits eingebunden ist.

<sup>32</sup> Wobei nicht klar ist, ob die Befragten diese Person als „Nachbar“ einstufen; jedoch könnte man davon ausgehen, dass unabhängig hiervon die Bindung an das nachbarschaftliche Umfeld allgemein höher ist und sich entsprechend in einer höheren Kontaktintensität ausdrückt.

## Abbildung 28: Lokale soziale Netzwerke über den Freundeskreis

Dargestellt ist die Mittelwertabweichung des Anteils der Befragten, die einen Freund als wichtigste Kontaktperson in Moabit haben und/oder die Frage: „Wohnen andere Freunde von Ihnen in Moabit?“ mit „Ja.“ beantworteten.



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Anzumerken ist auch, dass die Befragten aus dem *Lehrter Kiez* und dem *Westfälischen Viertel* sowohl die Frage, ob sie „andere Freunde“ in Moabit und die Frage, ob sie „Verwandte“ in Moabit haben, prozentual öfter mit „ja“ beantworteten als im *Beussel-* und *Stephankiez*. Die Hypothese, dass ein Zusammenhang besteht, d.h. die Befragten aus dem *Lehrter Kiez* und dem *Westfälischen Viertel* eher dort Freunde haben, weil sie dort Verwandte haben, musste aber verworfen werden. Dieser Zusammenhang kann jedoch für den *Beussel-* und *Stephankiez* tendenziell beobachtet werden. Somit deutet sich folgende These an: in den Strukturen des *Lehrter Kiezes* und des *Westfälischen Viertels* entwickeln sich, etwa bei zugezogenen Personen, unabhängig von ihrer familiären „Verwurzelung“ (andernorts) leichter freundschaftliche Bezüge zu Personen des Stadtteils. Im Falle des *Beussel-* und *Stephankiezes* scheint dies für diese Bevölkerungsgruppe schwieriger zu sein; und tendenziell ist die Bindung an Moabit durch Freundschaften eher bei den Personen aus dem *Beussel-* und *Stephankiez* gegeben, welche auch ihre Verwandtschaft in Moabit haben.

### Zusammenfassung

Neben den Durchschnittswerten für soziale Strukturen und Netzwerke ist es immer ratsam einen Blick auf etwaige Extremwerte zu werfen. In ihnen spiegeln sich potentielle Probleme und Gefahren innerhalb einer sozialen Struktur. Von allen Befragten gaben rund 4% an, keine Freunde und Verwandten in Moabit zu haben und auch keine Zeit mit ihren Nachbarn zu verbringen. Der Anteil der Personen die völlig isoliert und anonym im Kiez leben, ist also eher gering.

Aus der Perspektive von Planung und Stadtentwicklungspolitik ist also festzuhalten, dass in den meisten Fällen auf vorhandene soziale Netzwerke zurückgegriffen werden kann. Wichtig ist es also, vorhandene Netzwerke zu identifizieren und zu aktivieren. In den relativ wenigen Fällen der Isolation sollte man gezielte Angebote schaffen, um neue Bindungen zu knüpfen.

Die Qualität der sozialen Netzwerke in den Kiezen kann nicht zuletzt durch aktives Vereinsleben, Teilnahme am religiösen Leben einer Gemeinde in der Nachbarschaft, durch eine Arbeitsstelle, die im Kiez liegt und damit Kontakt zu Kollegen oder auch Kunden ermöglicht, weiter aufgewertet werden. Die „Stammkneipe“ oder auch Selbsthilfeprojekte in der Nachbarschaft sind genauso denkbare Faktoren, welche die sozialen Netzwerke innerhalb eines Kiezes erweitern können. Nur rund 20% der Befragten gehörten einer religiösen Gemeinde an, 12,3% haben eine Arbeitsstelle in Moabit (davon etwa die Hälfte sogar in ihrem Kiez). Insgesamt mussten diese Aspekte sozialer Netzwerke in der Befragung aufgrund des Umfangs weitgehend ausgeblendet werden. Erfahrungsgemäß liegen Anteil und Wertigkeit dieser Aspekte aber wesentlich unter den oben analysierten. Der Einzelbeitrag der zusätzlichen Aspekte zur Qualität der sozialen Netzwerke wird als gering eingestuft.

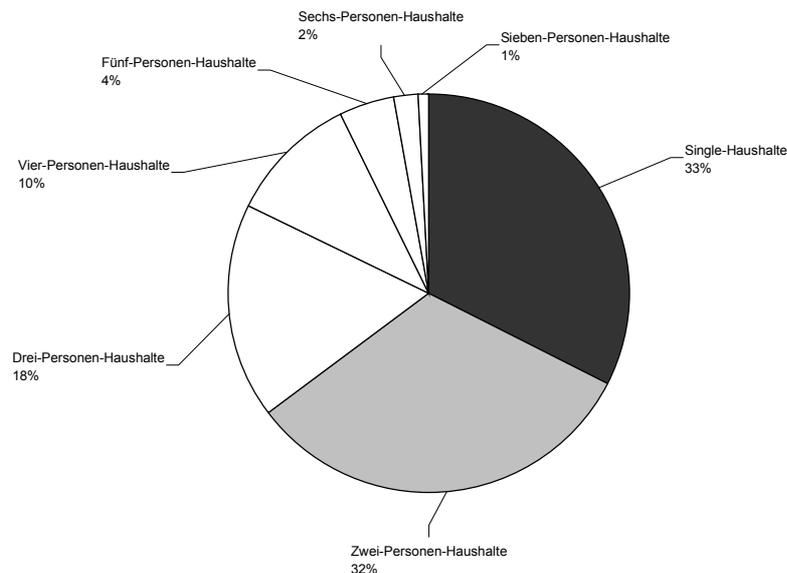
Benjamin Wolf

### 5.2.1.3 Soziale Netzwerke der Familien

Als eine der wichtigsten Komponenten eines sozialen Netzwerkes für ein bestimmtes Individuum kann die Familie gelten. Hier hat die Untersuchung gezeigt, dass etwa ein Drittel der befragten Personen alleine in Single-Haushalten lebt. Ein weiteres Drittel wohnt in Zweipersonen-Haushalten und das restliche Drittel in Haushalten mit drei und mehr Personen (vergleiche Abbildung 29).

#### Abbildung 29: Haushaltsgröße

Frage: „Wie viele Personen wohnen in Ihrem Haushalt insgesamt (inkl. Kinder)?“



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Betrachtet man die Haushaltsgrößen für die einzelnen Kieze, lassen sich für den *Beusselkiez*, den *Stephankiez* und das *Westfälisches Viertel* recht ähnliche Zahlen angeben. Einzig der *Lehrter Kiez* weist eine doch erheblich abweichende Struktur auf. Dort sind die befragten Haushalte deutlich größer als in den anderen Kiezen. Vor allem die Singlehaushalte sind zugunsten der Vier- und Fünfpersonen Haushalte unterrepräsentiert. Interessanter Weise ist diese Abweichung nicht allein durch den höheren Anteil von Ausländern im Kiez erklärbar, da bei Einschränkung auf Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit eine ähnliche Verteilung vorliegt.

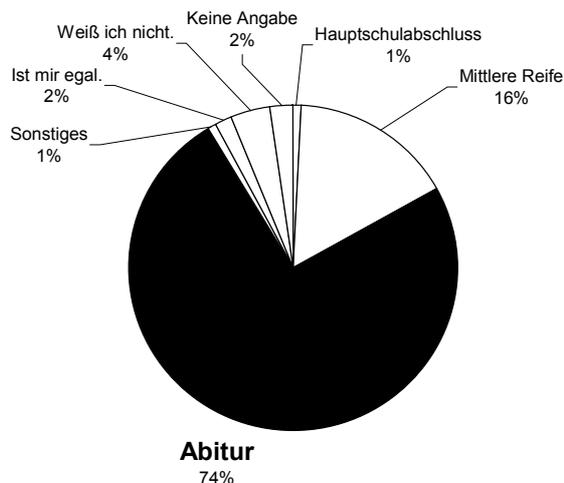
Wie bereits festgestellt (s.o.), kann man davon ausgehen, dass im *Lehrter Kiez* generell der Anteil der Familien an der gesamten Kiezbevölkerung höher ist<sup>33</sup>. Im Gegensatz dazu leben im *Westfälischen Viertel* nur in 22,7% der Haushalte Kinder unter 18 Jahren.

Zum sozialen Netzwerk der Familie können des weiteren die in Moabit lebende Verwandten eines Interviewten gezählt werden. Immerhin 27% der Befragten gaben an, Verwandte in Moabit zu haben. Von diesen 27% gibt allerdings nur ein kleiner Teil (28,1%) an, dass der/die Verwandte in Moabit als wichtigste Bezugsperson außerhalb des Haushalts fungiert (s.o.). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Großteil der Befragten innerhalb Moabits in ein familiäres Netzwerk eingebunden ist. Lediglich ein Viertel der Befragten gibt an, allein zu leben und auch keine Verwandten in Moabit zu haben. Damit ist natürlich keine Aussage zu den generellen familiären Netzwerken der Befragten gemacht, da ja nur Beziehungen innerhalb Moabits betrachtet wurden.

Es ist anzunehmen, dass zwischen den Eltern von Schulkindern ein gewisses soziales Netzwerk besteht, welches das im obigen Abschnitt beschriebene soziale Netzwerk innerhalb der Kieze erweitert und festigt. Gefördert wird dieses Netzwerk durch das starke Interesse der Eltern an der Ausbildung und Erziehung ihrer Kinder bzw. ihres Kindes (vgl. hierzu Abbildung 30).

### Abbildung 30: Gewünschte Schulabschlüsse für Kinder

Frage: „Wenn Sie einmal einige Zeit voraus denken: Was für einen Schulabschluss würden Sie sich für das/die Kinder wünschen?“ (nur Befragte mit Schulkindern)



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Ein wesentlicher Teil des Interesses zielt auch auf andere Kinder im gleichen Alter, die als Freund(e) des eigenen Kindes in Frage kommen. Aus den Aktivitäten des Kindes mit anderen Kindern erwächst die Möglichkeit der Interaktion zu anderen Eltern und damit der Nährboden für stabile soziale Beziehungsnetzwerke sowie für Multiplexbeziehungen, d.h. kontextübergreifende Beziehungen etwa über die Schulkontakte zu Nachbarschaftsvereinen. Das besondere an diesen Netzwerken

<sup>33</sup> Der Anteil der befragten Haushalte mit Kindern unter 18 Jahren lag im *Lehrter Kiez* bei 46,1%.

ist, dass es sich oft um „erprobte“ Netzwerke handelt. Die Netzwerke bestehen also nicht nur aufgrund gegenseitigen Kennens, sondern sind mit gemeinsam gemachten Erfahrungen aufgewertet.

Bei den Aktivitäten der Kinder, man denke etwa an den Schulbesuch, außerschulische Freizeitaktivitäten oder auch Spielen auf einem öffentlichen Spielplatz, macht sich ein starker Lokalitätsbezug bemerkbar. Kinder verfügen je nach Alter über einen reduzierten Aktionsradius, von dem anzunehmen ist, dass er auf den Kiez beschränkt bleibt. So nehmen bei 64,4% der Familien mit Schulkindern, die Kinder oder zumindest eines der Kinder regelmäßig an Freizeitaktivitäten in Sportvereinen, Musikgruppen, Tanzstunden etc. in Moabit teil. Von diesen Familien sagen 72,9%, dass sich aus den regelmäßigen Aktivitäten der Kinder Kontakte zu anderen Eltern ergeben haben. Dies sind immerhin die Hälfte (46,3%) aller Familien mit Schulkindern bzw. knapp ein Drittel (29,6%) aller Familien. Damit wiederum ist eine Voraussetzung für ein Beziehungsnetzwerk zwischen den Eltern auf dieser lokalen Ebene erfüllt. Problematisch ist allerdings die in zahlreichen Studien diagnostizierte Abwanderung von Familien aus Innenstadtquartieren, wovon in Moabit insbesondere der *Beusselkiez* betroffen ist. Dieser Prozess stört den Aufbau und die Stabilität der beschriebenen Netzwerke erheblich. Auch wegzugsbereite Haushalte dürften sich bereits so restriktiv verhalten, dass der Aufbau von kiezbezogenen Beziehungen unwahrscheinlicher wird.

### Zusammenfassung

Wie bereits im Rahmen der Betrachtungen zum nachbarschaftlichen Beziehungsgeflechts herausgearbeitet wurde (s.o.), können Familien mit Kindern als „Keimzellen“ sozialer Netzwerke und sozialen Kapitals innerhalb eines relativ überschaubaren Raumes, also z.B. eines Stadtteils gelten. Für den Vergleich der obigen Sachverhalte zwischen den Kiezen lässt der Stichprobenumfang keinen Spielraum. Die Gesamtzahl der Familien mit Schulkindern von denen mindestens eines an Freizeitaktivitäten in Moabit teilnimmt beläuft sich auf 86, wobei bereits 36 Fälle auf den *Beusselkiez* entfallen, sich die anderen 3 Kieze folglich 50 Fälle teilen. An dieser statistischen Momentaufnahme ist zwar kein Trend ablesbar, jedoch wird deutlich, dass die „klassische Familie“ längst nicht mehr zu den dominanten Bevölkerungsgruppen der Innenstadt gehört.

Petra Essenfelder

### 5.2.2 Intensität sozialer Normen

Soziales Kapital, also das „Guthaben“ an Gefälligkeiten bzw. der Grundstock an noch „einzulösenden“ Verpflichtungen, über die ein Individuum verfügt, resultiert zu einem aus dem Geflecht von Beziehungen zu Personen. Eine ebenfalls wichtige Form des Sozialkapitals bilden zum anderen soziale Normen, und wirksame Sanktionen. Dies betrifft z.B. auch gemeinschaftliche Güter und hat einen großen Einfluss auf die Stabilität der Kiezgesellschaft.

Ein Teilaspekt einer kiezbezogenen, kommunalen Gemeinschaftsaufgabe ist die Pflege des öffentlichen Raumes. Anhand der Frage zum Thema Sauberkeit auf den Strassen (im Wohnquartier) folgt nun zunächst die Betrachtung der Einstellungen der BewohnerInnen und somit die Ausprägung ihrer Normanschauung bezüglich dieses Aspekts des städtischen Lebens.

Mit unterschiedlicher Bewertung konnten sich die BewohnerInnen äußern u.a. zu den Aussagen:

- 1) Überall stehen Mülleimer, da gibt es keinen Grund, den Abfall einfach auf die Straße zu werfen.

- 2) Es liegt sowieso so viel herum, da macht ein bisschen mehr Abfall auch nichts mehr aus.
- 3) Wer Müll einfach so auf die Straße wirft, müsste eigentlich ein schlechtes Gewissen haben.
- 4) Hundehalter sollten sich schämen, wenn sie die Kothaufen auf der Straße nicht selbst beseitigen.

In allen diesen Einzelaussagen trat im *Beusselkiez* am schwächsten ausgeprägt den allgemeinen Normen entsprechende Ablehnung oder Zustimmung auf, während das *Westfälische Viertel* den Gegenpol dazu bildet. *Lehrter Kiez* und *Stephankiez* verhielten sich sehr ähnlich zueinander, nur bei Aussage 1 lag der *Stephankiez* mit einer starken Zustimmung von 44,7% eher auf der Höhe des *Beusselkiezes* (40,9%).

Der deutliche Unterschied zwischen dem *Beusselkiez* und dem *Westfälischen Viertel* ist wohl weniger auf unterschiedliche nachbarschaftliche Netzwerke zurückzuführen, da in beiden Kiezen gleichermaßen keine herausragende Kontaktintensität festgestellt werden konnte (s.o.). Viel eher könnte es zum einen an der vorhandenen Bausubstanz bzw. der vorzufindenden Qualität des öffentlichen Raumes liegen, der in den beiden Kiezen in unterschiedlichen Niveaus gegeben ist. Eventuell könnte man auch einen Zusammenhang mit der Altersstruktur sehen: Während im *Westfälischen Viertel* relativ zu den anderen Kiezen betrachtet ein höherer Anteil an älteren Menschen festgestellt werden konnte, war die jüngere Bevölkerungsgruppe im *Beusselkiez* vergleichsweise höher vertreten. Hinsichtlich des damit erwarteten unterschiedlichen Grades an Mobilitätsmöglichkeiten, und somit an unterschiedlichen Möglichkeiten, die Freizeit woanders verbringen zu können – wenn man will- könnte dies durchaus einen Einflussfaktor darstellen. Die wichtigste Rolle spielt an dieser Stelle aber zweifellos die unterschiedlich starke Identifikation mit dem nahen Wohnumfeld (vgl. Kapitel 5.1).

### 5.2.3 Fazit

Die Untersuchung der nachbarschaftlichen Netzwerke in den Kiezen Moabits haben gezeigt, dass grundsätzlich jede zweite befragte Person angibt, „sehr häufig“ bzw. „ab und zu“ nachbarschaftliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und dass dies in einem relativ ausgewogenem Verhältnis zu selber geleisteten Hilfestellungen steht. Hinsichtlich der miteinander verbrachten Zeit sowie der Orientierung auf das nahe Umfeld – etwa aufgrund einer dort lebenden Bezugsperson – herrschen doch Unterschiede zwischen den Kiezen. Am häufigsten werden dort *Beusselkiez* (einkommensschwächster Kiez!) und/oder *Westfälisches Viertel* (einkommensstärkster Kiez!) dem *Lehrter Kiez* gegenübergestellt. Viele Faktoren deuten darauf hin, dass im *Lehrter Kiez* ein engeres und intensiver gelebtes soziales Netzwerk vorhanden ist, das sich signifikant von der Struktur der anderen Kieze abhebt. Dem *Lehrter Kiez* kommt im Vergleich der vier Kieze eine gesonderte Stellung zu. Es ist davon auszugehen, dass im *Lehrter Kiez* verglichen mit anderen Kiezen ein höheres Maß an Sozialkapital vorhanden ist. Relativiert wird diese Einschätzung nur durch die geringere Stabilität innerhalb des Kiezes. Die durchschnittliche Wohndauer ist im *Lehrter Kiez* am geringsten, und der Wegzug eines Bewohners macht sein kiezbezogenes soziales Kapital unbrauchbar - für den Kiez ist es verloren gegangen.

Bezüglich der Eingebundenheit der Moabiter in ihren Kiez bzw. Bezirk durch eine dort lebende Bezugsperson entsteht ebenfalls mit etwa jeder vierten befragten Person ein Bild relativ hoher nahräumlichen Konzentration, vor allem wenn man das

Netzwerk aus sonstigen Freunden und auch Verwandten aus Moabit in die Betrachtung mit einbezieht.

Ein genauerer Blick auf die Kieze unter verschiedenen Aspekten gibt dennoch Unterschiede zwischen den Kiezen preis. Diese scheinen sich u.a. auf die Zusammensetzung der Bevölkerung etwa nach deren Lebenssituation zu gründen. Relativ immobile Gruppen wie Erwerbslose und Familien scheinen besonders auf nachbarschaftliche Hilfe zurückzugreifen.

Um den als positiv zu wertenden Vernetzungsgrad der Moabiter mit Nachbarn, vor allem auch mit Freunden im näheren Umfeld aufrecht erhalten zu können sollten Überlegungen angestellt werden, auf welchem Wege man eine kleinräumige Tendenz zur Homogenität, im Quartier zur Heterogenität konfliktfrei gestalten und erhalten kann.

Infrastrukturelle Unterstützung von Begegnungen könnte durch entsprechend gestalteten öffentlichen Raum geschaffen werden, damit die Identifikation gestärkt und folglich auch die Qualität der „Gemeinschaftsnormen“ gehoben werden kann.

Alle Bevölkerungsgruppen mit einer hohen nachbarschaftlichen Kontaktintensität „ausstatten“ zu wollen ist weder möglich, noch nötig (siehe *Westfälische Viertel*). Bedeutend ist dies allerdings für „Alte, Kranke, Eltern mit Kindern, Arbeitslose [...] [Sie] stehen nicht deshalb außerhalb der Gesellschaft, weil sie Rente oder Krankengeld oder Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld erhalten. Sie stehen erst dann „draußen vor der Tür“, wenn sie keine Beziehungen zu Nachbarn, Freunden, Verwandten, Arbeitskollegen, Schicksalsgenossen haben“ (GEIBLER 1998: 113).

## 5.3 Zivilität der BewohnerInnen

Inwieweit führen die vorhandenen Identifikationspotenziale und das Sozialkapital bei den Bewohnern in Moabit zu einem stärkeren bürgerlichen Bewusstsein bzw. Engagement? Wo liegen Engagementpotenziale und wie sehen die Engagementbarrieren aus? Wo schätzen die BewohnerInnen selbst ihre Möglichkeiten ein? Diesen und weiteren Fragen soll im folgenden Kapitel nachgegangen werden.

### 5.3.1 Zivilgesellschaftliches Engagement - eine Bestandsaufnahme

Juro Pernack

#### 5.3.1.1 Wahlbeteiligung als Indikator für Zivilität

Die in der Bewohnerbefragung ermittelte Wahlberechtigung für Gesamt-Moabit liegt bei 82,7%<sup>34</sup>. Vorab sei erwähnt, dass sich alle Zahlenangaben, ebenfalls solche innerhalb des Textes, ausschließlich auf die Bewohnerbefragung Moabit im Moabit 2000 beziehen.

Die Beteiligung an den Kommunalwahlen im Oktober 1999 lag durchschnittlich bei 67,9% und damit bei den Befragten etwas über der tatsächlichen Wahlbeteiligung.

**Tabelle 12: Beteiligung an den Kommunalwahlen 1999**

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
Ja	<b>60,3</b>	<b>72,6</b>	<b>57,6</b>	<b>81,0</b>
Nein	<b>39,7</b>	<b>27,4</b>	<b>42,2</b>	<b>19,0</b>
Gesamt	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Auffällig an der Wahlbeteiligung der Befragten sind die niedrigen Werte für den *Beussel-* und *Lehrter Kiez*. Eine Interpretationsmöglichkeit liegt in den Werten für die Erwerbstätigkeit. (siehe Tabelle 13). Erwartungsgemäß hat die Erwerbstätigkeit einen großen Einfluss auf das Wahlverhalten. Die sozioökonomische Situation spiegelt sich also direkt in der Wahlbeteiligung der Kieze wider.

<sup>34</sup> Wahlberechtigung in den einzelnen Kiezen

	Ja	Nein	Gesamt
<i>Beusselkiez</i>	83,2%	16,8%	100,0%
<i>Stephankiez</i>	85,3%	14,7%	100,0%
<i>Lehrter Kiez</i>	74,0%	26,0%	100,0%
<i>Westfäl. Viertel</i>	88,1%	11,9%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Werte im *Beussel-* und *Stephankiez* weichen nur geringfügig von dem Wert für Gesamt-Moabit ab. Dagegen weist das *Westfälische Viertel* eine geringfügig höhere Wahlberechtigung auf. Der Grund dafür liegt im geringeren Ausländeranteil: Im *Stephankiez* liegt der ermittelte Ausländeranteil bei 20,1%, gefolgt vom *Beusselkiez* mit 21,3%. Das *Westfälische Viertel* weist dagegen nur einen Ausländeranteil von 15,1% auf, was auf die höhere Wahlberechtigung hindeutet. Die im *Lehrter Kiez* deutlich niedrigere Wahlberechtigung ist auf den höheren Ausländeranteil von 33,7% zurückzuführen. Alle genannten Zahlenwerte stammen aus unserer Bewohnerbefragung Moabit Moabit 2000.

**Tabelle 13: Erwerbstätige und Nichtwähler in den einzelnen Kiezen**

Angaben in %

Kiez	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
Erwerbstätigen- anteile	<b>51,7</b>	<b>46,0</b>	<b>47,5</b>	<b>60,9</b>
Erwerbstätige Nichtwähler	<b>29,9</b>	<b>22,6</b>	<b>32,1</b>	<b>15,8</b>
Erwerbslose Nichtwähler	<b>45,9</b>	<b>31,4</b>	<b>51,6</b>	<b>22,8</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Ein weiterer zu berücksichtigender Faktor ist das Bildungsniveau. Die folgende Tabelle zeigt die Schulabschlüsse und das Wahlverhalten der befragten Personen in den vier Kiezen:

**Tabelle 14: Bildungsgrad und Nichtwähler in den einzelnen Kiezen**

Angaben in %

Kiez	<i>Beussel- kiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
% der Nichtwähler bei Befragten mit Hauptschulabschluss	<b>46,6</b>	<b>48,9</b>	<b>41,7</b>	<b>24,9</b>
% der Nichtwähler bei Befragten mit mittlerer Reife	<b>44,4</b>	<b>10,2</b>	<b>47,1</b>	<b>25,0</b>
% der Nichtwähler bei Befragten mit Abitur	<b>31,8</b>	<b>25,7</b>	<b>27,3</b>	<b>17,9</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Der *Lehrter Kiez* hat von allen Kiezen das geringste Bildungsniveau, das *Westfälische Viertel* dagegen das höchste, was sich auch in der hohen Wahlbeteiligung niederschlägt. Anhand Tabelle 14 sind deutliche Analogien zur Wahlbeteiligung zu erkennen.

In der Bewohnerbefragung wurden die Nichtwähler nach ihren Gründen dafür gefragt: Im *Beusselkiez* nannten 42,1% aller Nichtwähler ausdrücklich Politikverdrossenheit und Wahlmüdigkeit als Gründe, sich nicht an der Wahl zu beteiligen. Im *Westfälischen Viertel* waren es dagegen nur 17,9%.

### 5.3.1.2 Vereinsmitgliedschaften

Die Vereinsmitgliedschaften weisen für die einzelnen Kieze folgende Werte auf:

**Tabelle 15: Gegenüberstellung von Vereinsmitgliedschaften Personen mit Hochschulreife und Ausländeranteil in den Kiezen**

Angaben in Prozent

Jeweiliger Anteil im Kiez	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
Vereinsmitgliedschaft	22,6	30,5	36,4	39,5
Hochschulreife	39,7	47,3	35,5	56,9
Ausländeranteil	16,8	17,7	32,1	13,6

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Auch hier fällt der niedrige Wert für den *Beusselkiez* und der hohe Anteil im *Westfälischen Viertel* auf.

Vergleicht man die Mitgliedschaften mit dem Bildungsgrad, könnte man vermuten, dass Personen mit einem hohen Schulabschluss (Abitur) eher geneigt sind, sich in einem Verein zu betätigen. Die Befragungen bestätigen dies generell. Unterschiede in den Kiezen sind jedoch nicht ohne weiteres auszumachen (siehe folgende Tabelle).

**Tabelle 16: Vereinsmitgliedschaft und Bildungsgrad**

Jeweiliger Anteil im Kiez	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
% der Vereinsmitglieder bei den Befragten mit Abitur	27,0	34,4	40,7	42,4
% der Vereinsmitglieder bei den Befragten mit Hauptschulabschluss	17,9	19,6	26,3	26,3

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Grundlage für das Aktivwerden in einem Verein ist das Bedürfnis bzw. die Fähigkeit, sich mit anderen Menschen auseinander zusetzen. Der zwischenmenschliche Umgang in einem Verein setzt ein soziales Vertrauen voraus, welches durch gute nachbarschaftliche Beziehungen essentiell gefördert wird. Es wäre daher von Interesse, die Kontaktintensität mit Nachbarn in den einzelnen Kiezen zu vergleichen. Wie bereits in Kapitel 5.2.1 dargestellt, kann wiederum im *Beusselkiez* die Intensität der nachbarschaftlichen Kontakte als am geringsten bezeichnet werden. An zweiter Stelle steht der *Stephankiez*. Deutlich intensivere Beziehungen weist das *Westfälische Viertel* auf. Der *Lehrter Kiez* nimmt auch hier eine Sonderstellung ein: Wie aus Bewohnergesprächen immer wieder deutlich wurde, handelt es sich traditionell um ein offeneres Milieu mit gefestigteren nachbarschaftlichen Kontakten als in den anderen Kiezen. Dies bietet auch wesentlich günstigere Voraussetzungen für die Ausländerintegration, welche hier offenbar größere Erfolge aufweist. Enge Nachbarschaftsbeziehungen fördern, wie bereits genannt, soziales Vertrauen, was sich indirekt auch in dem Wert der Vereinsmitgliedschaften von 36,4% niederschlagen kann.

### 5.3.1.3 Ehrenamtlich tätige BewohnerInnen

Aus Tabelle 17 geht deutlich hervor, dass im *Stephankiez* der Anteil der ehrenamtlich Tätigen besonders niedrig und im *Lehrter Kiez* nur geringfügig höher ist:

**Tabelle 17: Vergleich der Kieze in Bezug auf ehrenamtlich Tätige und Vereinsmitglieder**

Angaben in %

Jeweilige Anteile im Kiez	<i>Beussel- kiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
Ausübung eines Ehrenamtes	23,5	18,5	27,6	24,6
Vereinsmitgliedschaft im vergangenen Jahr	22,6	30,5	36,4	39,5

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Der oben am Beispiel der Vereinsmitgliedschaft betrachtete Zusammenhang, dass ein stärkeres soziales Vertrauen und ein durch engere nachbarschaftliche Beziehungen geförderter sozialer Zusammenhalt sich in einer höheren Bereitschaft niederschlägt, sich zu engagieren, könnte vermuten lassen, dass dieser Zusammenhang auch für ehrenamtliche Tätigkeiten gilt, zumal diese sehr oft in Vereinen ausgeübt werden.

**Tabelle 18: Vereinsmitgliedschaft und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr für Gesamt-Moabit (Moabit, n=708)**

% von Vereinsmitgliedschaft generell

	Vereinsmitgliedschaft generell		Gesamt
	ja	nein	
Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr	41,1%	13,8%	22,5%
	58,9%	86,2%	77,5%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus der Kreuztabelle wird ersichtlich, dass die Zahl der Vereinsmitglieder, die gleichzeitig freiwillig tätig sind, dreimal so hoch ist wie Ehrenamtliche, die keinem Verein angehören. Dies verwundert zunächst nicht, weil beide Funktionen oft gekoppelt sind, könnte aber einen Hinweis darauf geben, dass die freiwillig Engagierten auf stärkere soziale Netzwerke zurückgreifen können. Gute nachbarschaftliche Beziehungen fördern dies maßgeblich.

Durch Tabelle 19 werden diese Vermutungen bestätigt: Es geht eindeutig hervor, dass die Zahl der ehrenamtlich Tätigen mit zunehmender Intensität der nachbarschaftlichen Beziehungen stetig zunimmt, d.h. die nachbarschaftlichen Kontakte spielen für die Motivation für eine freiwillige Tätigkeit eine große Rolle.

**Tabelle 19: Kontaktintensität mit Nachbarn und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr für Gesamt-Moabit (Moabit, n=709)**

% von Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)

		Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)	praktisch gar keine Zeit	11,1%	88,9%	100,0%
	weniger als 0,5 Stunden	17,9%	82,1%	100,0%
	0,5 bis 2 Stunden	27,4%	72,6%	100,0%
	2 bis 5 Stunden	29,3%	70,7%	100,0%
	mehr als 5 Stunden	36,7%	63,3%	100,0%
	weiß ich nicht		100,0%	100,0%
Gesamt		22,3%	77,7%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Wie in Kapitel 5.2.1 erläutert, sind die nachbarschaftlichen Kontakte im *Lehrter Kiez*, gefolgt vom *Westfälischen Viertel* am intensivsten, was die von allen Kiezen höchste Zahl der ehrenamtlich Tätigen erklärt. Im *Stephan-* und *Beusselkiez* sind die Kontakte dagegen nicht so intensiv. Damit ist der besonders niedrige Wert für den *Stephankiez* aber noch nicht erklärt. Ein weiterer Ansatz wäre der Frage nachzugehen, welcher Schulabschluss bei den freiwillig oder ehrenamtlich Tätigen überwiegt.

**Tabelle 20: Schulabschluss und Ausübung eines Ehrenamtes im vergangenen Jahr (Moabit, n=696)**

% von Schulabschluss

		Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Schulabschluss	ohne Hauptschulabschluss	15,0%	85,0%	100,0%
	Hauptschulabschluss	15,1%	84,9%	100,0%
	Realschulabschluss	22,4%	77,6%	100,0%
	PTO 10. Klasse		100,0%	100,0%
	Fachhochschulreife	37,5%	62,5%	100,0%
	Allgemeine Hochschulreife	24,6%	75,4%	100,0%
	anderer Schulabschluss	50,0%	50,0%	100,0%
	Gesamt		22,7%	77,3%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus den Tabellen wird ersichtlich, dass allgemein die Personen mit mittlerer Reife bzw. Abitur sich stärker ehrenamtlich bzw. freiwillig betätigen als Personen mit Hauptschulabschluss bzw. ohne Schulabschluss. Im *Beusselkiez* gibt es bei den Ehrenamtlichen mit/ohne Hauptschulabschluss und mittlerer Reife kaum einen Unterschied, dagegen liegt der Wert bei Abiturienten deutlich höher. Im *Stephan-*

*kiez* sind die Personen mit mittlerer Reife bzw. Abitur deutlich stärker ehrenamtlich tätig, wobei der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen gering ist. Im *Westfälischen Viertel* hingegen ist die Gruppe der Abiturienten am deutlichsten ausgeprägt.

Anhand der Daten der Schulabschlüsse lässt sich erkennen, dass die Gruppe der Abiturienten unter den freiwillig Engagierten besonders stark vertreten ist. Beim *Lehrter-* und *Stephankiez* ist dies allerdings nicht der Fall: Der *Lehrter Kiez* hat jedoch eine ohnehin etwas geringere Quote an Abiturienten, dafür aber die intensivsten sozialen Netzwerke und den höchsten Sozialkapitalstock, was für freiwilliges Engagement offenbar von größerer Wichtigkeit ist.

Wie bereits in Kapitel 5.2.1 erwähnt, hatten Personen, die in soziale Netzwerke der Nachbarschaft eingebunden sind, eine stärkere Kiezbindung. Wie bei den Vereinsmitgliedschaften schlägt sich diese Tatsache auch in den höheren Werten für ausgeübte ehrenamtliche Tätigkeiten im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel* nieder.

Eine weitere Rolle könnte die Erwerbstätigkeit spielen: Man könnte vermuten, dass Erwerbstätige durch berufliche Belastung sich weniger häufig ehrenamtlich engagieren.

**Tabelle 21: Erwerbstätigkeit und Ausübung eines Ehrenamtes für Gesamt-Moabit (n=698)**

% von Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr

		Ausübung eines Ehrenamts im vergangenen Jahr		Gesamt
		ja	nein	
Erwerbstätigkeit	ja	62,7%	51,1%	53,7%
	nein	37,3%	48,9%	46,3%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus der Tabelle geht hervor, dass mehr ehrenamtlich Tätige auch erwerbstätig sind. Damit wird die o.g. Vermutung widerlegt. Von allen Kiezen ist der Anteil der nicht Erwerbstätigen im *Stephankiez* mit 52,6% am höchsten. Dies bestätigt zusätzlich den von allen Kiezen geringsten Anteil an ehrenamtlich Tätigen.

Im Rahmen der Befragung wurden die BewohnerInnen außerdem nach den Gründen gefragt, was sie von freiwilligen, ehrenamtlichen Aufgaben abhalte: Im *Stephan-* und *Beusselkiez*, dabei besonders im *Stephankiez* ist unter den Antworten häufig mangelnde Identifikation mit dem Kiez und Politikverdruss erkennbar. Antworten waren unter anderem folgende:

**Tabelle 22: Barrieren gegen freiwillige Tätigkeiten**

<p>„Mangelndes Zusammengehörigkeitsgefühl der BewohnerInnen“;          „Arbeit wird nicht angenommen, früher in Kinderprojekt gearbeitet“;          „Vereinsmeierei, viel Gerede, wenig Inhalte“;          „Will wieder wegziehen“;          „Ich fühl mich hier nicht heimisch“;          „Bei den Leuten lohnt es sich nicht“;          „Man wird ausgenutzt“;          „Kein Bezug, keine Identifikation mit dem Kiez“;          „Ist eigentlich Aufgabe des Staates“;          „Wut auf den Staat“.</p>
---

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

#### 5.3.1.4 Individuelle Prädispositionen: Problemlösungsstrategien der BewohnerInnen

Im Rahmen der Bewohnerbefragung wurden die Anwohner danach gefragt, was sie als erstes tun würden, wären sie in ihrer Wohnstraße einer zu starken Verkehrsbelastung ausgesetzt. Mit dieser Fragestellung sollten zivilgesellschaftliche Anhaltspunkte für Potenziale der BewohnerInnen herausgefunden werden.

Es ist allerdings zu beachten, dass nicht jeder Befragte geantwortet bzw. die Fragestellung verstanden hat.

Die Antworten wurden in vier Kategorien zusammengefasst:

- Die Kategorie „Bürgerinitiative, gemeinsame Aktion starten“ umfasst einen Personenkreis, von dem eine hohe aktive Initiativbereitschaft ausgeht und der deshalb ein hohes Potenzial besitzt. Antworten waren z.B.: „Eine Bürgerinitiative gründen“; „Demonstration auf der Straße“; „eine Unterschriftenaktion starten“; „nachts die Straßen sperren, Kinderdemo anleiern, gewaltfrei Zeichen setzen“
- Die Kategorie „mit Nachbarn reden, sich mit Nachbarn zusammenschließen“ umfasst Bewohner, die eine ausgeprägte nachbarschaftliche Orientierung besitzen, von denen aber eine weniger starke Eigenaktivität ausgeht, selbst eine Initiative in Leben zu rufen. Dieser Personenkreis würde sich zuerst mit Nachbarn beraten, um dann gemeinsam das Bezirksamt aufzusuchen, einen Brief zu schreiben oder „etwas zu unternehmen“. Die Vorstellungen von den „gemeinsamen Unternehmungen“ waren dabei weniger konkret als in der ersten Kategorie. Antworten waren hier: „Mit Nachbarn reden“; „Kontakt zu Mitbetroffenen aufnehmen“; „Gespräche mit den Nachbarn suchen, um dann gemeinsam aktiv zu werden“; „Nachbarn fragen, Unterschriften sammeln“; „sich mit Nachbarn zusammenschließen“; „gemeinsam mit Nachbarn zum Verkehrsamt gehen“.
- Die dritte Kategorie umfasst Bewohner, die mit „nichts“; „egal“; „würde wegziehen“; „keine Idee“ geantwortet hatten. Diese Personen sind eher passiv, gleichgültig oder haben keine Identifikation mit ihrem Kiez.

- Ein Großteil der Kategorie „andere Angaben“ umfasst Personen, die eher allein etwas tun würden bzw. weniger Initiativbereitschaft besitzen. Diese Bewohner würden sich eher einer bereits bestehenden Bürgerinitiative anschließen als selbst eine zu gründen. Sie können als „Einzelkämpfer“ auf weniger Sozialkapital zurückgreifen. Antworten waren u.a.: „ans Bezirksamt schreiben“; „sich an Unterschriftenaktion beteiligen“; „zur Bürgerberatung gehen“; „Beschwerde bei der Polizei“; „selbst ein Schild basteln“; „zur Bürgersprechstunde ins Rathaus gehen, Kontaktbeamten ansprechen“; „wenn es was gäbe, würde ich es unterstützen“.

**Tabelle 23: Problemlösungsverhalten der Kiezbewohner**

Frage: „Ein fiktives Beispiel: Gesetzt den Fall, in Ihrer Wohnstraße gäbe es zu viel Verkehr und dadurch Belästigungen durch Lärm und Abgase sowie Gefahren für die Kinder. Sie wissen, dass Sie nicht der/die einzige sind, den/die das stört. Was würden Sie tun, um diesen Missstand zu verbessern?“

Angaben in %

Jeweilige Anteile im Kiez	<i>Beussel- kiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
„Bürgerinitiative gründen“, „Gemeinsame Aktion starten“	<b>9,0</b>	<b>15,0</b>	<b>23,6</b>	<b>22,6</b>
„Mit Nachbarn reden“, „Sich mit Nachbarn zusammenschließen“	<b>9,6</b>	<b>12,6</b>	<b>13,9</b>	<b>15,7</b>
„Nichts“, egal; würde wegziehen	<b>31,1</b>	<b>35,0</b>	<b>22,2</b>	<b>24,5</b>
andere Angaben	<b>50,3</b>	<b>37,4</b>	<b>40,3</b>	<b>37,2</b>
Gesamt	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus der Tabelle sind folgende Tendenzen ableitbar: Im *Beussel-* und *Stephankiez* ist die aktive Initiativbereitschaft geringer als im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel*; im *Beusselkiez* ist sie besonders gering. Die Zahl der tatsächlich durchgeführten Nachbarschaftsaktionen liegt hier auch weit unter dem Kiezdurchschnitt. Als weitere Tendenz ist die Quote der gleichgültigen und passiven Bewohner im *Beussel-* und *Stephankiez* höher, und die Anzahl der BewohnerInnen, die sich zuerst an ihre Nachbarn wenden würden, ebenfalls geringer als im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel*. Dies dürfte auf eine geringe Identifikation mit dem Kiez und weniger ausgeprägte Nachbarschaftsbeziehungen zurückzuführen sein.

Auf diese Zusammenhänge wird im nächsten Abschnitt weiter eingegangen.

### 5.3.1.5 Nachbarschaftsaktionen: Umfang und Qualität

Nachbarschaftsaktionen, z.B. Protestaktion beim Bezirksamt, Hinterhofbegrünung etc. setzen intensivere Kontakte mit Nachbarn voraus als ehrenamtlichen Tätigkeiten oder Vereinsmitgliedschaften. Auch spielt Ortsbindung bzw. Identifikation mit dem Kiez eine große Rolle.

Aus der folgenden Tabelle geht hervor, dass im *Beussel-* und *Stephankiez* deutlich weniger Bewohner bereits eine Nachbarschaftsaktion initiiert hatten, als im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel*. Auffällig ist der besonders niedrige Wert für den *Beusselkiez* und der hohe Wert für den *Lehrter Kiez*.

**Tabelle 24: Vergleich der Kieze in Bezug auf von Bewohnern initiierte Nachbarschaftsaktionen**

Frage: „Haben Sie jemals versucht, eine Nachbarschafts-Aktion anzustoßen? (z.B. Nachbarschaftsfest, Hinterhofbegründung, gemeinsamer Protest bei Institutionen o.ä.)“

Angaben in %

Jeweilige Anteile im Kiez	<i>Beussel- kiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfäl. Viertel</i>
Initiierte Nachbarschaftsaktionen n=527	<b>14,0</b>	<b>22,9</b>	<b>37,5</b>	<b>30,2</b>
Vereinsmitgliedschaft n=719	<b>22,6</b>	<b>30,5</b>	<b>36,4</b>	<b>39,1</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

**Tabelle 25: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und „Heimweh“ nach Moabit (n=522)**

% von "Heimweh" nach Moabit?

Kiez	Nachbarschaftsaktion: schon versucht?	"Heimweh" nach Moabit?			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Beusselkiez	ja	13,3%	17,5%	4,8%	14,0%
	nein	84,4%	81,0%	95,2%	84,5%
	weiß ich nicht	2,2%	1,6%		1,6%
		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Stephankiez	ja	28,0%	19,4%	20,0%	23,0%
	nein	72,0%	79,6%	80,0%	76,5%
	weiß ich nicht		1,0%		,5%
		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Lehrter Kiez	ja	41,7%	27,8%	50,0%	37,5%
	nein	58,3%	72,2%	50,0%	62,5%
		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Westfälisches Viertel	ja	35,7%	25,0%	23,8%	31,0%
	nein	64,3%	75,0%	76,2%	69,0%
		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

**Tabelle 26: Durchgeführte Nachbarschaftsaktionen und Kontaktintensität für Gesamt-Moabit (n=524)**

% von Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)

	Nachbarschaftsaktion: schon versucht?				Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)	praktisch gar keine Zeit	8,0%	92,0%		100,0%
	weniger als 0,5 Stunden	15,2%	83,9%	,9%	100,0%
	0,5 bis 2 Stunden	32,6%	66,7%	,7%	100,0%
	2 bis 5 Stunden	38,6%	61,4%		100,0%
	mehr als 5 Stunden	30,6%	69,4%		100,0%
	weiß ich nicht	66,7%	33,3%		100,0%
Gesamt		24,0%	75,4%	,6%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Wie in den Kapiteln 2 und 3 bereits erörtert, ist die Kiezbindung im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel* am größten, d.h. die BewohnerInnen sind weniger gleichgültig und eher bereit, sich für Verbesserungen einzusetzen. Dies wird anhand der im Vergleich zum *Beussel-* und *Stephankiez* häufiger durchgeführten Aktionen im *Lehrter Kiez* und *Westfälischen Viertel* deutlich. Neben der Kiezbindung sind intensive Kontakte zu Nachbarn von großer Wichtigkeit. Dies wird anhand Tabelle 26 deutlich.

Der *Lehrter Kiez* weist neben einer hohen Vereinsmitgliedschaft und Identifikation der BewohnerInnen mit ihrem Kiez die intensivsten nachbarschaftlichen Kontakte auf. Das Sozialkapital der BewohnerInnen ist hier von allen Kiezen am größten. Es sei darauf hingewiesen, dass das Gebiet eine lange Tradition bei der Bürgerbeteiligung hat. Deshalb wird leicht verständlich, weshalb von mehr als jedem dritten befragten Bewohner bereits eine Nachbarschaftsaktion jeglicher Art initiiert wurde. Das *Westfälische Viertel* liegt mit 30,2% nur unwesentlich darunter. Die nachbarschaftlichen Kontakte sind hier zwar nicht derart intensiv wie im *Lehrter Kiez*, die Kiezbindung und Vereinsmitgliederzahl ist hier jedoch höher. Vergleicht man die Vereinsmitgliedschaften im *Stephan-* und im *Beusselkiez* mit den dort geringeren Nachbarschaftsbeziehungen und Kiezbindungen (im *Beusselkiez* am geringsten), so wird verständlich, dass sich die Nachbarschaftsaktionen auf einem geringeren Niveau bewegen. Die besonders geringe Kiezbindung im *Beusselkiez* macht verständlich, warum von allen Kiezen hier die wenigsten Nachbarschaftsaktionen durchgeführt worden sind.

Im vorangegangenen Kapitel wurde deutlich, dass Erwerbstätige sich sogar häufiger ehrenamtlich betätigen als Nicht-Erwerbstätige.

**Tabelle 27: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und Erwerbstätigkeit für Gesamt-Moabit (Kreuztabelle)**

		% von Erwerbstätigkeit		Gesamt
		ja	nein	
Nachbarschaftsaktion: schon versucht?	ja	27,9%	19,4%	24,0%
	nein	71,4%	80,2%	75,4%
	weiß ich nicht	,7%	,4%	,6%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus den Befragungsergebnissen wird ersichtlich, dass erheblich mehr Personen, die eine Aktion bereits durchgeführt haben, auch erwerbstätig sind. Beim Bildungsgrad gibt es dagegen kaum signifikante Unterschiede, wenngleich Menschen mit niedrigerem Schulabschluss deutlich weniger aktiv sind. Andere Faktoren – wie Frustration und Perspektivlosigkeit aufgrund von länger anhaltender Arbeitslosigkeit etc. – spielen hier sicherlich eine große Rolle.

Damit ist die niedrige Quote an durchgeführten Nachbarschaftsaktionen im *Beussel-* und *Stephankiez* noch nicht vollständig erklärt. Ein weiterer, sehr wichtiger Grund ist die starke Politikverdrossenheit der Nichtwähler in den beiden Kiezen. Die Wahlbeteiligung ist mit 60,3% bei den Kommunalwahlen 1999 im *Beusselkiez* sehr gering. Dies mag auch wegen des sowieso schlechten Wohnumfeldes und des

mangelnden Vertrauens in die Politik eine Art Resignation der BewohnerInnen hervorrufen.<sup>35</sup>

**Tabelle 28: Durchführung einer Nachbarschaftsaktion und Schulabschluss für Gesamt-Moabit (Kreuztabelle)**

	% von Schulabschluss			Gesamt
	Nachbarschaftsaktion: schon versucht?			
	ja	nein	weiß ich nicht	
Hauptschulabschluss	23,4%	76,6%		100,0%
Realschulabschluss	24,2%	75,0%	,8%	100,0%
Fachhochschulreife	26,7%	73,3%		100,0%
Allgemeine Hochschulreife	24,9%	74,7%	,4%	100,0%
Gesamt	24,2%	75,2%	,6%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

### 5.3.1.6 Fazit

Im Theorieteil des Projektberichtes wurde auf das Problem des Staatsversagens eingegangen: Infolge der Globalisierung ist die heimische Wirtschaft der internationalen Weltmarktkonkurrenz ausgesetzt worden, was einen ungeheuren Effektivitätsdruck bewirkt hat. Die Folgen waren massiver Abbau von Arbeitsplätzen, eine Kostenexplosion bei den Sozialleistungen und sinkende Steuereinnahmen. Dies ist ein politisches Problem, das nur durch regulierende Eingriffe in die Marktwirtschaft zu lösen ist. Der Staat (Kommunen bzw. Senat/Bezirke) reagiert aber wirtschaftlich, in dem er dem Liberalisierungstrend folgt, „ineffiziente“ staatliche Aufgabenträger (z.B. BEWAG) privatisiert und kommunalstaatliche Aufgaben an privatwirtschaftlich organisierte Stadterneuerungsgesellschaften (z.B. S.T.E.R.N. GmbH) delegiert, die durch Aufwertung bestimmter, attraktiver Wohn-, Konsum- und Dienstleistungsstandorte einkommensstarke Schichten und steuerträchtige Unternehmen an sich ziehen sollen.

Mit Hilfe dieser „public/private partnerships“ wird an bestimmten Standorten durch gezielte, punktuelle städtebauliche Aufwertung ein positives Wirtschaftsklima geschaffen, während sich die Probleme in benachteiligten Stadtvierteln wie dem *Beussel-* und *Stephankiez* noch weiter verschärfen. Ein Beispiel für die Bildung von „Hochglanzstandorten“ unter Ausschluss der öffentlichen Meinung durch „public/private partnerships“ ist der Potsdamer Platz. Diesen Weg weiterzuverfolgen ist falsch: Er führt zur Ausgrenzung benachteiligter sozialer Gruppen und zur Verschärfung der Situation in städtischen Problemgebieten.

Die Idee, aufgrund der Finanzknappheit der öffentlichen Kassen verstärkt das Ehrenamt zu fördern, ist im Grundsatz richtig: Gemeinnützige, private Wohlfahrtsträger (Non-Profit-Sektor NPS) haben in der Vergangenheit das Ehrenamt nur wenig gefördert, da es kaum benötigt wurde. Es ist daher erforderlich, dass von staatlicher Seite ehrenamtliche Helfer außerhalb des NPS durch Förderung bürgerschaftlichen

<sup>35</sup> Die im *Beusselkiez* geplante Kita wurde nicht errichtet, weil die zur Verfügung gestandenen Gelder in die Bundestagskita am Lehrter Bahnhof flossen. Immerhin wurden für jenes Projekt 50% Bundeszuschüsse gewährt, die für die *Beusselkiez*-Kita nicht zur Verfügung gestanden hätten.

Engagements gewonnen werden (vgl. Kapitel 3.2). Der Staat kann aber auch nicht alles auf „das Ehrenamt“ setzen: Wo die Grundausrüstung nicht stimmt, kann auch keine Motivation erwartet werden, wo public/private partnerships in großen Prestigeprojekten zu „Selbstbedienungseinrichtungen“ werden, ist Politikverdrossenheit zu spüren. Wenn der Staat versucht, „das Ehrenamt“ über alles Maß zu strapazieren und sich aus sozialer Verantwortung zu stark zurückzieht, besteht die Gefahr, dass sich Viertel wie *Stephan-* oder *Beusselkiez* mehr und mehr zu Orten der Exklusion und zu sozialen Brennpunkten entwickeln.

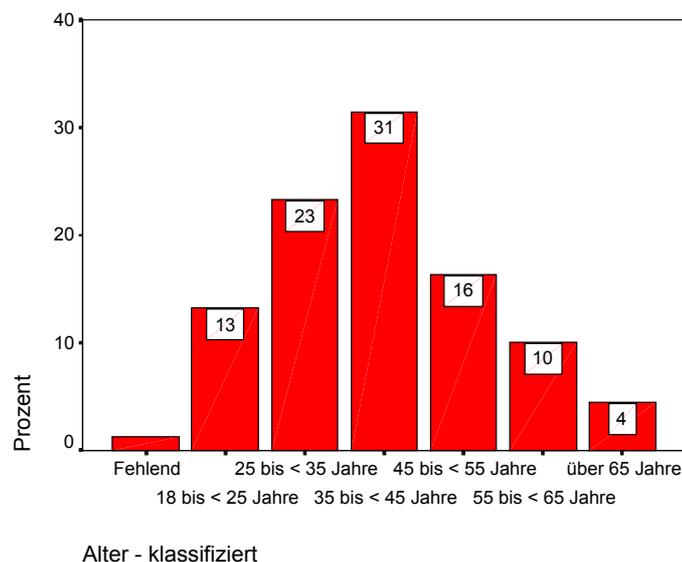
Dennoch: Das festzustellende grundsätzliche bürgerliche Bewusstsein im Stadtteil sollte als Ressource und Entwicklungschance genutzt werden. Mögliche differenzierte Strategien könnten dabei die zum Teil erheblichen Zivilitätsunterschiede und divergierenden Problemlagen in den einzelnen Kiezen produktiv nutzen.

Björn Höfs

### 5.3.2 Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement in Moabit

Wie die vorangegangenen Ausführungen gezeigt haben, ist im gesamten Erhebungsgebiet bei einer Vielzahl von Bewohnern eine grundsätzliche Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement zu erkennen. 21,5% aller befragten Personen gaben an, im vergangenen Jahr irgendeine Tätigkeit auf ehrenamtlicher Basis übernommen zu haben (z.B. für den Sportverein, im kulturellen oder sozialen Bereich, für den Kiez).<sup>36</sup> Allein in der Befragungstichprobe sind dies etwa 150 Personen, die mit Ehrenämtern in Berührung gekommen sind. Die restlichen drei Viertel haben kein derartiges Engagement gezeigt.

**Abbildung 31: Altersstruktur der engagierten Personen**



Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Hinsichtlich der Bereitschaft zum Ehrenamt ist es wichtig, zuvor anhand der „realen Ehrenamtler“ noch einmal einen Blick auf die Struktur der „Zielgruppen“ zu werfen. Anhand der Umfrage kann man erkennen, dass 66% derer, die sich im

<sup>36</sup> Diese Frage beschränkte sich nicht auf kiezbezogene freiwillige Tätigkeiten. Vielmehr sollte hier die Engagementbereitschaft der BewohnerInnen insgesamt untersucht werden.

vergangenen Jahr tatsächlich engagierten, kinderlos waren (vgl. Tabelle 30). Einerseits wäre zu vermuten gewesen, dass gerade die Eltern den größeren Anteil ausmachen, um die Situation ihrer Kinder zu verbessern. Andererseits sind die zeitlichen Restriktionen gerade für Familien mit kleineren Kindern besonders groß. Damit erscheint das Ergebnis plausibel. Die meisten Aktiven rekrutieren sich erwartungsgemäß aus der Altersgruppe zwischen 25 und 55 Jahren (vgl. Abbildung 31).

Wider Erwarten machen die Erwerbstätigen einen Anteil von 62,7 % (vgl. Tabelle 29) aus. Die Annahme wäre gewesen, dass gerade diese ein Ehrenamt ablehnen, um einer Doppelbelastung zu entgehen. Dieses hat sich jedoch nicht bestätigt.

**Tabelle 29: Familienstatus und Berufstätigkeit der im vergangenen Jahr tatsächlich ehrenamtlich tätig gewordenen Befragten**

Angaben in %

(nur „Ehrenämter“)	Ja	Nein
Kinder unter 18 Jahren im Haushalt?	<b>34,0</b>	<b>66,0</b>
Berufstätig	<b>62,7</b>	<b>37,3</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Es ist jedoch beachten, dass sich die Frage nach tatsächlichem ehrenamtlichen Engagement – anders als die weiteren Fragen - nur auf die im letzten Jahr ausgeübten Tätigkeiten bezieht. Es besteht daher die grundsätzliche Möglichkeit, dass im langjährigen Mittel andere Ergebnisse zu beobachten wären.

### 5.3.2.1 Bereitschaft zu freiwilligen bzw. ehrenamtlichen Tätigkeiten im Kiez

Die Frage nach der Bereitschaft zum Ehrenamt bezog sich der Ausgangsfragestellung entsprechend auf eine beliebige freiwillige Tätigkeit zugunsten des eigenen *Wohnquartiers*. Auf den ersten Blick überwiegt in Gesamt-Moabit das „Nein“ zu einem solchen Ehrenamt (vgl. Tabelle 30). Jedoch lassen sich bei näherer Betrachtung beträchtliche Potenziale zur Steigerung des Interesses an freiwilligen Tätigkeiten erkennen.

**Tabelle 30: Bereitschaft, eine freiwillige Aufgabe im Kiez zu übernehmen**

In %	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westfälisches Viertel</i>	<i>Gesamt-Moabit</i>
Ja	<b>30,9</b>	<b>40,1</b>	<b>39,7</b>	<b>43,6</b>	<b>38,4</b>
Nein	<b>47,9</b>	<b>45,8</b>	<b>46,6</b>	<b>43,6</b>	<b>45,9</b>
Weiß nicht	<b>21,2</b>	<b>14,1</b>	<b>13,8</b>	<b>12,8</b>	<b>15,7</b>
<i>Differenz Ja/nein</i>	<b>-17,0</b>	<b>-5,7</b>	<b>-6,9</b>	<b>+/- 0,0</b>	<b>-7,5</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Der Anteil derjenigen, die grundsätzliche Bereitschaft bekundeten, ist mit Ausnahme des *Westfälischen Viertels* stets geringer als der Anteil jener, die keine freiwillige Aufgabe übernehmen wollen. Es ist jedoch auffällig, dass die Polarisierung zwischen „Aufgeschlossenen“ und „Ablehnenden“ mit Abstand am stärksten ausgeprägt ist. Mit durchschnittlich 15,7% bilden die „Unentschiedenen“ eine schwer zu interpretierende und relativ große Grauzone. Diese Gruppe kann man bei positiver Interpretation als Mobilisierungspotenzial betrachten. Aus einem negativen Blickwinkel sind es diejenigen, welche sich nicht getraut haben, mit „Nein“ zu antworten.

Grundsätzlich lässt sich jedoch ein Unterschied zwischen den tatsächlich ausgeübten Tätigkeiten und der Bereitschaft erkennen. 21,5% der Befragten übten im letzten Jahr ehrenamtliche Tätigkeiten aus. Ein größerer Teil von ihnen (38,4%, vgl. Tabelle 30) wäre bereit, ein solches Amt zu übernehmen. Hier zeigt sich, dass die Möglichkeiten Menschen zu Ehrenämtern zu motivieren, noch nicht ausgeschöpft sind. Diese zu mobilisieren, sollte möglich sein.

**Tabelle 31: Berufstätigkeit der zu Ehrenämtern bereiten Personen**

% von Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Erwerbstätigkeit	ja	49,6%	50,9%	58,2%	51,5%
	nein	50,4%	49,1%	41,8%	48,5%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit Moabit 2000

**Tabelle 32: Alter der zu Ehrenämtern bereiten Personen**

% von Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez

		Bereitschaft zu einer freiwilligen Aufgabe im Kiez			Gesamt
		ja	nein	weiß ich nicht	
Alter - klassifiziert	unter 18 Jahre		,8%		,3%
	18 bis < 25 Jahre	12,6%	13,2%	22,8%	14,5%
	25 bis < 35 Jahre	31,3%	27,9%	30,4%	29,6%
	35 bis < 45 Jahre	29,6%	21,1%	20,7%	24,4%
	45 bis < 55 Jahre	14,3%	16,6%	12,0%	15,0%
	55 bis < 65 Jahre	8,3%	7,9%	8,7%	8,2%
	über 65 Jahre	3,9%	12,5%	5,4%	8,0%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit Moabit 2000

Auffällig ist, dass diejenigen, welche sich grundsätzlich bereit erklärten, zu 49,6% erwerbstätig sind. Die tatsächlich aktiven Personen stammen jedoch zu fast zwei Dritteln aus dem Bereich der Erwerbstätigen.(vgl. Tabelle 31) Es scheint also bei

den arbeitenden Menschen eine Gruppe eventuell Interessierter zu geben. Die mobilisierbare Altersgruppe ist jedoch die gleiche (vgl. Tabelle 32).<sup>37</sup>

### 5.3.2.2 Unterschiedliche Kieze – unterschiedliche Bereitschaft?

Die Bevölkerung des *Beusselkiezes* zeigt die geringste Bereitschaft zu ehrenamtlicher Tätigkeit (30,9% ja/47,9% nein), gefolgt von *Lehrter Kiez* und *Stephankiez*. Die Bereitschaft und Nichtbereitschaft hält sich dagegen im *Westfälischen Viertel* die Waage. Man sollte davon ausgehen, dass die wesentlich größeren Missstände in den anderen Kiezen jedoch Anlass genug sein müssten, sich zu engagieren. Diese Annahme wird jedoch von der Tatsache negiert, dass die zeitlichen Aufwendungen zur Lebensführung mit der Angehörigkeit zu einer unterprivilegierten Schicht überproportional steigen. Wirtschaftliche Notlagen führen fast zwangsläufig dazu, dass sich die Betroffenen um sich selbst und ihr nächstes Umfeld am intensivsten kümmern. Hinzu kommt das grundsätzlich höhere Misstrauen gegen viele Arten der Organisationen und Institutionen, welche Ehrenämter anbieten (vgl. Kapitel 5.3.4). Aus diesen Gründen ist es verständlich, dass die in sozialen und wirtschaftlichen Fragen besser gestellten Kieze, wie das *Westfälische Viertel*, über eine höhere Bereitschaft zu Ehrenamt verfügen.

### 5.3.2.3 Kein Ehrenamt, keine Motivation?

Durch den Vergleich der einzelnen Viertel wird deutlich, was die Befragten von der freiwilligen Tätigkeit abhält. In allen Untersuchungsgebieten lehnt ungefähr die Hälfte der Befragten ein ehrenamtliches Engagement ab. In der folgenden Tabelle werden die genannten Gründe dargestellt. Ein großer Teil der Befragten gibt an, keine oder nur wenig Zeit zu haben um zusätzliche Aufgaben übernehmen zu können. Auf Grund der oben genannten Gründe wäre zu vermuten gewesen, dass gerade im sogenannten Problemviertel *Beusselkiez* besonders wenig Menschen Zeit finden um sich zu engagieren. Diese These lässt sich anhand der Zahlen nicht bestätigen. Allgemein ergibt sich in allen Kiezen ein ähnliches Ergebnis.

Jedoch wird durch die Antworten auch das Potenzial des Ehrenamtes deutlicher. Jeweils über 10% je Kiez geben fehlende Angebote und Kontakte als Ursache für ihr Nicht-Engagement an. Im *Beusselkiez* und *Lehrter Kiez* sind es sogar 16,8% und 21,2%. Im ersteren ist dies sicherlich durch den hohen Bedarf zu begründen. Der zweite Kiez sticht durch diesen Punkt heraus. Wie schon im Kapitel über die ehrenamtlich Tätigen, scheint hier eine leicht höhere Motivation vorzuherrschen.

Ansonsten sind die Tendenzen in allen Kiezen ähnlich. Durch das Zusammenfassen der ersten zwei Kategorien Alter/Krankheit und Arbeit/Beruf kommt man auf einen Anteil Personen, der mehr oder weniger für ein Ehrenamt wegfällt. Zu ihnen sind zusätzlich auch diejenigen zu zählen, welche grundsätzlich kein Interesse an freiwilliger Tätigkeit haben.

<sup>37</sup> Dabei ist kritisch anzumerken, dass die Frage nach der Bereitschaft zu freiwilliger Arbeit dazu einlädt, sie mit „Ja“ oder zumindest „Weiß ich nicht“ zu beantworten. Hieraus ergeben sich wiederum Interpretationsprobleme. Wenn eine Empfehlung aufgrund dieser Daten ausgesprochen wird, ist es im Rahmen des Möglichen, dass sie sich auf eine eigentlich nicht existente, aber in der Befragung bekundete Bereitschaft bezieht. Dies ist aber in letzter Konsequenz unwahrscheinlich: Selbst wenn der Prozentsatz von durchschnittlich weit mehr als einem Drittel, die sich grundsätzlich bereit erklärten, sogar um die Hälfte zu hoch wäre, und gleichzeitig alle „weiß nicht“-Kandidaten eigentlich ablehnend wären, könnte man den Anwohnern immer noch erhebliche Potenziale attestieren.

**Tabelle 33: Engagement-Barrieren**

	<i>Stephan- kiez</i>		<i>Beusselkiez</i>		<i>Lehrter Kiez</i>		<i>Westfälisches Viertel</i>	
	<i>Abs.</i>	<i>%</i>	<i>Abs.</i>	<i>%</i>	<i>Abs.</i>	<i>%</i>	<i>Abs.</i>	<i>%</i>
Alter / Krankheit	18	<b>9,4</b>	6	<b>4,4</b>	2	<b>3,8</b>	13	<b>9,5</b>
Arbeit / Beruf	13	<b>6,8</b>	6	<b>4,4</b>	2	<b>3,8</b>	12	<b>8,9</b>
Keine Zeit allgemein	83	<b>43,5</b>	54	<b>39,4</b>	22	<b>42,3</b>	59	<b>43,7</b>
Kein Interesse / keine Lust / Faulheit	24	<b>12,6</b>	17	<b>12,4</b>	7	<b>13,5</b>	16	<b>11,9</b>
Fehlendes Angebot / fehlende Kontakte	23	<b>12</b>	23	<b>16,8</b>	11	<b>21,2</b>	19	<b>14,1</b>
Sonstige	30	<b>15,7</b>	31	<b>22,6</b>	8	<b>15,4</b>	16	<b>11,9</b>
<i>Nennungen gesamt</i>	<i>191</i>	<i>100</i>	<i>137</i>	<i>100</i>	<i>52</i>	<i>100</i>	<i>135</i>	<i>100</i>

Gruppierte Häufigkeiten der freien Antworten

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Interessant sind die Gruppen, die „keine Zeit“ oder fehlende Angebote als Gründe ihres Nichtengagements angaben.

#### 5.3.2.4 Motivation und Mobilisierung

Die Hypothese ist angebracht, dass in diesem Bereich das relevante Mobilisierungspotenzial liegt. Diejenigen, welche aufgrund fehlender Kontakte und Angebote nicht aktiv werden, können motiviert werden. Dazu bedarf es lediglich einer verbesserten Angebotsstruktur. Anders im Bereich derer, die keine Zeit zu haben meinen. Sicher sind nicht alle Personen dieser Gruppe als potentielle Ehrenamtliche zu betrachten. Jedoch ist es bestimmt möglich, einen Teil von ihnen für eine freiwillige Tätigkeit zu interessieren. Vermutlich wissen kaum Personen aus dieser Gruppe, was ein Ehrenamt von ihnen verlangt.

Es besteht sicherlich eine Chance, in diesem Feld Menschen für freiwillige Aufgaben zu gewinnen, wenn diese nur attraktiv und flexibel genug angeboten und gestaltet werden. Umfassende Informations- und Werbekampagnen wären ein guter Schritt in diese Richtung. Zusätzlich sollte allgemein klar gemacht werden, dass ein Ehrenamt nicht die Verbindlichkeit einer Anstellung hat. Es muss die Möglichkeit geben, Tätigkeiten in diesem Bereich unverbindlich zu probieren. Leider trägt die Vereinsstruktur vieler Träger dieser Angebote (AWO, Caritas etc.) nicht dazu bei. Wenn die Menschen das Gefühl beschleicht, als billige Aushilfskräfte benutzt zu werden, wird jede Motivierungsstrategie fehlschlagen.

#### 5.3.2.5 Fazit

Wenn die vorhandene Bereitschaft aktiviert werden soll, ist es nötig ausführlich und kompetent zu informieren. Hierzu wären zielgruppenspezifische Veranstaltungen ein geeignetes Mittel. Wenn zum Beispiel Eltern für die ehrenamtliche Tätigkeit geworben werden sollen, müssen passende Themen (Verkehrsberuhigung, Spielplätze etc.) vorgeschlagen werden. Durch die hohe Spannweite der bereiten Altersgruppen, bietet eventuell auch hier eine gruppenspezifische Mobilisierungstaktik Erfolgsaussichten.

Ein solch gezieltes Ansprechen verlangt mehr als eine Plakatkampagne an den Haltestelle des ÖPNV. Es wäre zu überlegen, ob es sinnvoll ist, eine Stelle im Bereich des Quartiersmanagements oder im Bezirksamt einzurichten, welche diese gezielten Kampagnen organisiert. Auf jeden Fall sollte die innerbezirkliche Kompetenz und das Wissen um die Probleme in den Kiezen eingesetzt werden, um punktgenau Interesse zu wecken.

### 5.3.3 Nachbarschaftsaktivitäten

Silke Friemel

Die Bedeutung von Nachbarschaften für die Entwicklung von Stadtquartieren ist unbestritten. Nachbarschaften allerdings, die über das übliche Maß an flüchtigen Kontakten hinausgehen, sind selten, erfordern meist ein übergeordnetes gemeinsames Interesse und unterliegen einem starken Druck, da sie meist funktional und nicht sozial bestimmt sind. So kann Nachbarschaft als „Zwangsgemeinschaft“ empfunden werden, wenn aufgrund unterschiedlicher Lebensstile, Tagesabläufe etc. Aggressionen innerhalb des Hauses entstehen (vgl. ROHR-ZÄNKER 1998: S. 8).

Die Stadtpolitik hat erkannt, dass Nachbarschaftsnetze wichtige zivilgesellschaftliche Funktionen übernehmen können, musste jedoch feststellen, dass die Leistungsfähigkeit solch informeller Netze begrenzt und oft nur temporär ist. Nachbarschaften in Großstädten sind häufig informelle, von persönlicher Distanz und durch Vermeidungsstrategien aus Angst vor „sozialer Kontrolle“ geprägte Beziehungen, deren fragile Substanz durch Wohnfluktuation zusätzlich gefährdet ist. Dennoch haben sich „schwache“ soziale Beziehungen allgemein als besonders nützlich erwiesen (vgl. WEGENER 1987), weshalb die Nachbarschaft als räumlich begrenztes Beziehungsgeflecht hier besonders in den Mittelpunkt gerückt werden soll.

Ob jemand eine Nachbarschaftsaktion ins Leben rufen wird, hängt demnach von zahlreichen Faktoren ab: wie gut sind die Kontakte zu den Nachbarn allgemein, gibt es engagierte Menschen in der Hausgemeinschaft, die andere motivieren können und vor allem, gibt es ein gemeinsames Ziel, das auf diesem informellen Weg überhaupt erreicht werden kann? Des Weiteren stellt sich die Frage, ob zivilgesellschaftliche Netzwerke besser funktionieren und dauerhafter sind, wenn sie von „offizieller“ Seite gefördert werden. Mit der empirischen Studie in den vier Kiezen in Moabit wurde versucht, Antworten auf einige dieser Fragen zu finden. In einem ersten Schritt wurde untersucht, wie die BewohnerInnen das Motivationspotenzial ihrer Nachbarn hinsichtlich einer Nachbarschaftsaktion einschätzen. Zu erwarten war aber nicht nur eine Beurteilung der Nachbarn, sondern aufgrund der Fragestellung gleichzeitig eine Selbsteinschätzung („Glauben Sie, Sie könnten Nachbarn dazu bewegen, mit Ihnen gemeinsam etwas zu unternehmen?“).

#### 5.3.3.1 Nachbarschaft als Potenzial

Auf die Frage, ob die BewohnerInnen glauben, sie könnten ihre Nachbarn dazu bewegen, sich mit ihnen gemeinsam gegen einen Missstand im Wohnumfeld einzusetzen, gab es eine insgesamt positive Resonanz. So ist das Ergebnis für Moabit (alle befragten Kieze) eindeutig: 55,7% trauen sich die Motivation ihrer Nachbarn und deren Mitwirken zu, 33,1% sehen darin eher keine Chance<sup>38</sup>. Die Mehrheit betrachtet also die Nachbarschaft tendenziell als eine Ressource, mit deren Hilfe bestimmte Ziele erreicht werden können.

<sup>38</sup> Bei den nicht aufgeführten Anteilen handelt es sich, wenn nicht anders erwähnt, im folgenden immer um diejenigen, welche mit „weiß ich nicht“ antworteten.

So eindeutig wie für das gesamte Gebiet sind die Ergebnisse in den einzelnen Kiezen nicht.

**Tabelle 34: Nachbarschaft als Handlungspotenzial**

Frage: „Glauben Sie, Sie könnten Nachbarn dazu bringen, mit Ihnen gemeinsam etwas gegen Missstände zu unternehmen?“

Angaben in %	<i>Westfälisches Viertel</i> n=172	<i>Stephankiez</i> n=266	<i>Lehrter Kiez</i> n=77	<i>Beusselkiez</i> n=194
Ja	<b>69,8</b>	<b>56,8</b>	<b>54,5</b>	<b>42,3</b>
Nein	<b>22,7</b>	<b>32,3</b>	<b>37,7</b>	<b>41,8</b>
Weiß nicht	<b>7,5</b>	<b>10,9</b>	<b>7,8</b>	<b>15,9</b>
Gesamt	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Im *Westfälischen Viertel* können sich die meisten Bewohner vorstellen, ihre Nachbarn zu einer gemeinsamen Aktivität bewegen zu können, gefolgt von *Stephankiez* und *Lehrter Kiez*. Ganz anders verhält sich die Situation im *Beusselkiez*. Hier halten sich Zustimmung und Ablehnung in etwa die Waage. Um die Gründe für diese Unterschiede zu erfahren, muss man herausfinden, ob es fehlendes eigenes Engagement oder ein angenommenes fehlendes Engagement der Nachbarn ist, was die BewohnerInnen die Frage verneinen lässt. Deshalb wurden jeweils für das *Westfälische Viertel* und für den *Beusselkiez* die Angaben zur eigenen Motivation und die Nachbarschaftskontakte mit den oben genannten Daten verglichen.

Wie zu erwarten war, zeigt sich in beiden untersuchten Kiezen, dass diejenigen, die selbst bereit sind, sich in der Nachbarschaft zu engagieren, zum Großteil auch überzeugt sind, ihre Nachbarn zum Mitmachen bewegen zu können. Ein interessanter Unterschied zeigt sich zwischen den Kiezen allerdings bei der Frage des Zusammenhangs zwischen der Intensität nachbarschaftlicher Kontakte und der Einschätzung zur Aktivierung der Nachbarn (siehe Tabellen 35 und 36).

**Tabelle 35: Kontaktintensität und mögliche Aktivierung der Nachbarn (Westfälisches Viertel)**

Angaben in %

<i>nur Westfälisches Viertel</i>	Aktivierung der Nachbarn möglich?		
Kontaktintensität mit Nachbarn (Zeit)	<b>Eher ja</b>	<b>Eher nein</b>	<b>Gesamt</b>
„Weniger als 0,5 Std. pro Woche“	<b>69,2</b>	<b>30,8</b>	<b>n=78 100%</b>
„0,5 bis 2 Std. pro Woche“	<b>82,9</b>	<b>17,1</b>	<b>n=47 100%</b>
„mehr als 2 Std. pro Woche“	<b>84,4</b>	<b>15,6</b>	<b>n=32 100%</b>
Gesamt			<b>n=157</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Bewohner des *Westfälischen Viertels* pflegen insgesamt einen recht guten Kontakt mit ihren Hausmitbewohnern. Bemerkenswert ist, dass selbst die Mehrheit derjenigen, die angaben, praktisch gar keine Zeit mit ihren Nachbarn zu verbringen, eine Motivation der - für sie fast unbekannt - Nachbarn für möglich halten (siehe Tabelle 35). Dasselbe gilt für alle weiteren Zeitkategorien.

Überprüft man nun die Aussagen der BewohnerInnen aus dem *Beusselkiez*, ergibt sich ein ganz anderes Bild. Die Angaben derjenigen Personen, die praktisch keinen Kontakt zu ihren Nachbarn haben, sind fast umgekehrt proportional zu den Antworten der BewohnerInnen des *Westfälischen Viertels*: im *Beusselkiez* halten es nur sehr wenige für möglich, Nachbarn, die sie nicht so gut kennen, zu einer Aktion bewegen zu können (siehe Tabelle 36):

**Tabelle 36: Kontaktintensität und mögliche Aktivierung der Nachbarn (Beusselkiez)**

Angaben in %

Nur <i>Beusselkiez</i>	Aktivierung der Nachbarn möglich?		
	Eher ja	Eher nein	Gesamt
„Weniger als 0,5 Std. pro Woche“	42,9	57,1	n=98 100%
„0,5 bis 2 Std. pro Woche“	58,1	41,9	n=31 100%
„mehr als 2 Std. pro Woche“	64,7	35,3	n=34 100%
Gesamt			n=163

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass fehlende Nachbarschaftskontakte und fehlendes Vertrauen die Gründe dafür sein könnten, warum die BewohnerInnen des *Beusselkiezes* weniger Engagement und Interesse an Nachbarschaftsinitiativen zeigen. Gezielte Aktionen wie kleine Hoffeste, gemeinsame Begrünung des Hinterhofes etc. wären deshalb gerade hier besonders hilfreich, um das Verhältnis zwischen den Hausbewohnern zu verbessern und so ein Potenzial für gemeinsame Aktionen zu schaffen.

### 5.3.3.2 *Straßenfest, Hinterhofbegrünung oder Protestaktion: Die Bedeutung von Nachbarschaftsaktivitäten in Moabit*

Im Anschluss an die eher hypothetische Frage nach Nachbarschaftsaktionen erschien es aufschlussreich zu untersuchen, wie viele der Befragten tatsächlich schon einmal ein Nachbarschaftsprojekt initiiert hatten. Im Vergleich zu einer potenziellen Bereitschaft zu solchen Aktivitäten konnte man eine vergleichsweise geringe Anzahl bereits ins Leben gerufener Aktionen erwarten.

#### **Nachbarschaftsaktionen: Idee und Realisierung**

Für Gesamt-Moabit ist festzustellen, dass eine deutliche Mehrheit der Befragten - wohlgerne diejenigen, die sich vorstellen könnten, ihre Nachbarn zu motivie-

ren<sup>39</sup> - noch nie eine Nachbarschaftsaktion durchgeführt haben (75,3% zu 24,1%). Andersherum betrachtet haben sich aber 127 von 527, d.h. jede Vierte der befragten Personen in einer - wie auch immer gearteten - Nachbarschaftsaktion engagiert - ein nicht unerhebliches Potenzial.

Interessant ist auch hier wieder der Vergleich zwischen den Teilgebieten. Wie schon aus den Zahlen für das gesamte Gebiet zu entnehmen ist, haben auch in den vier Kiezen jeweils die meisten Anwohner noch keine Nachbarschaftsaktion initiiert (siehe Tabelle 37).

**Tabelle 37: Tatsächlich bereits durchgeführte Nachbarschaftsaktivitäten**

Frage: „Haben Sie jemals versucht, eine Nachbarschaftsaktion anzustoßen?“

Angaben in %	<i>Westfälisches Viertel</i> n=149	<i>Stephankiez</i> n=201	<i>Lehrter Kiez</i> n=48	<i>Beusselkiez</i> n=129
Ja	<b>30,2</b>	<b>22,9</b>	<b>37,5</b>	<b>14,0</b>
Nein	<b>69,8</b>	<b>76,6</b>	<b>62,5</b>	<b>84,5</b>
Weiß nicht	<b>0,0</b>	<b>0,5</b>	<b>0,0</b>	<b>1,6</b>
Gesamt	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

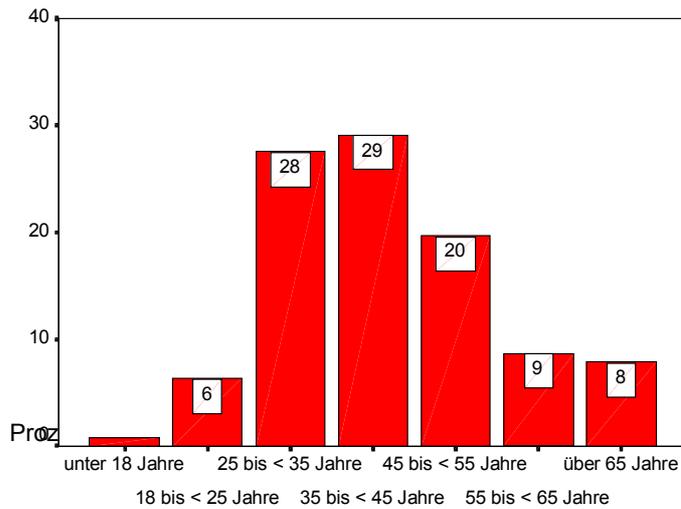
Die wenigsten Nachbarschaftsaktionen waren also mit den Befragten im *Stephankiez* und im *Beusselkiez* verknüpft. Aufgrund der bekannten Situation in den Moabiter Kiezen sollte man davon ausgehen, dass es für die BewohnerInnen eigentlich überall Anlässe geben würde, konkrete Verbesserungen im Wohnumfeld zu fordern oder selbst zu organisieren. Doch insbesondere im *Beusselkiez* dürften ungelöste individuelle Probleme und Resignation die Ursache des fehlenden Engagements sein.

Um zu erfahren, welche Personengruppen in Moabit sich tatsächlich in Nachbarschaftsaktionen oder Bürgerinitiativen engagieren, wurden die Daten mit der Altersstruktur und der Wohndauer in den Kiezen verglichen (siehe Abbildung 32 und Tabelle 38).

Als Hauptakteure engagieren sich Personen zwischen 25 und 45 Jahren in Nachbarschaftsinitiativen. Gründe dafür könnten wachsende Ansprüche an das Wohnumfeld sein, bedingt durch eine berufliche Karriere oder durch die Gründung einer Familie. Vorstellbar ist, dass sich viele dieser Personen an Aktionen beteiligt haben, die das unmittelbare Wohnumfeld betrafen, wie etwa der baufällige Zustand eines Hauses, Müll auf der Straße vor dem Haus oder im Hinterhof, fehlende Grünflächen und Spielplätze sowie zunehmender Verkehr als Gefährdung für die Kinder.

<sup>39</sup> Die sehr hohe Anzahl fehlender Antworten auf die Frage „Haben Sie jemals versucht, eine Nachbarschaftsaktion anzustoßen?“, sowohl für Gesamt-Moabit als auch für die einzelnen Kieze, geht auf eine Filterfrage im Fragebogen zurück. Für die Auswertung bedeutet das, dass nur diejenigen Anwohner geantwortet haben, die vorher überzeugt waren, ihre Nachbarn zum Mitmachen bei einer Aktion bewegen zu können (n=527).

**Abbildung 32: Altersstruktur der Personen, die schon einmal eine Aktion initiiert haben (alle Kieze)**



Alter - klassifiziert  
Bewohnerbefragung April/Mai 2000

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Beim Vergleich der Personen, die sich schon einmal an einem Nachbarschaftsprojekt beteiligt haben und ihrer Wohndauer in Moabit konnte man erwarten, dass sich vorrangig diejenigen engagieren, die eine starke Bindung zu ihrem Wohnort haben, bzw. schon länger in Moabit wohnen. Die Vermutung bestätigt sich bis zu einem gewissen Maße, da diese Personen den größten Anteil ausmachen (Wohndauer über zehn Jahre: 58,3%, Wohndauer unter zehn Jahre: 41,7%). Dennoch ist bemerkenswert, dass sich immerhin elf Personen, die zu diesem Zeitpunkt erst weniger als ein Jahr in Moabit wohnten, in einem Projekt engagiert haben. Dies bedeutet, dass für eine aktive, engagierte Nachbarschaftsgemeinde nicht nur Alteingesessene, die das Umfeld und die BewohnerInnen schon lange kennen, benötigt werden, sondern dass auch neue Bewohner schnell in das Geschehen einzubinden sind und vielleicht sogar noch motivierter sind.

**Tabelle 38: Wohndauer in Moabit (nur in der Nachbarschaft aktive Personen)**

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig weniger als 1 Jahr	11	8,7	8,7	8,7
1 bis unter 5 Jahre	30	23,6	23,6	32,3
5 bis unter 10 Jahre	12	9,4	9,4	41,7
10 bis unter 25 Jahre	50	39,4	39,4	81,1
25 bis unter 50 Jahre	19	15,0	15,0	96,1
über 50 Jahre	5	3,9	3,9	100,0
Gesamt	127	100,0	100,0	

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

## Erfolg oder Misserfolg

Vom Erfolg einer Nachbarschaftsaktion hängen zahlreiche Dinge ab. Zum einen die Beziehungen der Nachbarn untereinander und die „Stimmung“ im Haus, zum anderen die persönliche Motivation, sich weiterhin, vielleicht auch in einem größeren Rahmen, zu engagieren. Unter diesen Gesichtspunkten wurden die Daten untersucht.

**Tabelle 39: Erfolgreiche Nachbarschaftsaktion und Bildungsgrad**

Achtung: Sehr geringe Fallzahlen (n)!

Höchster Schulabschluss	Erfolgreiche Nachbarschaftsaktion			
	<i>Westfäl. Viertel</i> n=33	<i>Stephankiez</i> n=31	<i>Lehrter Kiez</i> n=12	<i>Beusselkiez</i> n=13
ohne Hauptschulabschluss	1 3,0%	0 0,0%	1 8,3%	0 0,0%
Hauptschulabschluss	1 3,0%	6 19,3%	0 0,0%	1 7,7%
Realschulabschluss / PTO 10. Klasse	4 12,2%	12 38,7%	5 41,7%	4 30,7%
Allgemeine Hochschulreife	24 72,8%	13 42,0%	6 50,0%	8 61,6%
Gesamt	100%	100%	100%	100%

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Etwa zwei Drittel der in Moabit (gesamt) durchgeführten Nachbarschaftsaktionen waren erfolgreich, nur ein Drittel scheiterten. Vergleicht man die Kieze miteinander, wurden die meisten erfolgreichen Akteure im *Westfälischen Viertel* angetroffen, gefolgt von *Lehrter Kiez*, *Stephankiez* und *Beusselkiez*. Um Genaueres über diese Akteure zu erfahren, wurde für alle befragten Kieze die Anzahl der erfolgreichen Aktionen mit den Angaben zum Bildungsgrad (= höchster Schulabschluss) verglichen (siehe Tabelle 39):

Trotz der geringen Fallzahlen deuten die Daten darauf hin, dass bei Personen mit höherem Schulabschluss die Anzahl der erfolgreichen Nachbarschaftsaktionen größer ist als bei Personen mit niedrigerem Schulabschluss. Darüber hinaus liegt die Vermutung nahe, dass diejenigen Personen, die sich in einer erfolgreichen Aktion engagiert haben, auch allgemein besser informiert sind über die Arbeit von Bürgerinitiativen, Stadtteilläden etc. und womöglich seitdem mehr Kontakt zu solchen Gruppen haben.

## Gründe für das Scheitern von Nachbarschaftsaktionen

Intensiver Kontakt zu den Nachbarn ist nicht immer mit positiven Erlebnissen verbunden. Oft gibt es auch Konflikte auf persönlicher Ebene oder durch divergierende Interessen. Diese können zudem aufgrund der räumliche Nähe an Intensität gewinnen. Die Daten über die Gründe des Scheiterns von Nachbarschaftsaktionen wurden daraufhin überprüft, ob Probleme zwischen den Nachbarn eine der Hauptursachen darstellen und welche anderen Gründe am häufigsten genannt werden.

Für Moabit (gesamt) bestätigt sich die Vermutung: 15 von 27 Aktionen scheiterten auf der Nachbarschaftsebene an fehlendem Interesse, mangelnder Motivation, verschiedenen Ansichten u.ä.. Die anderen genannten Gründe sind meist rechtlicher Natur, einige Aktionen sind noch nicht entschieden. Hier lohnt sich wieder ein Vergleich der einzelnen Quartiere, da man erwarten würde, dass die wenigsten

Konflikte innerhalb der Nachbarschaft im *Westfälischen Viertel* auftreten. Diese Annahme bestätigt sich jedoch nicht: in allen Kiezen scheiterte jeweils etwa die Hälfte der Aktionen an den oben beschriebenen Konflikten.<sup>40</sup>

### 5.3.3.3 Unterstützung von „außen“?

Der Aufbau von Nachbarschaftsnetzen kann manchmal durch die Unterstützung von anderen Gruppen oder Initiativen effektiver und langfristiger funktionieren, beispielsweise wenn diese Aktivitäten anregen, Räume bereitstellen etc. (vgl. ROHR-ZÄNKER 1998: S. 34ff). Dies ist natürlich nur dann der Fall, wenn die Gruppen auf eine breite Akzeptanz durch die Anwohner stoßen. Solche „Externe“ können bis zu einem gewissen Grad auch Konflikte innerhalb der Nachbarschaft auffangen oder bei Behördengängen helfen. Darüber hinaus bringen sie oft Kontinuität in Nachbarschaftsprojekte.

Die Daten wurden daraufhin untersucht, ob die BewohnerInnen von Moabit diese Ansicht teilen. Zu erwarten war, dass sich viele der Befragten zunächst positiv gegenüber einer fiktiven Hilfestellung äußern würden. Dem entsprechend war die Mehrheit im ganzen Untersuchungsgebiet (56,5% zu 28,1%) der Meinung, durch Unterstützung von „außen“ mehr Menschen motivieren zu können<sup>41</sup>.

Während die Angaben für Gesamt-Moabit in etwa auch der Größenordnung in *Stephankiez*, *Lehrter Kiez* und *Westfälisches Viertel* entsprechen, weichen die Daten aus dem *Beusselkiez* erheblich ab. Für diese Diskrepanz könnten zwei Dinge verantwortlich sein. Zum einen ist es denkbar, dass die BewohnerInnen es nicht einmal mit Hilfe „Externer“ für möglich halten, Nachbarn für eine Aktion zu begeistern. Zum anderen könnte es aber auch fehlendes Vertrauen in solche „Externe“ bedeuten (vgl. Kapitel 5.3.4).

### Tabelle 40: Nachbarschaftsinitiative und professionelle Unterstützung – Unterschiede in den Kiezen

Frage: „Wäre es leichter, Nachbarn zum Mitmachen zu bewegen, wenn Sie Unterstützung von außen bekommen würden?“

Angaben in %	<i>Westfälisches Viertel</i> n=169	<i>Stephankiez</i> n=263	<i>Lehrter Kiez</i> n=75	<i>Beusselkiez</i> n=188
Eher ja	<b>58,6</b>	<b>62,7</b>	<b>64,0</b>	<b>43,1</b>
Eher nein	<b>27,2</b>	<b>25,1</b>	<b>26,7</b>	<b>33,5</b>
Weiß nicht	<b>14,2</b>	<b>12,2</b>	<b>9,3</b>	<b>23,4</b>
Gesamt	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Untersucht man die in Tabelle 41 genannten Antworten nach der Staatsangehörigkeit der Befragten (Deutsche / Ausländische Bevölkerung), stellt man fest, dass es keine nennenswerten Unterschiede in der Bewertung vom Verhältnis „Nachbarschaftsaktion - Unterstützung von außen“ gibt. Für *Stephankiez*, *Lehrter Kiez* und

<sup>40</sup> Aufgrund der Datenlage sollte man dieses Ergebnis jedoch nicht überbewerten.

<sup>41</sup> Die übrigen 15,4% wussten auf die Frage keine Antwort.

*Westfälisches Viertel* bedeutet dies, dass auch die ausländischen Bewohner größtenteils eine Unterstützung durch „Externe“ als hilfreich ansehen, ihre Nachbarn zum Mitmachen zu bewegen, während im *Beusselkiez* die Skepsis der deutschen Bewohner auch von den ausländischen Mitbürgern geteilt wird. Zur Veranschaulichung werden die Angaben vom *Westfälischen Viertel* und vom *Beusselkiez* in Tabelle 41 gegenübergestellt:

**Tabelle 41: Nachbarschaftsinitiative und professionelle Unterstützung - Verhältnis deutsche/ausländische Bewohner**

Frage: „Wäre es leichter, Nachbarn zum Mitmachen zu bewegen, wenn Sie Unterstützung von außen bekommen würden?“

Achtung: Zum Teil geringe Fallzahlen (n)!

Angaben in %	<i>Westfälisches Viertel</i> n=169		<i>Beusselkiez</i> n=188	
	<b>BRD</b> n=145	<b>ausländ. Bev.</b> n=24	<b>BRD</b> n=156	<b>ausländ. Bev.</b> n=32
Eher ja	<b>55,9</b>	<b>75,0</b>	<b>44,2</b>	<b>37,5</b>
Eher nein	<b>30,3</b>	<b>8,3</b>	<b>33,3</b>	<b>34,4</b>
Weiß nicht	<b>13,8</b>	<b>16,7</b>	<b>22,4</b>	<b>28,1</b>
Gesamt	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>	<b>100</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

#### 5.3.3.4 Fazit

Vielleicht könnte durch eine verstärkte Aufklärung über Aktivitäten seitens der Bürgerinitiativen und über eigene Mitbestimmungsmöglichkeiten ein größerer Teil der Bevölkerung motiviert werden, sich selbst mehr einzubringen. Menschen, die bereit sind zum freiwilligen Engagement, sind quer durch alle Bevölkerungsschichten vorhanden, darunter sogar Personen, die erst seit kurzer Zeit im Kiez leben.

Eine zentrale Rolle könnte hierbei der „Blickwinkel Moabit“ spielen, der sowohl flächendeckend über Projekte informieren als auch Termine bekannt geben kann. Um den Leserkreis zu erweitern und eine weitere Zielgruppe - die ausländischen Mitbürger – mehr als bisher zu erreichen, könnten eventuell mehr Übersetzungen ins Türkische und Arabische hilfreich sein. Außerdem könnte der „Blickwinkel“ ein Forum für bestehende Nachbarschaftsnetze darstellen, in dem sie sich über gemachte Erfahrungen oder Probleme austauschen können.

So könnte man auf vielfältige Art die Nachbarschaftsebene, die ein großes Potenzial bietet, als soziales Gefüge in der Quartiersentwicklung fördern und nutzen. Daraus sind positive Impulse für die Stimmung im Kiez, für das Wohnumfeld und den öffentlichen Raum sowie für die Belebung einer (lokalen) Zivilgesellschaft zu erwarten.

### 5.3.4 Vertrauen zu Institutionen

Bei der Frage nach den Institutionen, zu denen ein Vertrauen besteht, wurden drei Hauptgruppen von Institutionen genannt:

- Behörden auf Bezirksebene
- Behörden auf Landesebene
- Betroffenenläden und Bürgerinitiativen.

Eine große Anzahl von Nennungen drückte ein generelles Misstrauen zu Institutionen jeglicher Art aus. Hier wurden ausdrücklich „keine Institution oder Organisation“ als vertrauenswürdig eingestuft. Behörden auf der Landesebene, wie der Berliner Senat oder verschiedene Landesämter, scheinen nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. In allen vier Kiezen stehen sie an letzter Stelle der Nennungen von vertrauenswürdigen Institutionen. Das Quartiersmanagement, als eine Besonderheit des *Beusselkiezes* wird auch nur dort genannt. Allerdings liegt es bei den Nennungen nur knapp vor den Behörden des Landes Berlin auf dem vorletzten Platz. Behörden auf der Bezirksebene umfassen ganz allgemein das Bezirksamt bzw. den Bezirksbürgermeister, die verschiedenen Bezirksstadträte oder das Bürgerbüro, aber auch den Kontaktbereichsbeamten der Polizei. Das Vertrauen zu diesen Institutionen ist in allen Kiezen mit am stärksten ausgeprägt, außer im *Lehrter Kiez* stehen sie überall an erster Stelle aller Nennungen. Nach den Institutionen des Bezirks werden Betroffenenläden oder Bürgerinitiativen von den Befragten am zweithäufigsten genannt. Im *Lehrter Kiez* werden sie sogar von der Mehrheit der Befragten als vertrauenswürdige Institution angegeben. Im *Westfälischen Viertel*, das kein Sanierungsgebiet ist und damit auch keinen Betroffenenrat besitzt, ist das Vertrauen zu bzw. der Bekanntheitsgrad der Moabiter Betroffenenläden, aber auch Bürgerinitiativen weniger stark ausgeprägt, hier liegen sie weit hinter den Behörden auf der Bezirksebene.

**Tabelle 42: Vertrauen zu Institutionen**

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Westfälisches Viertel</i>
Behörden auf Bezirksebene	<b>63</b> (48,2%)	<b>17</b> (29,3%)	<b>72</b> (35,5%)	<b>63</b> (46,7%)
Behörden auf der Landesebene	<b>5</b> (3,8%)	<b>4</b> (6,9%)	<b>20</b> (9,9%)	<b>9</b> (6,7%)
Betroffenenläden und Bürgerinitiativen	<b>23</b> (17,5%)	<b>19</b> (32,8%)	<b>62</b> (30,5%)	<b>24</b> (17,8%)
Keine Institution	<b>40</b> (30,5%)	<b>18</b> (31,0%)	<b>49</b> (24,1%)	<b>39</b> (28,8%)
Insgesamt	<b>131</b>	<b>58</b>	<b>203</b>	<b>135</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Anzahl von Nennungen die „keine Institution“ als vertrauenswürdig nannten, war in allen vier Untersuchungsgebieten außerordentlich erheblich. Im *Lehrter Kiez* liegen sie fast gleichauf mit den Betroffenenläden, im *Beusselkiez* und im

*Westfälischen Viertel* sind sie nach der absoluten Anzahl der Nennungen auf dem zweiten Platz. Eine Ausnahme bildet der *Stephankiez*: dort scheint das Vertrauen in Institutionen stärker zu sein.

Bei einem so großen Anteil derer, die kein Vertrauen in Institutionen jeglicher Art haben, stellt sich die Frage, was die Gründe für dieses Misstrauen sind. Bei der Angabe der Gründe für das mangelnde Vertrauen wurde sich ausschließlich auf Ämter bzw. Behörden bezogen. Betroffenenläden und Bürgerinitiativen wurden in keinem der Untersuchungsgebiete bei der Begründung des Misstrauens erwähnt.

So lassen sich drei Hauptgründe zusammenfassen:

- (1) schlechte Erfahrungen mit den Ämtern,
- (2) prinzipiell misstrauische Haltung gegenüber der Politik,
- (3) Ineffektivität der Ämter.

Diese Unterteilung ist sinnvoll, lassen doch (1) und (3) auf konkrete Unzufriedenheit mit Institutionen schließen, während (2) auf eine grundsätzliche - d.h. schwer beeinflussbare - Einstellung gegenüber Institutionen hinweist. Die unter (1) und (3) zusammengefassten Antworten beschreiben Missstände, die sich möglicherweise beseitigen lassen, in dem Sinne, wie es ein Befragter im *Beusselkiez* formuliert: „Es hat nichts mit Vertrauen zu tun, sondern mit Kompetenz“. Die Antworten, die unter „Ineffektivität der Ämter“ angeführt werden, gehen dabei einen Schritt weiter als die der „schlechten Erfahrungen“. Hier scheinen mehrere schlechte Erfahrungen ein generelles Misstrauen gegenüber Ämtern hervorgerufen zu haben. Die Befragten müssten davon überzeugt werden, dass die Institutionen in der Lage sind, sich kompetent um ihre Anliegen zu kümmern. Andernfalls könnte diese Gruppe zum Schluss kommen, dass die Ineffektivität der Ämter eine ihnen immanente Eigenschaft sind und es in der Politik nie um die Interesse der „kleinen Leute“ geht.

Zwischen den Kiezen gibt es jedoch Unterschiede in der Häufigkeit der Nennung dieser Gründe. Auffällig ist, dass im *Beusselkiez* die prinzipiell misstrauische Haltung am stärksten ausgeprägt ist. Die Mehrheit der Befragten steht Institutionen generell ablehnend gegenüber. In etwas abgeschwächter Form trifft das auch auf den *Stephankiez* zu. Hier hat ebenfalls eine Mehrheit der Befragten eine grundsätzlich misstrauische Haltung gegenüber Institutionen. Im *Lehrter Kiez* und im *Westfälischen Viertel* ist die größte Anzahl der Nennungen auch wieder die des prinzipiellen Misstrauens. Doch hier ergeben konkrete Erfahrungen und die Gründe, die die Ineffektivität der Ämter betreffen, eine – wenn auch knappe – Mehrheit gegenüber der grundsätzlichen Ablehnung.

Eine prinzipiell misstrauische Haltung gegenüber Institutionen bzw. der Politik überhaupt ist sehr schwer zu ändern. Konkrete Verbesserungen innerhalb der Institutionen würden nicht ausreichen, um bei den Befragten ein grundsätzliches Vertrauen aufzubauen. Vielmehr ist ein längerfristiger Prozess notwendig, der die Erfahrung des Ausgeschlossenseins von politischen Entscheidungen widerlegt.

Demgegenüber könnten Bewohner, die aufgrund schlechter Erfahrungen bzw. der Ineffektivität mancher Institutionen kein Vertrauen in diese haben, durch positive Beispiele vom Gegenteil überzeugt werden. Sollte es dazu jedoch nicht kommen, besteht die Gefahr, dass ein Misstrauen, das aufgrund konkreter Anlässe besteht, zu einer grundsätzlichen Haltung wird.

Es sollte daher Aufgabe der Institutionen sein, das Vertrauen der BewohnerInnen zu gewinnen. Diese bedeutet jedoch nicht nur eine Verbesserung ihrer eigenen Arbeitsweise, sondern auch darauf hinzuwirken, dass politische Entscheidungen - nicht nur - im Stadtteil von und mit den Bewohnern getroffen werden. Ein Gefühl

der Ohnmacht und des Ausgeschlossenenseins, das in vielen Antworten („die da oben machen doch eh nur, was sie wollen“) deutlich zu lesen war, stellt das zentrale Problem der Vertrauensbildung dar. Hier müsste angesetzt werden, um das Vertrauen der BewohnerInnen nachhaltig zu stärken.

**Tabelle 43: Gründe für das Misstrauen gegenüber Institutionen**

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Westfälisches Viertel</i>
Schlechte Erfahrungen	<b>14</b> <b>(16,5%)</b>	<b>6</b> <b>(35,3%)</b>	<b>13</b> <b>(18,6%)</b>	<b>22</b> <b>(32,8%)</b>
Prinzipiell misstrauische Haltung	<b>46</b> <b>(54,1%)</b>	<b>8</b> <b>(47,1%)</b>	<b>38</b> <b>(54,3%)</b>	<b>31</b> <b>(46,3%)</b>
Ineffektivität der Ämter	<b>25</b> <b>(29,4%)</b>	<b>3</b> <b>(17,6%)</b>	<b>19</b> <b>(27,1%)</b>	<b>14</b> <b>(20,9%)</b>
Insgesamt	<b>85</b>	<b>17</b>	<b>70</b>	<b>67</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Frage nach einem „Profi“, der Nachbarschaftsaktionen unterstützen könnte, konkretisiert noch einmal die Frage nach vertrauenswürdigen Institutionen. Die Antworten lassen sich in drei bzw. vier Gruppen zusammenfassen:

- (1) Nennungen von Mitarbeitern von Institutionen des Bezirkes,
- (2) Mitglieder von Betroffenenläden bzw. Bürgerinitiativen,
- (3) sonstige persönliche Bekannte und, als Sonderfall des *Beusselkiezes*, Mitarbeiter des Quartiersmanagements.

Unter (1) wurden Mitarbeiter des Bezirksamts, Polizeibeamte oder Sachbearbeiter verschiedener Ämter angeführt. Die unter (3) zusammengefassten Nennungen betreffen Personen, wie z.B. „mein Nachbar“, die keiner Institution zugeordnet werden können. Trotzdem erschien es als sinnvoll, diese Gruppe mit anzuführen. Wenn Befragte in ihrem Bekanntenkreis kompetente „Profis“ haben, so lassen sich daraus Rückschlüsse auf ihr soziales Kapital bzw. vorhandene soziale Netzwerke schließen.

Mit Ausnahme des *Lehrter Kiezes* stehen in allen Kiezen die Mitarbeiter der bezirklichen Institutionen an erster Stelle der Nennungen. Nur im *Lehrter Kiez* werden diese knapp von den Mitgliedern der Betroffenenläden etc. verdrängt. Dagegen werden am häufigsten im *Westfälischen Viertel* die Mitarbeiter von Institutionen des Bezirks genannt, hier folgen die Betroffenenläden aufgrund der anderen Ausgangslage erwartungsgemäß erst nach beträchtlichem Abstand. Persönliche Bekannte spielen in allen Untersuchungsgebieten eher eine untergeordnete Rolle, sie liegen weit abgeschlagen an dritter Stelle aller Nennungen. Mitarbeiter des Quartiersmanagement wurden nur im betroffenen *Beusselkiez* als „Profis“ genannt. Doch auch hier liegen sie bei den Nennungen noch hinter den persönlichen Bekannten der Befragten.

In den Antworten nach einem „kompetenten Profi“ spiegelt sich das Vertrauen zu Institutionen im Stadtteil wider. So erscheint der Zusammenhang logisch, dass die Institutionen, zu denen Vertrauen besteht, auch über kompetente Mitarbeiter verfü-

gen, die angesprochen werden können. So sind im *Lehrter Kiez* und im *Stephankiez*, wo das Vertrauen zu Bürgerinitiativen etc. stärker ausgeprägt ist, Mitglieder von Betroffenenräten bei den Nennungen des „Profis“ stark vertreten.

**Tabelle 44: „Profi“ als Hilfe für Nachbarschaftsaktionen – wer könnte das aus Sicht der BewohnerInnen sein?**

Fragen: „Wüssten Sie spontan eine Person, die Ihnen professionell bei der Organisation einer Anwohnerinitiative o.ä. helfen könnte?“ Wenn ja: „Wer ist dieser „Profi“ und in welcher Funktion ist er im Bezirk tätig?“

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Westfälisches Viertel</i>
Mitarbeiter von Institutionen des Bezirks	<b>12</b> <b>(37,5%)</b>	<b>8</b> <b>(38,1%)</b>	<b>18</b> <b>(45,0%)</b>	<b>28</b> <b>(66,7%)</b>
Mitglieder von Betroffenenläden/ Bürgerinitiativen	<b>9</b> <b>(28,1%)</b>	<b>9</b> <b>(42,9%)</b>	<b>13</b> <b>(32,5%)</b>	<b>11</b> <b>(26,2%)</b>
Sonstige persönliche Bekannte	<b>6</b> <b>(18,8%)</b>	<b>4</b> <b>(19,0%)</b>	<b>9</b> <b>(22,5%)</b>	<b>3</b> <b>(7,1%)</b>
Quartiersmanagement	<b>5</b> <b>(15,6%)</b>			
Insgesamt	<b>32</b>	<b>21</b>	<b>40</b>	<b>42</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Die Frage nach dem „Profi“ ist deshalb wichtig, weil sie aufzeigt, wie Bewohner im Kiez eine Nachbarschaftsaktion angehen würden. Die Wichtigkeit der Institutionen des Bezirks wird hierin sehr deutlich, da sie von vielen angegeben werden. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass ein großer Teil der Befragten diese Frage nicht beantwortet hat. Insgesamt kannten nur 19,3 % der Befragten einen Experten, der ihnen bei einer Nachbarschaftsaktion helfen könnte. Im *Beusselkiez* lag der Anteil sogar nur bei 15 %. Im *Westfälischen Viertel* und im *Lehrter Kiez* kannten jeweils ca. 25 % einen solchen „Profi“. Das lässt darauf schließen, dass der Bekanntheitsgrad von bezirklichen Institutionen und Betroffenenläden erheblich gesteigert werden müsste. Speziell die Betroffenenläden müssten als erste Anlaufstelle für Nachbarschaftsaktionen mehr in das Bewusstsein der BewohnerInnen gelangen. Hierzu wäre eine verbesserte Öffentlichkeitsarbeit notwendig.

Mittels eines fiktiven Beispiels einer massiven Verkehrsproblematik in der eigenen Wohnstraße wurde erfragt, welche Strategien der Lösung des Problems den Bewohnern erfolgsversprechend erscheinen.

Die Antworten lassen sich auch hier wieder in drei Gruppen unterteilen:

- (1) die Befragten würden sich an Behörden wenden,
- (2) sie würden Versuche von Eigeninitiative starten und
- (3) die Befragten würden nichts unternehmen.

Die Hinwendung zu Behörden umfasst Anrufe beim Bezirksamt, Beschwerden im Bürgerbüro etc.. Versuche von Eigeninitiative umfassen eine Palette von Nachbarschaftstreffen über Unterschriftensammlungen bis hin zu Straßenblockaden. Im

*Lehrter Kiez* und im *Westfälischen Viertel* würden die meisten der Befragten eine Form von Eigeninitiative starten. Dagegen sieht die größte Anzahl die Befragten im *Beusselkiez* und im *Stephankiez* keine Möglichkeit, den Missstand zu beheben und würde nichts unternehmen. Trotz der großen Menge der Nennungen, die keinen Versuch einer Verbesserung der Situation starten wollen, bleibt – nimmt man den Gang zu den Behörden und die Eigeninitiative zusammen – eine übergroße Mehrheit derer, die auf die ein oder andere Weise, das Problem angehen will.

Die Erklärung für den relativ niedrigen Anteil derer, die sich an die Behörden wenden wollen, um den Missstand zu beseitigen erscheint zunächst schwierig. Es scheint im Widerspruch zu dem Vertrauen der Befragten in die Institutionen des Bezirks und des Landes zu stehen, welches fast immer stärker ausgeprägt war, als das zu den Betroffenenläden und Bürgerinitiativen. Doch ist in diesem Fall der Zusammenhang des fiktiven Beispiels zu berücksichtigen. Bei der Umwandlung einer Wohnstraße zu einer belebten (d.h. lauten) Verkehrsstraße ist das Bezirksamt auf jeden Fall mitverantwortlich. So mag es den Befragten als logisch erscheinen, dass ein gewisser Druck von Nöten sein wird, das Bezirksamt von seiner falschen Entscheidung abzubringen und diese erfordert eben Eigeninitiative.

Der Anteil der Nennungen von Eigeninitiative scheint im Zusammenhang mit dem Vertrauen in Betroffenenläden und Bürgerinitiativen zu stehen. Im *Lehrter Kiez*, wo der Anteil von Eigeninitiativ-Nennungen am größten war, ist auch das Vertrauen in Betroffenenläden etc. am stärksten ausgeprägt. Das Vertrauen zu Bürgerinitiativen scheint das Bewusstsein zu stärken, im Kiez etwas bewegen zu können. Ebenso logisch erscheint der Zusammenhang zwischen einer prinzipiell ablehnenden Haltung gegenüber Institutionen jeglicher Art und dem Fehlen einer Handlungsperspektive beim fiktiven Beispiel. In den Kiezen mit dem wenigsten Vertrauen in Institutionen, gleich ob Bezirksamt oder Bürgerinitiative, wird auch der Erfolg von Eigeninitiative pessimistischer eingeschätzt.

#### **Tabelle 45: Vertrauen in Institutionen am fiktiven Beispiel**

Fragenkomplex: „Ein fiktives Beispiel: Gesetzt den Fall, in Ihrer Wohnstraße gäbe es zu viel Verkehr und dadurch Belästigungen durch Lärm und Abgase sowie Gefahren für die Kinder. [...] Was würden Sie tun, um diesen Missstand zu verbessern?“ „Zu welchen Institutionen hätten Sie so viel Vertrauen, dass Sie dort auf ein solches oder ähnliches Problem aus Ihrer Nachbarschaft hinweisen würden (z.B. anrufen, schreiben, persönlich vorsprechen)?“

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Stephankiez</i>	<i>Westfälisches Viertel</i>
An Behörden wenden	<b>39</b> (25,0%)	<b>12</b> (15,0%)	<b>50</b> (22,9%)	<b>37</b> (23,1%)
Versuche von Eigeninitiative	<b>52</b> (33,3%)	<b>40</b> (50,0%)	<b>83</b> (38,1%)	<b>81</b> (50,6%)
Kein Versuch	<b>65</b> (41,7%)	<b>28</b> (35,0%)	<b>85</b> (39,0%)	<b>42</b> (26,3%)
Insgesamt	<b>156</b>	<b>80</b>	<b>218</b>	<b>160</b>

Quelle: Bewohnerbefragung Moabit 2000

Aus den Angaben der Befragten ergibt sich für die vier Kieze ein sehr unterschiedliches Bild.

Im Vergleich mit den anderen Kiezen nimmt der *Beusselkiez* eine Sonderrolle ein. Hier besteht das niedrigste Vertrauen in Eigeninitiative und Institutionen jeglicher Art. Auch eine prinzipiell misstrauische Haltung gegenüber Institutionen ist im *Beusselkiez* am stärksten ausgeprägt. Das Quartiersmanagement als Struktur zur Aktivierung der BewohnerInnen hat offensichtlich noch nicht gegriffen. Bei den vertrauenswürdigen Institutionen und ebenso bei der Frage nach dem „Profi“ wurde das Quartiersmanagement kaum genannt. Wenn das Quartiersmanagement nicht in der Lage ist, sich als kompetenter Ansprechpartner der BewohnerInnen zu präsentieren, ist es schwer nachzuvollziehen, wie es nachhaltige Verbesserungen im Kiez erreichen kann. Den Antworten der Befragten zufolge, ist eine allgemeine Politikverdrossenheit verbunden mit dem Gefühl, im eigenen Kiez ohnehin nichts ändern zu können, im *Beusselkiez* weit verbreitet. Das fiktive Beispiel zeigt, dass viele Bewohner im *Beusselkiez* die Hoffnung aufgegeben haben, selbst etwas bewirken zu können. Die Ergebnisse sind umso bestürzender, setzt man voraus, dass bei den Bewohnern, die bei der Befragung mitmachten, die Bereitschaft vorhanden war, sich mit den Problemen ihres Stadtteils zumindest theoretisch auseinanderzusetzen. Der *Stephankiez* weist ähnliche Tendenzen auf, jedoch noch nicht in dieser Ausprägung. Es besteht die Gefahr, dass sich diese Trends verstärken. Damit ist akuter Handlungsbedarf vorhanden, denn wenn sich eine grundsätzliche ablehnende Haltung gegenüber Institutionen erst einmal gefestigt hat, wird es sehr schwierig werden, daran etwas zu ändern. Das *Westfälische Viertel* und der *Lehrter Kiez* zeigen dagegen andere Trends. Hier ist das generelle Misstrauen geringer, der Glaube an die Eigeninitiative ist stärker ausgeprägt und die BewohnerInnen wissen auch eher, an wen sie sich bei Nachbarschaftsaktionen wenden können. Dabei wird die Bedeutung von Sozialkapital sehr gut deutlich. Obwohl es im *Westfälischen Viertel* kein Quartiersmanagement oder einen Betroffenenrat gibt – die Präsenz etwaiger „Profis“ also faktisch geringer ist – wissen mehr Befragte Bescheid, wo sie sich an einen „Profi“ wenden können, als es im *Beusselkiez* der Fall ist. Hier ließe sich die These aufstellen, dass im Sinne der Theorie von BOURDIEU, die BewohnerInnen des *Westfälischen Viertels* ihr ökonomisches Kapital in soziales Kapital umwandeln können und zwar in größeren Maße als die ökonomisch schwächeren Bewohner des *Beusselkieses*. Das *Westfälische Viertel* weist die Besonderheit auf, dass sich weniger auf Bürgerinitiativen bezogen wurde. Das liegt sicherlich daran, dass das Viertel kein Sanierungsgebiet ist und es deshalb keinen Betroffenenrat gibt. Trotzdem gibt es im *Westfälischen Viertel* eine ausgeprägte Einstellung, bei auftretenden Problemen in Eigeninitiative diese anzugehen. Der *Lehrter Kiez* nimmt ebenso eine gewisse Sonderrolle ein. Dies kann einerseits auf den geringeren Stichprobenumfang, andererseits aber auch auf den bereits in anderen Kapiteln immer wieder bemerkten besonderen Kiezcharakter und die Kieztradition zurückzuführen sein. Hier wären weitere Untersuchungen nötig, um festzustellen, ob sich die Trends bestätigen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sowohl die Barrieren für ein Engagement als auch das Vertrauen in Institutionen sehr unterschiedlich in den vier Kiezen ausgeprägt. In gewisser Weise können zwei Pole unterschieden werden: auf der einen Seite das *Westfälische Viertel* mit starkem Vertrauen in Institutionen und Eigeninitiative, auf der anderen Seite der *Beusselkiez* mit ausgeprägtem Misstrauen in Institutionen und einer geringen Bereitschaft zur Eigeninitiative. In abgeschwächter Form lassen sich der *Lehrter Kiez* (dem *Westfälischen Viertel*) und der *Stephankiez* (dem *Beusselkiez*) jeweils einem der beiden Pole zuordnen. Wie das Beispiel *Beusselkiez* zeigt, wirkt sich ein allgemeines Misstrauen in Institutionen oder auch Politik überhaupt auch in andere Bereiche aus. Eine Motivierung der BewohnerInnen zu mehr Engagement setzt den Abbau dieses Misstrauens grundlegend voraus.

Wie bereits oben angedeutet, scheint ein Zusammenhang zwischen materiellen Ressourcen der BewohnerInnen und ihrer Bereitschaft zum Engagement zu bestehen. Diese Vermutung wirft die Frage auf, ob die bestehenden Beteiligungsmöglichkeiten nur Besserverdienende ansprechen. Offensichtlich versprechen sich Bewohner mit geringem Einkommen nur wenig von einem Engagement - schätzen sie ihre Einflussmöglichkeiten also nur realistisch ein oder gibt es Defizite in der Information über Möglichkeiten der Partizipation? Es besteht die Gefahr, dass Gebiete wie der *Beusselkiez* bzw. der *Stephankiez* bald Merkmale der vom Soziologen Zygmunt BAUMAN beschriebenen „Nicht-Orte“ aufweisen. „‘Nicht-Orte‘ sind räumliche Einheiten, die auch wenn sie sich geographisch nicht in der Peripherie befinden müssen, in einer immer globaler werdenden Welt von Wohlstand und Einflussmöglichkeiten weitgehend ausgeschlossen sind (...)“ (BAUMAN 1999).

Um dieses Szenario zu verhindern, sind verschiedene Maßnahmen notwendig. Ganz praktisch würde eine bessere Öffentlichkeitsarbeit des Bezirksamtes und der Betroffenenläden helfen die BewohnerInnen über ihre Möglichkeiten zum Engagement zu informieren. Dies setzt natürlich eine bessere finanzielle Ausstattung von Bezirk und Betroffenenläden voraus. Doch nur eine materielle Stärkung dieser Akteure kann verhindern, dass Stadtteilprogramme, wie z.B. das Quartiersmanagement, zu „Animationsübungen“ (JAHN und LANZ 2000) für die Anwohner werden.

Letztlich hängt die Zukunft vom *Beusselkiez* und den anderen Kiezen davon ab, ob die politischen Entscheidungsträger weiterhin auf die Ausgrenzung von sozial schwächeren Bewohnern setzen oder ob es zu einem Paradigmenwechsel hin zu einer sozial gerechten Stadt kommt, der die Lebensqualität aller Bewohner zur obersten Priorität macht.

## 6 Kurzfassung mit Schlussfolgerungen

### Rahmenbedingungen

Über zwei Semester hinweg, vom Oktober 1999 bis zum Juli 2000, befassten sich 15 Studentinnen und Studenten am Geographischen Institut der Humboldt-Universität mit dem Stadtteil Moabit. Die Studierenden nahmen Fragestellungen unter die Lupe, die derzeit nicht nur in Berlin von großer Aktualität sind: Welche Auswirkungen hat der gegenwärtige gesellschaftliche und ökonomische Wandel in innerstädtischen Wohnquartieren der Großstadt? Welche Bedeutung haben dabei Beziehungen zwischen Nachbarn, zwischen Freunden und Verwandten – also soziale Netzwerke - in den Kiezen? Wie können Bewohner ihr „Sozialkapital“ für ihre eigenen Zwecke besser nutzen? Wie kann man sie dazu in die Lage versetzen, die Problemlösung zu einem gewissen Grad selbst in die Hand zu nehmen? Was bedeutet das für Stadtplaner, Bezirkspolitiker oder Quartiersmanager? Welche Entwicklungsperspektiven ergeben sich daraus für bestimmte Wohnviertel? Derartige Fragen beschäftigen seit einiger Zeit auch die Politik. Die Bund-Länder-Gemeinschaftsinitiative „Soziale Stadt“ hat sich unter anderem zum Ziel gesetzt, das „endogene Potenzial“ der Menschen etwa in ihren sozialen Netzwerken zu finden und zu nutzen, nicht zuletzt, um sie stärker an Planungsprozessen beteiligen zu können. Auch auf dem gerade zu Ende gegangenen internationalen Kongress „Urban21“ diskutierten in Berlin Politiker, Stadtplaner und Stadtforscher aus aller Welt über diese und ähnliche Themen. Der Stadtteil Moabit wurde dabei nicht ohne Grund als Untersuchungsgebiet ausgewählt: Die Auswirkungen des innerstädtischen Wandels in West-Berlin wurden bisher häufig ignoriert, wohl auch, weil die Restrukturierung als buchstäblicher „Stadtumbau“ im Osten viel deutlicher wahrgenommen werden kann. Die Realität ist aber deutlich differenzierter: Gerade einige Stadtviertel und Wohnquartiere im Westen können als Verlierer des vereinten Berlins und der wirtschaftlichen Globalisierung gelten. Angesichts dieser Diskrepanzen sollte hier ein im Rahmen der Umgestaltungsdebatte bisher wenig beachteter West-Berliner Stadtteil untersucht werden: Der Stadtteil Moabit, Wohn- und altes Industriequartier, ehemals in Mauerrandlage, heute am Cityrand und im Einzugsbereich des neuen Regierungsviertels gelegen, Sinnbild für die alten Industrien und für die Berliner Justiz. So bekannt der Name „Moabit“ auch sein mag: Der Öffentlichkeit ist offenbar wenig bewusst, dass Moabit eine ausgeprägte innere Differenzierung und Kiezkultur, ein spezifisches Milieu und Identifikationspotenzial besitzt. Die „Moabiter“ in ihrer Mischung aus Vielfalt und Viertelstradition, so die Hypothese, sind ein weithin „unentdecktes“ und unterschätztes Potenzial – ein Pfund, mit dem auch die Stadtentwicklungsstrategen mehr als bisher wuchern könnten, eine „Ressource“, die es zu aktivieren gilt. Doch Moabit galt in den Augen vieler bereits vor 1990 pauschal als Problemzone und ist es bis heute - nach dem Mauerfall - geblieben, obwohl der Stadtteil in eine neue, sehr zentrale Lage gerückt wurde: Moabit, quo vadis?

Kern der Studie, die als Teil eines noch nicht abgeschlossenen größeren Forschungsprojekts über Moabit zu verstehen ist, war eine Bewohnerbefragung. Diese führten die Studierenden im April und Mai 2000 in vier Kiezen durch: im Westfälischen Viertel (südlich von Alt-Moabit), im Beusselkiez, im Stephankiez und im Lehrter Kiez. Insgesamt erklärten sich 740 Bewohnerinnen und Bewohner spontan zur Mitwirkung bereit, als sie in ihrem Viertel auf der Straße von Studentinnen und Studenten angesprochen wurden.

## **Ausgewählte Thesen und Schlussfolgerungen aus der Untersuchung**

### **1. Sozialkapital nutzen!**

Die Studie hat versucht, wertfrei hinter die Fassaden zu blicken und herauszufinden, wo wie viele soziale Ressourcen stecken und welche das sind. Die Vermutung, dass es in allen Kiezen ein großes Potenzial an sozialen Netzwerken, funktionierenden Nachbarschaften, engagierten und aufgeschlossenen Menschen etc. gibt, hat sich durch die Befragung eindrucksvoll bestätigt. Zwischen den Vierteln gibt es selbstverständlich Unterschiede. Anonymität und Rückzug von Bewohnern in den Privatbereich gehören mehr oder weniger ebenfalls zum Alltag. Dennoch ist eines klar geworden: Die Qualität nachbarschaftlicher Strukturen und die Menge an Sozialkapital kann man nicht mit den sozialen Problemen in den einzelnen Kiezen in einen Topf werfen. Mit anderen Worten: Auch als „Problemkieze“ bekannte Quartiere besitzen ihre eigenen gesellschaftlichen Qualitäten und Potenziale und zu selten wird versucht, diese gezielt zu aktivieren. Sozialkapital schlummert überall: in Familien, in der Gruppe der Eltern, deren Kinder die gleiche Schule besuchen, in Jugendliquen, in religiösen Gemeinden, in Betroffenenläden, in Nachbarschaften. Man hilft sich gegenseitig aus, gibt Tipps und Hinweise, vermittelt Kontakte. Dadurch entstehen Verpflichtungen und Erwartungen, die Beziehungen werden verbindlicher: Wie Du mir, so ich Dir! Für das Quartier ist das ein großer Gewinn: Die Bewohner reden öfters miteinander, Konflikte (z.B. Nachbarschaftskonflikte) können besser gelöst werden, es entsteht mehr gegenseitiges Vertrauen und Rücksichtnahme. Der Zuwachs des Sozialkapitals ist ein Faktor, mit dem man auch die Erfolge von Kiezprojekten „messen“ könnte. Insbesondere die Nachbarschaft wird als soziales Netzwerk auch von den Bewohnern erkannt. Klar ist, dass nicht jede Nachbarschaft funktioniert. Nachbarschaftsnetze sind, sofern nicht Freunde zusammenleben, auch eher lockere Konstruktionen. Aber in der Befragung wurde deutlich, dass es durchaus Ansätze zu nachbarschaftlichen Aktionen gibt und auch dort, wo Probleme vorhanden sind, diese nicht unbedingt als unlösbar erscheinen. Vielfach mangelt es nicht an der Motivation, gemeinsam etwas zu tun, sondern an der Kompetenz, Konflikte zu lösen und Kompromisse zu finden. Die Nachbarschaft, also das Haus oder der Häuserblock erscheint als wichtiger Fokus für künftige Projekte der Gemeinwesenarbeit. „Moderierte Nachbarschaften“ könnten den Beginn von mehr Bürgerbewusstsein und Partizipation, größerem Verantwortungsbewusstsein und Multiplikatoreffekten in benachbarten Nachbarschaften markieren.

### **2. Vertrauen in Institutionen stärken! Verantwortung abgeben!**

Ein alter Hut: Es hagelte auch in der Befragung Kritik an den Behörden. Die wenigsten Befragten trauen den Behörden über den Weg, oder sie halten sie schlicht für inkompetent. Der Nichtwähleranteil unter den Wahlberechtigten in den vier Kiezen weist entsprechend deutlich auf die Gebiete mit den größten Problemen hin: Im Beusselkiez gaben 42% der Nichtwähler als Grund „Politikverdrossenheit“ oder ähnliches an. Dennoch werden als erste Anlaufstellen bei Problemen im Wohnumfeld am häufigsten Bezirksbehörden und erst danach auch Bürgerinitiativen und Betroffenenräte genannt. Die Konsequenzen liegen auf der Hand: Die Institutionen müssen das Vertrauen der Bewohner zurückgewinnen. Dies wird ihnen nur dann gelingen, wenn sie wieder als aufgeschlossene und kompetente Partner aller Bürger, aber auch derjenigen Bewohner ohne deutschen Pass auftreten. Aber auch das ist nur die halbe Miete: Die Bewohner müssen mehr und mehr in wirksame politische Entscheidungen eingebunden werden. Die Untersuchungsergebnisse ermutigen und fordern dazu auf, Verantwortungen tatsächlich einmal „nach unten“ weiterzureichen. Hinter der vielfach zu spürenden ohnmächtigen Resignation verbirgt sich häufig unentdeckte Kompetenz. Die Aussicht, tatsächlich

Einfluss ausüben zu können, würde aus manchem Bewohner, dem derzeit niemand etwas zutraut (und er sich selbst am wenigsten), einen motivierten Kiezexperten machen. Eine solche Erfahrung bringt Vertrauen zurück. Davon abgesehen ist vielen Leuten offenbar nur der „offizielle“ und individuelle Weg geläufig, obwohl sie häufig auch andere Erfahrungen mitbringen. Andere Möglichkeiten (z.B. Gründung einer Nachbarschaftsinitiative o.ä.) sollten mehr ins Bewusstsein gerückt und Kompetenzen dahingehend gefördert werden. Auch die Betroffenenläden in den Kiezen müssen darin bestärkt werden, sich als geeignete Anlaufstellen mehr zu profilieren.

### 3. Identifikationspotenziale nutzen!

Die Qualität des „Kiezlebens“ (z.B. lokale Ökonomie, Kultur & Kommunikation, Atmosphäre, Aktivität & Engagement etc.) hängt dabei zum großen Teil von der lokalen Identifikation ab. Die Voraussetzungen zur Identifikation wiederum werden von vielen Faktoren wie z.B. der Wohndauer beeinflusst. Aber auch die Medienberichterstattung spielt bei der Stigmatisierung von Stadtteilen eine wichtige Rolle, wie z.B. die BZ-Reportage über die offenbar frei erfundene Gang „Moabit-21-Boys“ gezeigt hat (vgl. blickwinkel Moabit Nr. 77, Februar 2000). Das schlechte Moabit-Image und das von den Bewohnern wahrgenommene Sicherheitsgefühl hängen eng miteinander zusammen. Dennoch gibt die Untersuchung Anlass zu der Behauptung, dass es ein besonders großes Identifikationspotenzial in Moabit gibt. Moabit, das stellen die meisten fest, ist ein besonderes Milieu in Berlin, ein Stadtteil mit langer Tradition, der Ecken und Kanten hat, der abgeschlossen ist wie eine Insel. Vieles, was bisher eher negativ assoziiert oder gar nicht wahrgenommen wird, sollte mehr in den Vordergrund rücken. Die bewegte und spannende Geschichte Moabits kann z.B. für eine stärkere Ortsbindung genutzt werden: Der an Moabit angrenzende Rundgang der Ausstellung „Berlin – offene Stadt“ endet bezeichnenderweise an der Hochglanzfassade des Innenministeriums und an der zur Shopping-Zeile umfunktionierten Bolle-Meierei an der Spree. Mit verhältnismäßig geringem Aufwand könnten seitens des Bezirks auch in Moabit historische Orte, die heute vielleicht nur als finstere Ecken oder abgehalfterte Fabrikhallen gelten, sichtbar gemacht und mit Inhalten gefüllt werden. Auch die neu hinzugezogenen Moabiter würden auf ein selbstbewussteres Moabit treffen, aus dem es deutlich mehr zu berichten gibt als nur die – zweifellos vorhandenen – Probleme. Mehr Ortsbindung heißt gleichzeitig auch geringere Fluktuation, mehr private Investition und stabilere Sozialkontakte.

### 4. Engagementbereitschaft nutzen!

Menschen, die vollkommen resigniert, motivations- und verantwortungslos sind, übernehmen keine freiwilligen und unbezahlten Jobs. Umso ermutigender erscheint das Ergebnis, dass mehr als jede fünfte befragte Person im letzten Jahr in irgendeiner Form eine freiwillige oder ehrenamtliche Tätigkeit ausgeübt hatte. Auch die Bereitschaft zu einem freiwilligen Engagement im eigenen Kiez ist in allen Quartieren überraschend hoch. Die Befragung hat gezeigt, dass nicht nur die alteingesessenen Bewohner, sondern auch solche, die erst kurze Zeit im Kiez wohnen, prinzipiell bereit sind, sich zu engagieren. Was hält die Bewohner von ehrenamtlichen Tätigkeiten ab? Es gibt zahlreiche Gründe, einer der häufigsten war erwartungsgemäß der Zeitmangel – eine Begründung, hinter der sich zahlreiche Ursachen verbergen können. Neben mangelnder Kiez-Identifikation (s.o.) und resigniertem Zorn auf „die da oben“ („Die sollen ihren Kram selber machen!“) war einer der anderen häufig genannten Gründe „fehlendes Angebot“ und fehlende Information. Eine grundsätzliche Bereitschaft ist also bei einigen Leuten offenbar vorhanden, aber eine passende Tätigkeit zu finden, ist schwierig. Das Engagement scheitert offenbar häufig nicht an der Motivation, sondern an einem fehlenden

Markt für freiwillige Jobs. Hieraus ergeben sich zahlreiche strategische Ansatzpunkte: Einen Marktplatz zu schaffen, ist ein erster Schritt, der aber nicht ausreicht. Die Barrieren bei Ehrenämtern sitzen noch tiefer. So sollten zielgruppenspezifische freiwillige Aufgaben angeboten werden, welche die zeitlichen, physischen oder thematischen Restriktionen möglicher Interessenten berücksichtigen (z.B. für Familien mit kleinen Kindern, Senioren, Berufstätige, Arbeitslose etc.). Eine Professionalisierung ist notwendig. Den Menschen muss die Furcht genommen werden, man könnte sie durch einen freiwilligen Job zu sehr und auf lange Sicht vereinnahmen. Ausstieg und Einstieg müssen jederzeit möglich sein. Die Potenziale sind vorhanden und sie sollten genutzt werden. Eines jedoch muss in diesem Zusammenhang betont werden: Wenn auch die „Kultur der Abhängigkeit“ von staatlichen Sozialtransfers erwiesenermaßen ungünstig für eine selbstbestimmte Quartiersentwicklung ist, darf es nicht Ziel freiwilliger und ehrenamtlicher Tätigkeiten sein, den Staat von seinen sozialen Pflichten in den Kommunen zu entbinden. Eine Zivilgesellschaft ist nicht kostenlos zu haben. Der Effekt freiwilliger Tätigkeiten ist darüber hinaus unbezahlbar: Netzwerke entstehen, die Verantwortung für den Kiez wächst, Sozialkapital baut sich auf. Allein dadurch erzielt die Kommune langfristig Einsparungen, z.B. durch zurückgehende Verschmutzung öffentlicher Plätze, schwindenden Vandalismus etc. Der materielle Output (also z.B. die Beratungsleistung, die Gartenpflege, die Organisation einer Veranstaltung etc.) ist nützlich, aber Nebensache. Doch wie kommt man an die interessierten Leute heran? Reine Angebote nützen nicht viel. Es gibt offenbar nur einen erfolgversprechenden Weg: Kiezplaner und Kiezmanager müssen im wahrsten Sinne des Wortes auf die Menschen zugehen. Sie müssen sie auf der Straße ansprechen und damit rechnen, dass vier Fünftel oder noch mehr Menschen abwinken. Für den Rest jedoch würde sich dieser Aufwand bereits lohnen. In der Befragung gab es immer wieder engagierte Interviewpartner, zu deren Aktivierung man nicht viel mehr als ein konkretes Angebot benötigt hätte. Im Sinne einer „aktivierenden Befragung“ könnten auch – ähnlich wie in der vorliegenden Untersuchung – wertvolle Informationen über das Leben im Kiez erhoben werden.

## 5. Kiezcharakteristiken

Durch den Vergleich der Kiezdaten, der zahlreichen über die eigentliche Befragung hinausgehenden Bewohnergespräche und durch Experteninformationen kristallisierte sich eine grobe Einschätzung der untersuchten Kieze heraus, die nicht als eine „Rangfolge“ missinterpretiert werden darf. Es sei noch einmal betont: *Alle* Kieze haben bei völlig unterschiedlichen Voraussetzungen ihre ganz spezifischen Potenziale. Diese kiezspezifischen Eigenschaften sollten jeweils systematisch genutzt und weiterentwickelt werden. Vieles deutet darauf hin, dass der *Lehrter Kiez* offenbar das Viertel mit dem meisten Sozialkapital ist. Die Zahl der Menschen, die sich mit ihrem Kiez identifizieren können, ist überdurchschnittlich hoch. Die Menschen hier fühlen sich vor allem auf emotional-sozialer Ebene mit ihrem Wohnquartier verbunden. Ein Grund dafür dürften auch die langjährigen Erfahrungen mit Hausbesetzungen, Bürgerprotesten und Bürgerinitiativen, d.h. die zivilgesellschaftliche Tradition des Kiezes sein. Auch hier treten durchaus Probleme und Konfliktsituationen auf (z.B. im interkulturellen Miteinander). Teile der Bevölkerung sind aber stärker konflikterprobt als in anderen Kiezen. Das *Westfälische Viertel* bildet – ähnlich wie der Lehrter Kiez – in einigen Punkten einen Kontrast zu den anderen Quartieren. Auch hier ist das Identifikationspotenzial hoch, die Faktoren sind aber vergleichsweise „handfest“: Das ansprechende Wohnumfeld (z.B. Straßenmöblierung, Begrünung, Pflege und Zustand des öffentlichen Raums) und die Nähe zur Spree, aber auch die relativ homogenen Nachbarschaften mit höherem Bildungsniveau, höheren Einkommen und geringeren sozialen Problemen erleichtern die sozialräumliche Einbindung der Bewohner. Im *Stephankiez*, dem

größten untersuchten Wohnviertel, treten eine ganze Reihe unterschiedlicher Probleme auf, die aber eng begrenzte „Hot spots“ sind: z.B. Drogenkneipen, Lärmseln, einzelne Kriminaldelikte o.ä., d.h. sie betreffen nur die umliegende Nachbarschaft direkt, aber nehmen breiten Raum im Bewusstsein ein und erschweren die Identifikation mit dem Quartier. Der Kiez hat – anders als die anderen Viertel – den Charakter einer offenen Übergangszone. Es existieren keine direkten Begrenzungen wie die Spree im Westfälischen Viertel, die Industrie im Beusselkiez, die Bahntrasse im Lehrter Kiez. Auch die Bewohner des Stephankiezes lassen sich in keine Schublade packen. Hier lebt ein sehr gemischtes Völkchen. Damit ergeben sich Chancen und Risiken gleichermaßen. Der *Beusselkiez*, in den Medien häufig als „Ghetto“ und „sozialer Brennpunkt“ abgeschrieben, hat – das soll hier keineswegs verniedlicht werden – mit der problematischsten Ausgangssituation zu kämpfen. So ist es kein Zufall, dass der Senat vor einem Jahr gerade hier ein Quartiersmanagement einrichten ließ. Als Hauptproblem stellt sich heraus, dass der wirtschaftliche Niedergang in diesem Kiez auf ein im Vergleich zu den anderen Quartieren geringeres Sozialkapital der Bevölkerung trifft (z.B. aufgrund der zahlreichen Wegzüge). Das bedeutet, dass die sozialen Netzwerke gefährdeter, die Nachbarschaften anfälliger, der Zusammenhalt und das Vertrauen in die Mitmenschen und damit die gemeinsame Sorge um den Kiez geringer sind. Die hohe Mieterfluktuation und Konflikte zwischen unterschiedlichen sozialen und ethnischen Gruppen tragen dazu bei und verhindern zusätzlich noch eine größere Identifikation. Dennoch: Obwohl das Quartier zweifellos strukturell vernachlässigt und die Frustration mitunter groß ist, weisen die Bewohner trotzdem noch ein hohes Maß an unausgeschöpften Potenzialen auf (z.B. eine große Bereitschaft, ehrenamtliche Tätigkeiten im Kiez zu übernehmen). Natürlich gibt es auch hier Bewohner, die schon seit vielen Jahren im Kiez leben und diesen nicht als Durchgangsstation, sondern als ihre „Heimat“ betrachten.

Das in der Befragung immer wieder thematisierte „Ausländerproblem“ in den Kiezen ist relativ. Nirgendwo werden größere Integrationsleistungen der Bevölkerung erbracht als in Innenstadtquartieren wie dem Beusselkiez. Dass bei einigen Bewohnern eine Überfremdungsangst zutage tritt, ist noch kein ausländerfeindliches Verhalten. Zu Pauschalierungen und kollektiven Schuldzuschreibungen kann es aber sehr schnell kommen. Dem muss entgegengewirkt werden: Die Lösung des Problems kann jedoch nicht darin bestehen, eine Diskussion um die Zahl der „zu verkraftenden Ausländer“ zu führen. Ethnische Vereine sind z.B. ein guter Ansatzpunkt: Zwar ist deren „Binnenintegration“ in diesem Sinne keine Identifikation „mit dem Kiez“, sondern nur mit der eigenen ethnischen Gruppe. Doch hier können Strategien entwickelt werden, solches für den Kiez unproduktive Sozialkapital in produktives umzuwandeln. Dort wo Individuen mit der Situation überfordert sind, müssen z.B. mit Hilfe von interkulturellen Projekten Brücken zwischen unterschiedlichen Gruppen gebaut werden.

Der „größte Aufreger“ in Moabit war laut Befragung der Hundekot und Abfall auf den Straßen und Plätzen. Neben der Rücksichtslosigkeit vieler Hundehalter stand besonders häufig die BSR in der Kritik der Befragten, die aus deren Sicht zu wenige Müllbehälter aufstellt und zu selten leert. Die „Verwahrlosung“ des öffentlichen Raums wird von vielen als Symptom für den Niedergang des eigenen Wohnviertels interpretiert. Sichtbarer Aufhänger für einen „Aufbruch in Moabit“ könnte deshalb so etwas wie ein „Tag der Bürgersteige“ sein: Eine BSR-Reinigungsaktion kombiniert mit selbst organisierten Platz-, Straßen- und Hoffesten könnte Nachbarn, im Kiez aktive Bewohner, Behörden und Politiker miteinander ins Gespräch bringen. Symbolische Einzelaktionen allein werden jedoch nicht viel bringen: Weitere und andere auch längerfristig angelegte Projekte für mehr Nachbarschaft, Sozialkapital und Identifikation müssen folgen.



## 7 Anhang

Nina Helle  
Anne Klein-Hitpaß  
Nadine Walter

### 7.1 Hinweise zur Erhebungsmethodik

#### 7.1.1 Grundgesamtheit, Teilerhebung und Auswahl der Stichprobe

Die für unsere Untersuchung ausgewählte Grundgesamtheit besteht aus Personen über 18 Jahre, die in vier ausgewählten Kiezen Moabits ihren festen Wohnsitz haben: *Beusselkiez*, *Stephankiez*, *Lehrter Kiez* und *Westfälisches Viertel* (siehe Abbildung 33). Die Erhebung wurde deshalb in vier unterschiedlichen Vierteln durchgeführt, da es sich bei Moabit um einen heterogenen Stadtteil hinsichtlich Kriterien wie z.B. Bausubstanz, Bevölkerungsstruktur und Infrastrukturausstattung handelt.

Da eine Totalerhebung nicht möglich ist, haben wir uns bei unserer Untersuchung auf eine Teilerhebung beschränkt und uns bei der Auswahl der befragten Personen an der Zusammensetzung der Bevölkerung in den einzelnen Kiezen orientiert (siehe Tabelle 46).

Bei der Auswahl der Probanden wurde versucht, die aus der Tabelle ersichtlichen Quoten zu berücksichtigen. Auf die Probleme, die sich hieraus ergaben, wird später näher eingegangen. Im Folgenden soll die Gesamtstichprobe beurteilt werden. Die Stichproben in den einzelnen Quartieren weichen davon zum Teil ab.

#### 7.1.2 Konzeption des Fragebogens

Der Aufbau des Fragebogens orientierte sich an den aus den theoretischen Überlegungen entwickelten Themenkomplexen:

- Identifikation
- Vertrauen & Sicherheit
- Soziale Netzwerke
- Normintensität
- Engagement & Empowerment
- Sozialkapital & Familie
- Standarddemographie

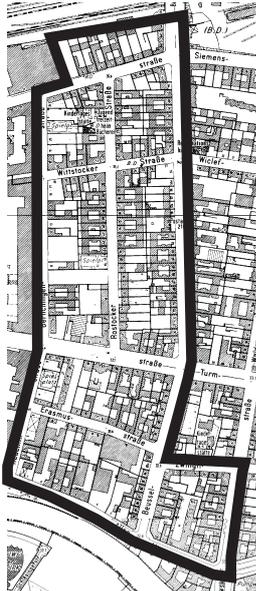
Der Fragebogen wurde als mündliches Interview konzipiert. Er enthält sowohl standardisierte (geschlossene und halb-offene) als auch offene Fragen und orientiert sich sowohl an Fakten, als auch an individuellen Einstellungen der Befragten.

Diese Mischkonzeption hat den Vorteil, dass auch qualitative Informationen erhoben werden konnten. Der Nachteil eines komplizierteren Analyseprozederes wurde zugunsten größerer Informationstiefe bewusst in Kauf genommen.

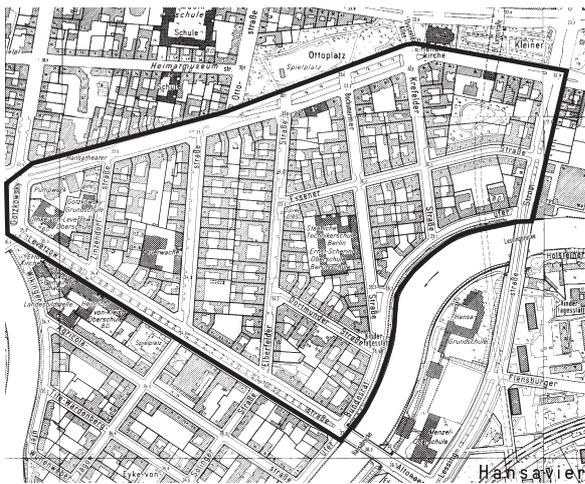
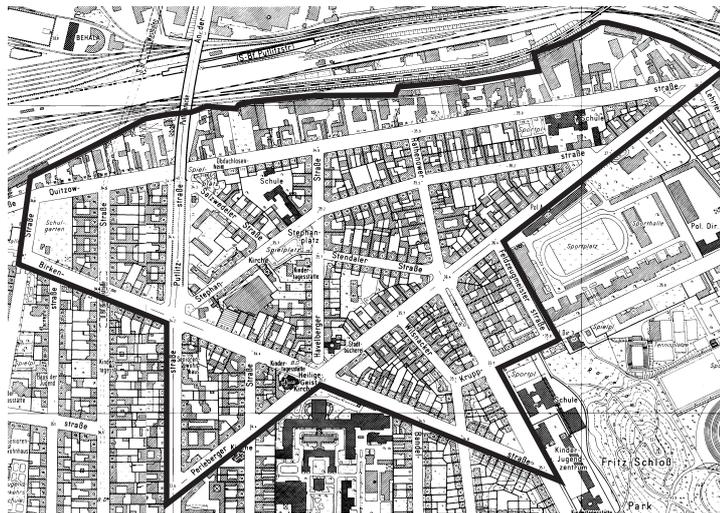
### Abbildung 33: Die Untersuchungsgebiete

Kartenbasis: Amtliche Karten 1 : 5.000  
Karten in der Zusammenstellung nicht maßstabsgetreu

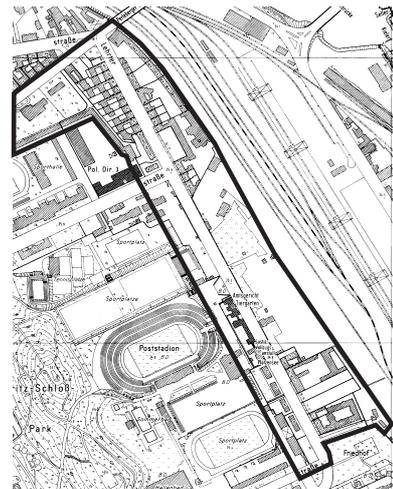
Beusselkiez



Stephankiez



Westfälisches  
Viertel



Lehrter Straße

### 7.1.3 Die Befragung

Die Befragung wurde im April und Mai 2000 in den o.g. Kiezen in Moabit durchgeführt.

Die Bereitschaft, den Fragebogen zu beantworten, war generell gut, obwohl die angekündigte Interviewdauer in einzelnen Fällen abschreckend wirkte.

Schwierigkeiten ergaben sich erwartungsgemäß v.a. beim Befragen der nicht-deutschen Bevölkerung. Gute Kenntnisse der deutschen Sprache waren unabdingbare Voraussetzung für die Durchführung des Interviews. Eigentlich hätte man zahlreiche Bewohner in ihrer Muttersprache befragen müssen. Der damit verbundene organisatorische und materielle Aufwand konnte jedoch im Rahmen des Projektes nicht geleistet werden. Um zumindest türkische und arabische Bewohner mit mäßigen Deutschkenntnissen interviewen zu können, wurden die Item-Batterien, bei denen es auf sprachliche Nuancen ankommt, als Übersetzung angeboten. Neben den sprachlichen zeigten sich aber auch kulturelle Barrieren; besonders auffällig war die Zurückhaltung türkischer und arabischer Frauen.

Auch bei Teilen der deutschen Bevölkerung, sowie insgesamt bei älteren Menschen, ergaben sich Probleme, v.a. bei Fragen, die ein hohes Abstraktionsvermögen erforderten. Waren die Schwierigkeiten zu groß, wurden vereinzelt entsprechende Fragen offen gelassen, das Interview aber dennoch fortgesetzt.

**Tabelle 46: Stichprobenqualität - Amtliche Strukturdaten und Erhebungsstatistik für die Untersuchungsgebiete**

	<i>Beusselkiez</i>	<i>Stephan- kiez</i>	<i>Lehrter Kiez</i>	<i>Westf. Vier- tel</i>	Summen/ Mittel- werte
Einwohnerzahl	<b>7.418</b>	<b>11.450</b>	<b>2.385</b>	<b>6.285</b>	<b>27.538</b>
davon Deutsche	<b>60%</b>	<b>71%</b>	<b>52%</b>	<b>81,5%</b>	
davon Ausländer	<b>40%</b>	<b>29%</b>	<b>48%</b>	<b>18,5%</b>	
<b>Altersstruktur</b>					
18 – 45 Jahre	<b>65%</b>	<b>63%</b>	<b>72%</b>	<b>57%</b>	
45 – 65 Jahre	<b>25%</b>	<b>26%</b>	<b>23%</b>	<b>30%</b>	
über 65 Jahre	<b>10%</b>	<b>11%</b>	<b>5%</b>	<b>13%</b>	
Stichprobe in der Befragung (n):	<b>207</b>	<b>274</b>	<b>80</b>	<b>179</b>	<b>740</b>
Ermittelte Haus- haltsgröße	<b>2,15</b>	<b>2,33</b>	<b>3,09</b>	<b>2,15</b>	<b>2,43</b>
Erreichte Haus- halte (Schätzung)	<b>445</b>	<b>638</b>	<b>247</b>	<b>385</b>	<b>1.715</b>
Erreichte Haus- halte in % (Schät- zung)	<b>6,0%</b>	<b>5,6%</b>	<b>10,4%</b>	<b>6,1%</b>	<b>6,2%</b>

Quelle: Statistisches Landesamt Berlin 2000 und Bewohnerbefragung Moabit 2000

### 7.1.4 Datenqualität

Mit den 740 erhobenen Fragebögen wurden etwa 2,6% der Einwohner und ca. 6,2 % der Haushalte in den vier Kiezen befragt. Durch den Vergleich mit den amtlichen Statistiken des Bezirkes Tiergarten soll die Qualität unserer Erhebung eingeschätzt werden. Bei den Interpretationen ist zu berücksichtigen, dass die Bezirksebene als gängige Datenbasis auch das Hansaviertel und den Bereich Tiergarten-Süd umfasst, die sich sozialstrukturell stark von Moabit unterscheiden.

Dazu sollen die Indikatoren Altersstruktur, Anteil der ausländischen Bevölkerung, Erwerbstätigkeit, Bildungsstand und Einkommensstruktur herangezogen werden.

Ein erstes Fazit vorne weg: Die erhobenen Daten spiegeln die erwartete Struktur in Moabit bzw. Tiergarten gut wider. Naturgemäß gibt es in den betrachteten Bereichen immer wieder Abweichungen von der Grundgesamtheit. Es war im übrigen nicht das Hauptziel der Befragung, diese genauestens wiederzugeben, sondern vielmehr, Zusammenhänge zwischen bestimmten Variablen offenzulegen.

#### 7.1.4.1 Altersverteilung

Das prozentuale Verhältnis der Altersklassen in unserer Erhebung entspricht weitgehend den Angaben des Bezirksamtes Tiergarten für das Jahr 1997.

Wie aus Tabelle 47 ersichtlich, ist der Anteil der 18-39jährigen in unserer Befragung leicht überrepräsentiert, was vermutlich auf die größere Offenheit dieser Gruppe gegenüber Befragungen und das komplementäre Alter der InterviewerInnen zurückgeführt werden kann.

**Tabelle 47: Stichprobenqualität - Verteilung der Bevölkerung von Moabit nach Altersgruppen**

Altersgruppe	Moabit 1997 (amtliche Statistik)		Befragung Moabit <sup>42</sup> 2000	
	absolut	In %	Absolut	in %
18-24 Jahre	4.773	10,8	101	14,3
25-39 Jahre	17.817	40,3	318	44,9
40-59 Jahre	13.809	31,2	208	29,4
60 Jahre u. älter	7.855	17,7	81	11,4
Gesamt	44.254	100	708	100

Quelle: Eigene Berechnungen nach Sozialbericht für Tiergarten 1997, S.9, eigene Erhebung Moabit 2000

#### 7.1.4.2 Anteil der ausländischen Bevölkerung und Herkunftsländer

In Moabit lebten 1996 30,4 % Ausländer. Bei unserer Erhebung lag der Ausländeranteil bei 20,7 % der Befragten. Die Gründe für die Abweichung wurden bereits weiter oben erläutert. Man kann diesen Wert im Vergleich zu anderen Befragungen (insbesondere schriftlicher Art) als Erfolg verbuchen.

<sup>42</sup> Im Folgenden steht „Moabit“ vereinfachend für die Gesamtheit der untersuchten Kieze.

**Tabelle 48: Stichprobenqualität - Staatsangehörigkeiten der nichtdeutschen Einwohner**

Angaben in %	Tiergarten 2000 (amtliche Statistik)	Befragung Moabit 2000
Türkei	33	42
Ehemaliges Jugoslawien	14	12
EU	15	18
Polen	5	3
Übrige Gebiete	33	26

Quellen: BEZIRKSAMT TIERGARTEN 2000a, Bewohnerbefragung Moabit 2000

Beim Vergleich der Herkunftsländer der ausländischen Bevölkerung sind die Abweichungen zu den amtlichen Statistiken relativ gering (vgl. Tabelle 48). Der höhere Anteil der türkischen Bevölkerung in unseren Daten kann darauf zurückgeführt werden, dass die Befragung in einem Teil Tiergartens durchgeführt wurde, in dem der Anteil der türkischen Bevölkerung relativ höher ist.

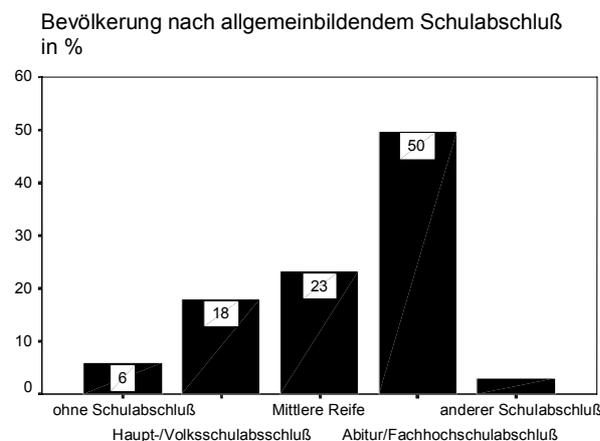
#### 7.1.4.3 Erwerbstätigkeit

Im Bezirk Tiergarten betrug die Erwerbsquote im April 1998 51,6% (BEZIRKSAMT TIERGARTEN 2000a). Die in der Befragung ermittelte Erwerbstätigkeit liegt mit 53,4% etwas darüber.

Die Arbeitslosenquote im Bezirk Tiergarten wurde für 1998 mit 19,9% angegeben, die Befragung ergab 17,7% für Moabit (BEZIRKSAMT TIERGARTEN 2000a). Eigentlich wäre ein umgekehrter Zusammenhang zu erwarten gewesen, da die Arbeitslosigkeit in Moabit in Relation zum gesamten Bezirk höher ist und zum Teil in besonders belasteten Gebieten befragt wurde. Insgesamt deutet aber auch der Indikator Erwerbstätigkeit auf eine relativ gute Stichprobe hin.

#### 7.1.4.4 Bildungsstand

**Abbildung 34: Stichprobenqualität - Schulabschlüsse**



Quelle: Bewohnerbefragung April/Mai 2000

In Abbildung 34 ist die Auswertung der Schulabschlüsse der von uns Befragten dargestellt.

Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Angaben des Bezirksamtes Tiergarten (BEZIRKSAMT TIERGARTEN 2000b), fallen folgende Unterschiede auf: In Tiergarten lag der Anteil der Schulabgänger mit Haupt- und Volksschulabschluss bei 31,1% (Befragung 18%), der mit Abitur/ Fachhochschulreife bei 34,2% (Befragung 50%).

Diese ebenfalls wenig überraschende Diskrepanz dürfte sich aus der unterschiedlich großen Bereitschaft verschiedener Bildungsschichten ergeben, an einer Befragung mitzuwirken.

#### 7.1.4.5 Einkommensstruktur

Ein Vergleich des monatlichen Haushaltsnettoeinkommens ist nur teilweise möglich, da die Befragung mit den „demografischen Standards“ des Arbeitskreises Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute, der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute und des Statistischen Bundesamtes (Stand: 1999) arbeitet und damit andere Kategorien verwendet wurden als im Berliner Mikrozensus. Es ist aber festzustellen, dass in den höheren Einkommensbereichen, d.h. in den Kategorien von 3.000 – 4.000,- und über 5.000,-DM monatlichen Haushaltsnettoeinkommens die erhobenen Werte annähernd mit den amtlichen Daten übereinstimmen (vgl. BEZIRKSAMT TIERGARTEN 2000a, S. 9, und Bewohnerbefragung).

#### 7.1.5 Fazit

Durch den Vergleich unserer Erhebung mit den amtlichen Statistiken kommen wir zu folgenden Schlussfolgerungen:

Die festgestellten Differenzen lassen sich aus der Befragungssituation heraus plausibel erklären, müssen aber – wie geschehen - bei der Interpretation der Daten stets bedacht werden. Insbesondere bei der Betrachtung kleinerer Teilstichproben ist Vorsicht geboten.

Bei weitgehend moderaten Abweichungen der Stichprobe kann dem Datensatz jedoch insgesamt eine hohe Aussagekraft attestiert werden.

## 7.2 Protokoll der Moabit-Exkursion am 27.11.1999

Unsere Exkursion hatte ihren Anfangspunkt am S-Bahnhof Bellevue. Ziel der Exkursion war es, erste Eindrücke von Moabit zu sammeln und das Gebiet kennenlernen, mit dem wir uns noch intensiv auseinandersetzen würden. Einigen Teilnehmern war Moabit noch vollkommen unbekannt. Durch Seminarvorträge waren die Stadtgeschichte von Moabit und die Kiezstruktur bereits geläufig und konnten vertieft werden.

### Abbildung 35: Moabit-Exkursion 1999



Foto: Olaf Schnur

### 7.2.1 Rundgang durch Moabit

Einführend wurde der Bahnhof Bellevue vorgestellt. Er ist einer der ersten Stadtbahnhöfe Berlins und wurde 1882 eröffnet. Ein Blick vom Bahnhof Richtung Siegestsäule, macht die Sicht auf das Hansa-Viertel, ein vornehmes etabliertes Wohnviertel, frei. In diesem Stadtteil befindet sich das Schloss Bellevue, der Bellevuepark, der englische Garten und die Akademie der Künste. Die Moabiter Brücke stellte 1820 die erste Verbindung zwischen Moabit und Tiergarten her. Der Carl-von-Ossietsky Park befindet sich direkt an der Straße Alt-Moabit. Hier befand sich um 1860 der Garten der Villa Pflug. Nachdem die Villa im zweiten Weltkrieg zerstört wurde, entstand dieser Park. Pflug kam in den 50er Jahren nach Moabit. Er stellte mit seinem Betrieb Waren für den Eisenwarenbedarf her. Im Gründerkrach bricht das Unternehmen zusammen.

Gegenüber vom Park befindet sich die Untersuchungshaftanstalt. An dieser Stelle befand sich das Alte Kriminalgericht, welches nach dem Vorbild des Zellengefängnisses erbaut wurde. Bereits im 19. Jahrhundert, ist das Kriminalgericht zu klein geworden. Als Erweiterung wurde von 1902 bis 1906 das Neue Kriminalgericht erbaut. Im Dezember 1906 wurde Schuster Voight, der „Hauptmann von Köpenick“, hier zu vier Jahren Haft verurteilt.

Die St. Johanneskirche in der Wilsnacker Straße wurde im Rahmen des Vorstadtkirchenprogramms von Friedrich Wilhelm III um 1833/35 erbaut. Durch verstärkte Seelsorge sollte dem, durch die schlechten Wohnverhältnisse geförderten, Sittenverfall begegnet werden. Die Kirche wurde im Jahre 1853 nachträglich verändert und ergänzt durch ein Schul- und Pfarrhaus.

Auf der anderen Straßenseite der Kirche steht das Wohnhaus Alt-Moabit 108. Es ist ein gutes Beispiel für ein anspruchsvolles bürgerliches Mietswohnhaus aus dem Jahre 1898. Am Giebel kann man noch das Relief von Albert Borsig erkennen, welcher auch Eigentümer des Geländes war.

Das Gebiet westlich der heutigen Stromstraße und südlich von Alt-Moabit wurde 1846 von August Borsig gekauft. Dort führte er eine Maschinenbauanstalt, die Teile für den Lokomotivbau produziert. 1898 wird die Fabrikanlage abgerissen und in Tegel ein neues Werk errichtet.

Auf dem Grundstück Alt-Moabit 99-103 wird 1887 eine Milchverwertungsfabrik, die Bolle-Meierei gebaut. Anfang des Jahrhunderts bezogen 14 % der Berliner ihre Milch von Bolle. Ende der 60er Jahre wurde die Meierei aufgegeben. 1919 zieht das Weltkino in ein Gebäude ein, 1966 werden hier die Berliner Kammerspiele gegründet.

Das Gelände der Stromstraße 1, 2, 3 wurde 1871 durch den Bäckermeister Schütt erworben. Mühlenanlagen wurden errichtet und eine frühindustrielle Lebensmittelproduktion setzte ein. Kampffmeyer kaufte die Anlagen in den 30er Jahren, sie wurden jedoch während des zweiten Weltkrieges zerstört. In den Nachkriegsjahren wurden neue Mühlenbauten errichtet. 1987 wurden die Anlagen der Mühlen gesprengt. Der Flächennutzungsplan von 1984 schrieb das Gelände als gemischte Baufläche aus. Gewerbliche Nutzung und Wohnnutzung waren geplant. 1988 begann der Bau des Focus-Zentrums. 1994 wurde der letzte Bauabschnitt fertiggestellt.

Das Focus-Teleport Gelände hinter dem Spreebogen Center ist ein Dienstleistungszentrum der Hochtechnologiebranche. Auf 76 000 m<sup>2</sup> Bruttogeschossfläche arbeiteten 1999 rund 2500 Beschäftigte in ca. 130 Firmen. Die Nutzer sind professionelle Firmen des Dienstleistungssektors mit dem Schwerpunkt Kommunikationstechniken. Aus dem Bereich der Informationstechnologie sind Firmen wie Daimler-Chrysler, Compaq und SAP vertreten. Das Gelände soll zu 95 % vermietet sein.

Gegenüber dem Focus Areal befand sich zum Zeitpunkt unserer Exkursion eine Baustelle. Hier stand eine Produktionshalle für EDV-Papiere der Firma NCR. Die Produktion wurde aus der Stadt verlagert. Vier parallel zur Spree angeordnete Bürogebäude sollen hier entstehen. Das geplante Bauende ist im Herbst 2000. Auf den 25 000 m<sup>2</sup> Nutzfläche können 700 neue Arbeitsplätze entstehen. Nach den Angaben von Andreas Winkler, dem Geschäftsführer der Focus-Teleport GmbH, ist  $\frac{3}{4}$  der hinzukommenden Fläche schon vermietet (BRAE, 4.06.1999).

In der Stromstraße 4 und 5 wurden 1853 die ersten, allein zur Vermietung errichteten Wohnhäuser gebaut.

Die Arminius-Markthalle ist eine von 14 Markthallen in Berlin, die zwischen 1867 und 1892 vom Baumeister H. Blankenstein entworfen wurden. 1891 wurde die Arminiushalle eröffnet und existiert wie zwei weitere noch heute. Mit der Halle wollte man die Versorgung der ständig wachsenden Stadtbevölkerung sicherstellen und eine bessere Kontrollmöglichkeit über den Verkauf von frischem Obst und Gemüse schaffen. Damals bot die Halle 300 Händlern Platz, heute findet man nur noch 78 Stände vor (ABELE, 16.02.1997).

Ein großes Problem ist die wachsende Konkurrenz durch „fliegende Händler“ und Billiganbietern. Im Umfeld der Markthalle existieren zahlreich Discount Läden und man spürt den Druck der Großanbieter auf der grünen Wiese (AULICH, 18.10.1996).

## 7.2.2 Exploration dreier Moabiter Wohnquartiere

Ziel des zweiten Teils der Exkursion war eine Gebietsanalyse, welche in Gruppenarbeit vollzogen wurde. Die im Anschluss folgende Route durch die Kieze sollte durch die einzelnen Gruppen festgelegt werden. Die erste Gruppe übernahm den *Stephankiez*, die zweite Gruppe den *Beusselkiez* und die dritte Gruppe untersuchte den südlichen Teil von Moabit, d.h. südlich der Straße Alt-Moabit und zwischen der Strom- und Gotzkowskystraße.

### 7.2.2.1 *Stephankiez*

Das erste Team wählte zur Besichtigung die Straßen Bugenhagenstraße, Bredowstraße, Birkenstraße und Unionsstraße aus. In der Unionsstraße wurde das Unionsplatzprojekt MUT von der Ersten Gruppe vorgestellt.

Die Mietergenossenschaft Unionsplatz Tiergarten wurde am 30.11.1989 von 29 Bewohnern des Sanierungsgebietes gegründet. Denn die Planungen sahen den Abriss aller Häuser am Unionsplatz und die Zerstörung der gesamten Grünflächen vor. Die Genossenschaft versteht sich als dezentraler und gebietsbezogener Träger zur Förderung und Unterstützung einer ökologischen und sozialen Stadterneuerung, mit dem Anspruch, preiswerten Wohnraum zu erhalten und unter Mieterbeteiligung zu sanieren. MUT bietet also Mitbestimmungsrecht, Dauerwohnrecht und bezahlbare Mieten. Ein weiterer Schwerpunkt bei diesem Projekt wurde auf ökologische Sanierung gelegt (MUT, 1994). In der Diskussion über den Kiezcharakter des Gebietes wurde deutlich, dass dieser Bereich eigentlich kein Kiez darstellt. Es fehlt die typische Mitte, d.h. ein kleines Zentrum mit Einkaufsmöglichkeiten, Treffpunkten u.ä..

### 7.2.2.2 *Beusselkiez*

Das zweite Team erachtete folgende Straßen für geeignet: die Waldstraße, die Wiciefstraße die Wittstocker- und die Berlichingenstraße. Die Berlichingenstraße wurde von den Beteiligten kritisch wahrgenommen. Diese Straße hinterlässt einen unfreundlichen und abweisenden Eindruck. Auf der rechten Straßenseite befinden sich Fabrikgebäude, die grau und verlassen aussehen, auf der linken Seite sanierungsbedürftige Häuser zwischen großen Parkplatzflächen. Zur Zeit der Begehung war die Straße menschenleer, auch sonst macht die ganze Straße einen unbewohnten Anschein. Die abgeschiedene Lage wird bedingt durch die Fabrikmauern auf der einen und die Baulücken auf der anderen Straßenseite. Die wenigen vorhandenen Häuser sind durch einen hohen Leerstand gekennzeichnet.

An der Ecke Hutten-/ Berlichingenstraße befindet sich die AEG-Turbinenhalle. Berühmt ist seine typische Bauhaus-Architektur. Diese Halle wurde 1909 von dem Architekten Behrens fertiggestellt.

Summarisch wurde festgestellt, dass sanierungsbedürftige Altbauten charakteristisch für dieses Gebiet sind. Man findet viele Eckkneipen und leerstehende Geschäfte. Es wurden weitere Kennzeichen wie: ökonomischer Niedergang, wirtschaftlich unbelebt, hohe Arbeitslosigkeit und Fluktuation genannt. In diesem

Stadtteil existiert das Problem der hohen Mieten. Aufgrund der Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt von sozial schlecht gestellten Personen und Familien bestehen überdurchschnittlich hohe Mieten im *Beusselkiez*. Eine hohe Überbelegung geht damit einher.

### 7.2.2.3 Südliches Moabit

Das dritte Gruppe erachtete folgende Straßen als repräsentativ für den südlichen Teil Moabits: die Jagow- und die Elberfelderstraße, aber auch die Dortmunder-, Bochumer und die Essener Straße. Diese Gegend beeindruckt durch einladendere Geschäfte, Cafés, Galerien und Naturkostläden. Die bessere Gestaltung der Läden. Man kann auf eine höhere Nachfrage nach qualitativ wertvolleren Waren geschlossen, was wiederum einen Rückschluss auf höhere Einkommensstrukturen erlaubt. Sogar Fahrradparkplätze konnte man in diesem Areal finden. Die Straßen wirkten heller und waren auch wesentlich ruhiger. Die Elberfelderstraße ist sogar als Spielstraße ausgewiesen. Die Häuser haben ebenfalls einen besseren Eindruck hinterlassen, sie wirkten bürgerlicher und befanden sich in einem besser erhaltenem Zustand. Der Großteil der Häuser war saniert. Eine treffende Bemerkung fasste die Eindrücke zusammen: „Sie sehen von Grund auf anders aus“. In der Bochumer Straße hat die Gruppe ein, noch gut erhaltenes Jugendstilhaus ausfindig gemacht. Die Wasserlage, und damit die Nähe zum Spreeufer wurde als positives Standortmerkmal bewertet.

### 7.2.3 Fazit

Im vielen Teilen Moabits sind nur geringe Einkaufsmöglichkeiten vorhanden. Weiterhin ist der Versorgungsbereich durch eine geringe Qualität und Angebotstiefe gekennzeichnet. Es werden fast ausschließlich Waren des täglichen Bedarfs angeboten.

Als generelle Bilanz wurde der starke Gegensatz zwischen der südlichen und nördlichen Turmstraße hervorgehoben. Alle Teilnehmer der Exkursion kamen zu dem Ergebnis, dass diese Gegensätzlichkeit schnell wahrnehmbar ist.

Die Straßen im Süden von Moabit sind breiter und auch bepflanzt. Die Straßen vom *Westfälischen Viertel* sind im Vergleich zu den anderen Moabiter Vierteln durch mehr Sauberkeit aufgefallen. Dieser Sachverhalt trägt einen entscheidenden Beitrag zum Entstehen des persönlichen Eindrucks bei.

#### Für das Protokoll verwendete Artikel:

- Berliner Morgenpost, *Frischer Fisch für das Staatsoberhaupt*, von ABELE, 16. Februar 1997
- Berliner Zeitung, *Sanierung der Arminius Markthalle*, von AULICH, 18. Oktober 1996
- Berliner Morgenpost, *Neubauten entstehen auf Teleport-Areal*, von BRAE, 14. Juni 1999
- MUT, *Eine Genossenschaft für den Unionsplatz*, Berlin, 1994
- Berliner Zeitung, *Internationale Anerkennung für Berliner Focus Teleport*, Unbenannt, 22. September 1995
- Der Tagesspiegel, *Plausch über Pasta*, von VOCHAZER, 3. August, 1998

## 8 Literatur

- ALISCH, M. (1998): *Stadtteilmanagement – Zwischen politischer Strategie und Beruhigungsmittel.* – in: ALISCH, M. (Hrsg.): *Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt.* Opladen: S. 7-22.
- AM ORDE, S. (1999): *Quartiersmanagement am Boxhagener Platz.* In: die tageszeitung. 08/09.10.1999. Berlin.
- ANHEIER, H. (1999): *Dritter Sektor, Ehrenamt und Zivilgesellschaft in Deutschland.* In: KISTLER, E. (Hrsg.): *Perspektiven Gesellschaftlichen Zusammenhalts.* Berlin.
- BASIS GMBH (1993): *Sozialstudie Stephankiez.* Berlin.
- BATHELT, H. (1994): *Die Bedeutung der Regulationstheorie in der wirtschaftsgeographischen Forschung.* Geographische Zeitschrift, 82. Jg., H. 1, S. 67-90
- BAUMAN, Z. (1999): *Unbehagen in der Postmoderne.* Hamburg.
- BAUMERT, K. (1998): *Brauchen wir ein neues Kiezmanagement oder wer nimmt unser Leben in die Hand?* In: MieterEcho. Nr. 270. Berlin.
- BECK, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt am Main
- BECKER, C.; JACOB, B., S.T.E.R.N. (Hrsg.) (1992): *Der Stephankiez. Ein Altbauquartier im Wandel.* Berlin.
- BECKMANN, A. (1994): *Die neue Ungleichheit – Über den Formwandel der Klassenbeziehungen in modernen kapitalistischen Gesellschaften im Lichte der Regulationstheorie,* Frankfurt am Main.
- BERTELS, L. (1987): *Neue Nachbarschaften.* Frankfurt am Main.
- BETROFFENENVERTRETUNG HELMHOLTZPLATZ (2000): *Stellungnahme zur geplanten Zukunftskonferenz Helmholtzplatz.* Berlin.
- BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN (Hrsg.) (1995): *Städtebauliche Entwicklung des Bezirkes Tiergarten an ausgewählten Beispielen.* Berlin.
- BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN (Hrsg.) (2000a): *Bevölkerungs- und Sozialstrukturdaten.* Berlin.
- BEZIRKSAMT TIERGARTEN VON BERLIN (Hrsg.) (2000b): *Gesundheitsbericht.* Berlin.
- BICK, W. (1987): *Lokale Identifikations- und Anpassungsprozesse und Wohnumfeldbedingungen. Stadtteilverbundenheit und -zufriedenheit im Spiegel von Bürgerbefragungen.* Informationen zur Raumentwicklung. Heft 3.1987, S. 119-130.

- BÖLTKEN, F. (1987): *Ortsgebundenheit und Ortsverbundenheit. Empirische Befunde im Zeit- und Regionalvergleich*. Informationen zur Raumentwicklung. Heft 3.1987, S. 147-155
- BORST, R., KRÄTKE, S., MAYER, M. et al. (Hrsg.) (1990): *Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte*. Basel, Boston.
- BOURDIEU, P. (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital und soziales Kapital*. In: Kregel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*, (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen. S. 183-198.
- BOURDIEU, P. (1995): *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main.
- BUNDESAMT FÜR BAUWESEN UND RAUMORDNUNG (Hrsg.) (1998): *Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren*. Arbeitspapiere 6/1998; Bonn.
- COLEMAN, J. S. (1991): *Grundlagen der Sozialtheorie*. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. Oldenburg, München
- EICK, V. (1998): *Blockwarte am „Runden Tisch“*. *Kriminalprävention als kommunales Quartiersmanagement*. In: MieterEcho. Nr. 270. Berlin.
- ENQUETEKOMMISSION „Zukunftsfähiges Berlin“ (1999): *Zukunftsfähiges Berlin*. Bericht der Enquetekommission „Zukunftsfähiges Berlin“. Berlin, S. 58
- ESCHER, F. (1981): *Siedlungsgeschichte Moabits*. – in: K. H. Schwarz (Hrsg.): *Berlin: Von der Residenzstadt zur Industriemetropole. Die Entwicklung der Industriestadt Berlin – das Beispiel Moabit*. (Band 1). Berlin: S. 443 – 452.
- ESSER, H. (1987): *Lokale Identifikation im Ruhrgebiet. Zur allgemeinen Erklärung einer speziellen Angelegenheit*. Informationen zur Raumentwicklung. Heft 3.1987, S. 109-118.
- ETZIONI, A. (1988): *Die Entdeckung des Gemeinwesens. Das Programm des Kommunitarismus*. Frankfurt/New York
- FASSBINDER, H. (Hg.) (1997): *Die Produktion der Zukunft – Stadtplanung in der Zivilgesellschaft*. In: SCHMALS K.M; HEINELT H. (Hg.): *Zivile Gesellschaft – Entwicklungshintergründe, Defizite, Potenziale*, S. 197-218. Opladen.
- FUCHS-HEINRITZ, W. et al (Hrsg.) (1994): *Lexikon zur Soziologie*. Westdeutscher Verlag, 3. Auflage, Opladen. S. 513.
- GEBHARDT, H.; SCHWEIZER, G. (1995): *Zuhause in der Großstadt: Ortsbindung und lokale Identifikation im Verdichtungsraum Köln* (=Kölner Geographische Arbeiten). Köln.
- GEIBLER, C. 1998: *Urbanität durch Solidarität – Hält das soziale und kulturelle Netzwerk der Stadt?* In: SAUBERZWEIG, DIETER; LAITENBERGER, WALTER (Hrsg.): *Stadt der Zukunft – Zukunft der Stadt*. Baden-Baden. S. 113-130.

- GERLACH, P.; APOLINARSKI, I. (1997): *Identitätsbildung und Stadtentwicklung: Analysen, Befunde, planungstheoretische und -methodische Ansätze für eine aktivierende Stadterneuerung - dargestellt am Beispiel Berlin-Friedrichshain*. Frankfurt / Main.
- GÖSCHEL, A. (1987): *Lokale Identität: Hypothesen und Befunde über Stadtteilbindung in Großstädten*. Informationen zur Raumentwicklung. Heft 3.1987, S. 91-107.
- GREEN GUERILLAS: [www.greenguerillas.org](http://www.greenguerillas.org)
- GRÜNSTEIDEL, I.; SCHNEIDER-SLIWA, R. (1999): *Community Garden – Bewegung in New York City*. In: Geographische Rundschau Heft 4, Jahrg. 51, S. 203-209. Braunschweig.
- HABERMAS, J. (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt am Main
- HAMM, B. (1973): *Betrifft: Nachbarschaft*. Düsseldorf.
- HAMM, B. (1990): *Nachbarschaft*. In: L. Kruse et al. (Hrsg.): *Ökologische Psychologie*, München.
- HAMM, B. (1998): *Nachbarschaft*. In: Häußermann, Hartmut.: *Großstadt – Soziologische Stichworte*. Opladen. S. 172–181.
- HAMM, B.; NEUMANN, I. (1996): *Siedlungs-, Umwelt- und Planungssoziologie*. Opladen. Kapitel 6: Territoriales Verhalten. S. 231-248.
- HARTWICH, H. (1998): *Die Europäisierung des deutschen Wirtschaftssystems*. Opladen
- HAUG, S. (1997): *Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Arbeitspapiere*. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Mannheim.
- HEINZE, R.; OLK, T. (1999): *Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement*. In: KISTLER, E. (Hrsg.): *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts*. Berlin.
- HEINZE, W. G. (1993): *Verkehrswirtschaft und Verkehrspolitik*. TU Berlin.
- HOFMEISTER, B. (1981): *Moabit: Durchgangsstation im Zuge der Randwanderung der Industrie?* – in: K. H. Schwarz (Hrsg.): *Berlin: Von der Residenzstadt zur Industriemetropole. Die Entwicklung der Industriestadt Berlin – das Beispiel Moabit*. (Band 1). Berlin: S. 183 – 190.
- HÜBNER, K. (1989): *Theorie der Regulation – eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der politischen Ökonomie*. Berlin.
- HUCKE, J.; SCHÖNHERR, M. (1997) - in: BBauBl, 6/97; S. 411-420
- JAHN, W; LANZ, S. (2000): *Die Stadt der Eigentümer*. In: zitty. Nr.15/ 2000. Berlin.

- KEBIR, S. (1997): *Gramscis Begriff der Zivilgesellschaft*. Hamburg.
- KEIL, R. (1995): *Von Blade Runner zu Pulp Fiction? Die Wiederaneignung des Politischen durch die Organisation des städtischen Raums*. – In: STRÄTER, F. (Hrsg.): Los Angeles – Berlin: Stadt der Zukunft, Zukunft der Stadt. Berlin, S. 42-53
- KOLHOFF, W. (1999): *Kiez*. In: Berliner Zeitung, 23.7.1999, Berlin.
- KONTER, E. (1997): *Lebensraum Stadt- Stadt Regulation: Grundlegung einer Planungstheorie und –soziologie*. Berlin.
- KRÄTKE, S. (1991): *Strukturwandel der Städte: Städtesystem und Grundstücksmarkt in der postfordistischen Ära*. Frankfurt am Main.
- KRÄTKE, S. (1995): *Stadt, Raum, Ökonomie: Einführung in aktuelle Problemfelder der Stadtökonomie und Wirtschaftsgeographie*. Basel.
- LESER, H. (Hg.) (1997): *Diercke / Wörterbuch Allgemeine Geographie*. Braunschweig.
- LÜSCHEN, G. (1989): *Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft*. In: R. NAVE-HERZ; M. MAREFKA (Hrsg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 1, Neuwied, S. 435-452.
- LYNCH, K. (1960): *The Image of the City*. Cambridge (Mass.), London
- MAYER, M. (1990): *Lokale Politik in der unternehmerischen Stadt in: Das neue Gesicht der Städte*. Basel, Boston: S. 190-208
- MOLLE, A. (1999): *Die Würfel sind gefallen*. In: VorOrt. Bauen und Wohnen in Prenzlauer Berg Nr. 2/1999. Berlin.
- OSSENBRÜGGE, J. (1992): *Der Regulationsansatz in der deutschsprachigen Stadtforschung*. In: *Geographische Zeitschrift*, Jg. 80. S.121-127
- PRESSE- UND INFORMATIONSDIENST DES LANDES BERLIN (Hrsg.) (1995): *Berlin Handbuch*. Berlin.
- PUTNAM, R. D. (1995): *Bowling Alone. America's Declining Social Capital*, in: *Journal of Democracy*; aus: [http:// 128.220.50.88/ demo/ journal\\_of\\_ democracy/ v006/ putnam.html](http://128.220.50.88/demo/journal_of_democracy/v006/putnam.html)
- RADA, U. (1998): *Zauberformel Quartiersmanagement*. In: die tageszeitung. 16.07.1998. Berlin.
- RADA, U. (1998b): *Manager gegen die Verelendung*. In: die tageszeitung. 12./13.12.1998. Berlin.
- RADA, U. (1998c): *Berlin – Hauptstadt der Verdrängung*. Berlin, S. 234
- RADA, U. (1999): *An Symptomen kuriert*. In: die tageszeitung. 16.02.1999. Berlin.
- REICH, C. (1998): *Was ist das- ein Quartiersmanager?*. In: MieterEcho. Nr. 270. Berlin.

- REUBER, P. (1993): *Heimat in der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie zu Raumbezug und Entstehung von Ortsbindung am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel*. Kölner Geographische Arbeiten, Heft 58. Köln.
- S.T.E.R.N Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbH (Hrsg.) (1993): *Vorbereitende Untersuchung Berlin-Tiergarten Beusselkiez*. Berlin.
- S.T.E.R.N Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbH (Hrsg.) (?): *Vorbereitende Untersuchung Berlin-Tiergarten Lehrter Straße*. Berlin.
- S.T.E.R.N. Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbH (Hrsg.) (1991): *Weichenstellungen. Geschichte und Zukunft der Lehrter Straße*. Berlin.
- SCHMALS, K.M. (1997): *Zivile Urbanität – Von der Großen Erzählung zum Wechselspiel kleiner Erzählungen*. In: SCHMALS K.M / HEINELT H. (Hg.): *Zivile Gesellschaft – Entwicklungshintergründe, Defizite, Potenziale*, S. 399-422. Opladen.
- SCHMALS, K.M. u. HEINELT, H. (1997): *Anspruch und Wirklichkeit ziviler Gesellschaften -Editorial*. In: SCHMALS, K.M. (Hg) u. HEINELT, H. (1997): *Zivile Gesellschaft- Entwicklungshintergründe, Defizite, Potenziale*, S. 9-28. Opladen
- SCHNUR, O. (1999): *Sozialkapital und Stadtentwicklung: Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven - auch für die kommunale Praxis?* – In: *RaumPlanung* 87, S. 255-262
- SCHWARZ, K. (1981): *Berlin: Von der Residenzstadt zur Industriemetropole. Die Entwicklung der Industriestadt Berlin - das Beispiel Moabit*. (3 Bände) Berlin.
- SELLE, K. (1997): *Kooperation im intermediären Bereich – Planung zwischen „Commodifizierung“ und „zivilgesellschaftlicher Transformation“*. In: SCHMALS, K.M. (Hrsg.), *Zivile Gesellschaft – Entwicklungshintergründe, Defizite, Potenziale* (S. 29-58) : Opladen.
- SELLE, K. (1997a): *Vom ganzheitlichen Projekt staatlicher Planung zur auch zivilgesellschaftlichen Gestaltung alltäglicher Lebenswelten*. SCHMALS, K.M. (Hrsg.), *Zivile Gesellschaft – Entwicklungshintergründe, Defizite, Potenziale* (S. 42): Opladen
- SENATSWERWALTUNG FÜR BAU UND WOHNUNGSWESEN (Hrsg.) (1994): *Lehrter Kreuzungsbahnhof – Projektstudien*. Städtebau und Architektur - Bericht 27. Berlin.
- SenSUT (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie) (Hrsg.) (1998): *Sozialorientierte Stadtentwicklung*. Berlin.
- SenSUT (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie) (Hrsg.) (1999): *Exposé zur Einrichtung von Quartiersmanagement*. Berlin.
- STADTRAT (Hrsg.)(1998): *Umkämpfte Räume*. Berlin, S. 185
- STEGLICH, U. (1998): *Der Senator, die Schlaghosen und der Milieuschutz*. In: *MieterEcho*. Nr. 271. Berlin.

- THIENEL – SAAGE, I. (1981): *Wohnungsbau und Wohnverhältnisse im Industriestandort Moabit*. – in: K. H. Schwarz (Hrsg.): Berlin: Von der Residenzstadt zur Industriemetropole. Die Entwicklung der Industriestadt Berlin – das Beispiel Moabit. (Band 1). Berlin: S. 505 – 518.
- TOPOS Stadtforschung (1999): *Erhaltungsverordnung im Stephankiez, Auswirkungen auf Sozialstruktur und Mieten*. Berlin.
- WECK, S. (1995): *Neue Kooperationsformen in Stadtregionen – eine regulationstheoretische Einordnung*. Dortmund
- WEGENER, B. (1987): *Vom Nutzen entfernter Bekannter*. – in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39, S. 278-301
- WEICHERT, P. (1990): *Raumbezogene Identität*. Stuttgart.
- WILSON, P. A. (1997): *Building Social Capital: A Learning Agenda for the Twenty-first Century*. In: Urban Studies, Vol. 34, Nu. 5-6. Carfax Publishing, Hants. S. 745-760

**ARBEITSBERICHTE**  
**Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin**  
ISSN 0947-0360

- Heft 32: **T. Ammerl, D. Bareis, O. Baume, B. Beier, M. Vetter** (Hrsg.): Ökologische und ökonomische Fragen ausgewählter Landschaften auf Cuba. Berlin 1998.
- Heft 33: **A. Klima, E. Kulke** (Hrsg.): Mexico - Bericht zur wirtschaftsgeographischen Hauptexkursion 1998. Berlin 1998.
- Heft 34: **B. Nitz, M. Schulz** (Hrsg.): Mittel- und Nordkalifornien - Bericht zur Hauptexkursion Juli/August 1998. Berlin 1999.
- Heft 35: **O. Gewand, M. Goeze, J. Hennig, S. Nöthen:** Demographische Segregation in deutschen Städten. Berlin 1999.
- Heft 36: **Geographisches Institut** (Hrsg.): Laudationes und Erinnerungen. Zu Festveranstaltungen am Geographischen Institut 1996 und 1999. Berlin 1999.
- Heft 37: **L. Böttner:** Die jungquartäre Landschaftsentwicklung im Bereich der Tal-sandfläche von Märkisch Buchholz. Berlin 1999.
- Heft 38: **A. Börner, H. Lüpfert** (Hrsg.): Festschrift für Prof. Dr. sc. Bernhard Nitz zum 65. Geburtstag. Berlin 1999.
- Heft 39: **R. Kleßen** (Hrsg.): Exkursionsführer Wienroder Becken. Berlin 1999.
- Heft 40: **W. Endlicher; J. Fiedler** (Hrsg.): Frankreich – Bericht zur physisch-geographischen Hauptexkursion 1999. Berlin 2000.
- Heft 41: **B. Nitz; R. Kleßen** (Hrsg.): Schwäbische Alb – Hegau – Allgäu – Bericht zur phys.-geogr. Hauptexkursion 1998
- Heft 42: **R. Kleßen, I. Schulz** (Hrsg.): Slowakei – Nordungarn – Tschechien: Bericht zur Hauptexkursion 1999
- Heft 43: **A. Klima, E. Kulke** (Hrsg.): Kuba - Bericht zur wirtschaftsgeographischen Hauptexkursion 1999. Berlin 2000.
- Heft 44: **J. Hennig:** Wechselbeziehung zwischen demographischer Segregation und Bebauungsstruktur am Beispiel ausgewählter Städte der neuen und alten Bundesländer. Berlin 2000.
- Heft 45: **N. Richter:** Verlagerung von Parlament und Regierung von Bonn nach Berlin - Auswirkungen auf das Wohnen der vom Umzug betroffenen Haushalte. Berlin 2000.
- Heft 46: **R. Kleßen** (Hrsg.): Historischer Bergbau und Hüttenwesen im Mittelharz – Exkursionsführer. Berlin 2000.
- Heft 47: **S. Wurm:** Eco-Tourism in Vietnam – A Preliminary Feasibility Study for Phong Nha-Ke Bang Protected Area. Berlin 2000.
- Heft 48: **O. Schnur** (Hrsg.): Nachbarschaft, Sozialkapital & Bürgerengagement: Potenziale sozialer Stadtteilentwicklung? Eine Analyse am Beispiel von vier Wohnquartieren des Stadtteils Moabit (Berlin-Tiergarten)